Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

6. Jahrg. – Nr. 14 Einzelnummer 15 Pf.

Sonntag, 4. April 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Mit vollen Segeln in die Welt hinaus

Auf den schwankenden Sprossen der Wanten, inmitten des Gewirrs von Rahen, Tauen und Stengen, steht der Schiffsjunge und winkt mit seiner blauen Mütze einen fröhlichen Gruß in die weite Welt. Hoch über der schäumenden See steht er da, lauscht auf das Singen des Windes in der Takelage und sonnt sich im stolzen Bewußtsein seiner jungen Seemannschaft. Vor wenigen Wochen noch drückte er die Schulbank und büffelte gehorsam, um mit einem guten Entlassungszeugnis seinem Vater die Erlaubnis abzuschmeicheln, zur See gehen zu dürfen. Nun ist sein sehnlichster Wunsch erfüllt: auf einer stolzen Viermastbark hat er seine erste Seereise angetreten.

Gern denkt er zurück an die Stunden glücklicher Erregung, als er mit seinem Vater und dem Heuerbaas, der ihm das Schiff verschafft hatte, die Ausrüstungsgeschäfte im Hafenviertel aufsuchte, wo er alles bekam, was zu einem Seemann gehört, vom Nähzeug bis zum Rabdoc (Seesack), in dem nach Anleitung des Heuerbaas alles sachgemäß verstaut wurde. Und oft noch wird er an die Stunde denken, als der blaue Peter (Flagge „P") gehißt wurde, der das Signal war zur Abreise. Wohl wurden ihm die Augen feucht, als die Bark hinausglitt in den offenen Strom und die Türme der deutschen Hafenstadt im Nebelgrau versanken, und mit ihnen Alles, was ihm bis dahin Vaterhaus und Heimat bedeutet hatte, doch bald siegten jugendliche Abenteuerlust und Neugierde und ließen ihn begeistert der fremden Welt entgegensehen, in die er nun hinausfuhr.

Alles ist nun überstanden, auch die ersten Tage des Heimwehs und der Seekrankheit. Vorüber ist das Gefühl des Schwindels, das ihn befiel, als ihn das Pfeifensignal des Bootsmannes zum ersten Mal hinauftrieb in die schwindelnde Höhe des Maskkorbs. Fester und sicherer sind seine Schritte und Griffe geworden, wenn er die Wanten aufentert und schon wiegt er sich leicht in den Hüften, wenn er über das schwankende Deck geht. Er ist jung und fügsam und paßt sich schnell an die ungewohnte Umgebung an. Bald schläft er in seiner harten engen Koje so gut wie einst in dem vertrauten Jungenbett zuhaus. Auch an die Schiffskost gewöhnt er sich schnell. Das Salzfleisch und den Klippfisch zwar sieht er noch mit einigem Mißtrauen an und fettes Eisbein mit Sauerkraut sind auch nicht gerade geeignet, über das erste und schlimmste Stadium der Seekrankheit hinwegzuhelfen. Bald kann er die Küchenroutine auswendig und weiß, daß es am Samstag Plummen mit Klüten gibt, das Lieblingsessen aller deutschen Seeleute und am Sonntagnachmittag „Panzerplatten" (Streußelkuchen).

Noch hat er keinen Sturm erlebt. Das prächtige Vollschiff das nun seine zweite Heimat werden soll, gleitet noch ruhig und nur mit saftem Wiegen und Rollen durch die Stille der südlichen Breiten. Bis jetzt war noch immer Mühenwetter (Schönwetter). Andere, weniger schöne Tage werden kommen, an denen die See rast und der Sturm brüllt und tobt. Und dunkle Sturmnächte werden kommen, in denen man nicht die Hand vor Augen sieht. Dann geht droben durch die Takelage ein Wimmern und Pfeifen, als sauste ein Heer von tausend Wildkatzen durch die Luft und schwere Brecher schlagen über die Verschanzung, so daß der Rudersmann sich anseilen muß, um nicht über Bord gespült zu werden. Dann wird es sich zeigen, ob in dem jungen Menschen, der da noch fröhlich und unbeschwert an den dünnen Wantensprossen hängt, das Zeug zu einem Manne steckt, der in aller Zukunft seinen Weg erkämpfen kann.

Doch auch schöne herrliche Tage werden kommen, von denen er sich auch noch nichts

„Auf hoher See" Zeichnung von Bruno Granass / (Bavaria-Verlag)

ALTES ERBE / *Von Hans Friedrich Blunck*

Immer, seh ich das Meer, treibt mich das Verlangen
In die brandenden Weiten mich hinzutragen,
Unter die reitende Böe die weißen Schwingen
Meiner Segel zu spreiten und mit ihr zu jagen.

Immer hinter dem Meer blühn wärmere Länder,
Ueppige Trauben und Berge, die bräunlich verrinnen,
Wandern die Blicke durch schweres graues Gewölk
In ein Geleucht gleich Sonne auf Türmen und Zinnen.

Immer, seh ich die Sturmsee, locken die Alten,
Macht aus vielen Ahnen ein zitternder Ruf,
Fährt mein Schiff schon mit den reitenden Böen,
Glitzernde Strande zu suchen auf weißem Huf.

träumen läßt. Tage, an denen er erst die ganze berauschende Romantik des Seemannslebens erkennen wird. Tropische Eilande von ungeahnter Schönheit wird er schauen, und sein Herz wird klopfen, wenn er nach wochenlangem Einerlei von Wasser und Himmel zum ersten Mal das dunkle Gebirgsmassiv einer fremden Küste erblickt.

Noch ist ein weiter Weg bis zum „Fahrensmann", und hart ist die Schule der Schiffsausbildung, die einen ganzen Mann aus ihm machen soll. Vorläufig ist er nur Schiffsjunge und „Moses", der allen zu gehorchen hat. Doch er ist stolz darauf, auf einem Segelschiff zu dienen, auf dem noch etwas von der letzten Romantik des Seemannslebens zu finden ist. Er blickt mit Verachtung auf die „Dualmkutschen", die in schnellerer Fahrt an ihnen vorbeilaufen. Doch eines Tages wird auch er einen „eisernen Timer" betreten müssen, denn die Zeit schreitet vorwärts und macht den zum Sieger, der zuerst am Ziele ankommt. Wenn er dann einmal mit den goldenen Aermelstreifen eines Offiziers auf der Kommandobrücke eines der modernen Ozeanriesen steht, dann wird er immer gern an die versunkenen Tage zurückdenken, da er als bescheidener Decksjunge auf dem alten Vollschiff Navigation und Manneszucht erlernte.

Viele Stufen muß er noch erklimmen, vom Decksjungen zum Leichtmatrosen, zum Vollmatrosen, dann wird er sich das Steuermannspatent holen, als jüngster Offizier fahren, noch einmal die Schule besuchen, um das Schiffsexamen abzulegen, und dann wird er sich langsam, aber stetig dem Ziele nähern, das ihm seit seinen Knabenjahren vorschwebte: selbst einmal Kommandant eines Schiffes zu sein.

Weit und mühselig ist der Weg, der vor unserm fröhlichen Schiffsjungen liegt, doch dafür wird er auch einmal zu den Männern gehören, die draußen in der Welt Zeugnis ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Manneszucht und den deutschen Farben im Auslande Achtung verschaffen.

H. S. L.

Von Kalifornien aus in den Weltenraum

Mit Optikerlinsen gegen die Unendlichkeit

In der kalifornischen Stadt Pasadena arbeiten seit einem Vierteljahr ein Dutzend der gewiegtesten Optiker der Vereinigten Staaten am Schliff der größten Fernrohrlinse der Welt. Sie hat schon während des Gusses von sich reden gemacht, weil sie mit ihrem Durchmesser von fünf Meter tatsächlich das größte optische Glasstück ist, das je eine Hütte verlassen hat.

Die Sternwarte auf dem Mount Palomar in Kalifornien soll nach dem Willen ihrer Stifter das lichtkräftigste Teleskop erhalten, wozu besagte Linse das Objekt abgeben wird. Tatsächlich ist eine Linsenöffnung von fünf Metern so gewaltig, daß selbst die amerikanischen, mit den modernsten und umfangreichsten Einrichtungen ausgestatteten Sternwarten übertroffen werden müssen. Denn schließlich ist ein astronomisches Fernrohr mit einer Objektivöffnung, daß ein Großstadtomnibus bequem hindurch fahren kann, eine Seltenheit, die wert ist, besprochen zu werden.

Zunächst jedoch hängt alles vom Gelingen des Schliffes des 400 Zentner schweren „Spiegels" ab. Es gibt Optiker — und die großen optischen Werkstätten in Deutschland, die wegen ihrer Qualitätsarbeit berühmt sind, legen Wert gerade auf die Beschäftigung solcher Künstler — die so ungefähr das Gegenstück zu der Arbeit der Linsenschleifer in Pasadena sind. Sie stellen die winzigen Linsen für moderne Ultramikroskope her. Solche Linsen sind in der Oeffentlichkeit kaum bekannt, und selbst im Mikroskop treten sie nicht in die Erscheinung. Wenn die Optiker in Kalifornien sich mit einem Glasstück von fünf Meter Durchmesser und 400 Zentner Gewicht abplagen müssen, so stellen ihre erwähnten deutschen Kollegen Linsen her, die einen einzigen Millimeter im Durchmesser haben. Man könnte also 5000 dieser Mikrolinsen hintereinander legen, um erst dann zwei entgegengesetzte Punkte des Umfanges der Riesenlinse verbinden zu können.

Man darf natürlich nicht die Arbeit der deutschen und der amerikanischen Linsenschleifer gegeneinander ausspielen. Die eine ist so wertvoll wie die andere, und wenn die Astronomen in Ueberfee die Größe des Weltalls erforschen wollen, so erkennen deutsche Forscher mit den Mikrolinsen die Kleinheit der lebenden und der toten Welt. Warum, so fragt man, müssen die Amerikaner so gewaltige Linsen von so unfaßbarer Genauigkeit des Schliffes haben, da doch wohl von jeder guten Sternwarte das System der Himmelskörper, bester gesagt, des Weltenraumes, betrachtet und erforscht werden kann?

Die Sternwarte auf dem Mount Palomar hat sich ganz besondere Aufgaben gestellt. Vor wenigst die Wissenschaft mit den Sonnen und Planeten nicht, die bisher aufgefunden wurden; noch weiter in den Weltenraum vorzudringen ist ihre Arbeit, die nur mit Hilfe so großer optischer Instrumente ausgeführt werden kann. Und so müssen wir einen Blick in die Werkstatt der Weltraumforscher tun, uns zunächst jedoch einige astronomische Zahlen ins Gedächtnis zurückrufen.

Entfernungen, wie sie der Weltraumforscher vorfindet und wie sie mit modernen Teleskopen überbrückt werden sollen, können nur nach Lichtjahren berechnet und bezeichnet werden. Ein „Lichtjahr" ist die Entfernung, die das Licht in einem Jahre zurücklegt, wobei es in jeder Sekunde — wir wollen uns diese Strecke einprägen — 300 000 Kilometer hinter sich bringt. Ein Lichtjahr hier in Kilometer auszudrücken, hätte keinen Sinn; nur Mathematiker könnten etwas mit dieser Zahl anfangen.

Also: Es ist bekannt in der wissenschaftlichen Welt, daß von der amerikanischen Mount-Wilson-Sternwarte Sonnensysteme photographiert wurden, die 250 Millionen Lichtjahre von der Erde entfernt sind. Wir wiederholen noch einmal, um die Leser nicht an einen Druckfehler glauben zu lassen: In jeder Sekunde eines Lichtjahres werden 300 000 Kilometer zurückgelegt, und die von der Wilson-Sternwarte aufgefundenen Sonnen sind 250 Millionen Lichtjahre entfernt! Wissensdurstig wie Forscher nun einmal sind, geben sie sich damit nicht zufrieden. Das Wilson-Teleskop mißt 2,5 Meter im Objektivdurchmesser, folglich, so faßten sich die Astronomen, muß ein doppelt so großer Spiegel uns noch weiter entfernte Sonnensysteme näher bringen.

Die Wissenschaft von den Sonnensystemen ist ebenso interessant, wie sie in ihren größten Erkenntnissen neueren Datums ist. Die Ansicht, daß die Sternhaufen der Milchstraßen und die sog. Spiralnebel, die überall im Weltraum zu finden sind, sich aus Millionen, ja, vielleicht Milliarden einzelner Weltraumkörper, aus „Sonnen", zusammensetzen, ist durch die Beobachtungen und Photographien mittels neuzeitlicher Riesenteleskope immer wieder erhärtet worden. In die Systeme dieser Millionen von Lichtjahren entfernten Sonnenvereinigungen Licht zu bringen, sie zu erforschen, sie kennen zu lernen, zu photographieren und die Aufnahmen zur Erweiterung der Sternkarten zu verwenden, das ist die Arbeit, die mit Riesenfernrohren und Riesenlinsen geleistet werden wird.

Man weiß jetzt schon, daß die Ausdehnung der einzelnen Sonnensysteme so groß ist, daß das Licht von einem Ende des Systems zum anderen 100 000 und mehr Lichtjahre gebraucht. Von solchen gewaltigen Systemen wimmelt es geradezu im Weltenraum. Die Astronomen haben jetzt schon Mühe, die einzelnen Sternanhäufungen auseinander zu halten, und immer wieder werden neue entdeckt. Was unser Sonnensystem anfangt, von dem unser scheinbares Zentralgestirn, „unsere Sonne", auch nur wieder ein winziger Stern ist, so weiß man, daß es vom nächsten System etwa zwei Millionen Lichtjahre entfernt ist. So gewaltige Entfernungen gilt es für die „Sternenfinder" zu überbrücken — weiß Gott, vor ihrer Wissenschaft und vor der Kunst moderner Optiker bekommen wir einen großen Respekt!

Wie weit das neue, im Entstehen begriffene Teleskop von Pasadena in den uns noch unbekannten Weltraum vordringen wird, muß die Erfahrung lehren. Wenn der Schliff nach Wunsch und Berechnung gelingt, wenn die geschliffene Linse das hält, was der gewiß komplizierte Guß der unerhörten Glasmasse verspricht, dann wird uns winzigen Erdenmenschen ein weiterer Schritt in die Unendlichkeit des Weltenraumes gestattet sein.

Die Sternwarte auf dem Mount Palomar wird eine ganze Strecke von menschlichen Ansiedlungen entfernt sein. Rauch, Ruß und Stadtdunst, der den Himmel verdunkeln könnte, sollen ausgeschaltet werden, denn nur ein durch Licht und Luft möglichst unbeeinflußter Himmel bietet den Astronomen richtige Arbeitsgelegenheit.

150 000 Sänger marschieren in Breslau auf

Die singende Großstadt

Die umfangreichen Vorbereitungen zum 12. Deutschen Sängerbundesfest. — Das fahrbare Dirigentenpult und der haushohe Befehlssturm

Tausende von Menschen strömen an einem schönen Sonntagnachmittag hinaus zu den großen Sportfeldern im Westen der Stadt Breslau. Aber all die Männer, Frauen und Kinder, die im riesigen Oval der neuen Schlesierkampfbahn oder auf dem weiten Grün der Friesenwiese versammelt sind, sind diesmal nicht gekommen, um Zeugen spannender sportlicher Wettkämpfe zu sein, nein, sie suchen sich eben an, aus vollen Kehlen in die Welt zu singen, zu singen und immer wieder zu singen, bis die Herren Professoren, die Architekten und Schallsachverständigen, die mit lauschenden Ohren und geheimnisvollen Meßapparaten Aufstellung genommen haben, das Zeichen zum Abschluß geben. Dieses machtvolle Proben singen der Breslauer Gesangvereine, das dieser Tage vor Vertretern des Reichspropagandaministeriums und der Reichskulturkammer stattfand, um die akustischen Verhältnisse auf diesen beiden größten Sportanlagen des deutschen Ostens einer genauen Prüfung zu unterziehen, war nur ein kleiner Teil aus den umfangreichen Vorbereitungen, die zum 12. Deutschen-Sängerbund-Fest 1937 in Breslau schon seit Monaten getroffen werden.

Fabelhafte Hände regen sich seit Monaten unermüdlich, um den räumlichen und technischen Bedingungen, die dieses machtvolle Bekenntnis zum deutschen Lied erfordern, gerecht zu werden. Lassen wir am besten Zahlen sprechen. Denn diese sieben haften Ziffern, mit denen Breslau in jeder Beziehung gegenwärtig rechnen muß, geben den besten Ueberblick über die gewaltigen organisatorischen und technischen Aufgaben, die die sächsische Metropole zu bewältigen hat. Nicht weniger als 250 000 Besucher aus aller Welt, darunter allein 150 000 Sänger, werden Gäste der singenden Großstadt sein; Massenchöre, die 30 000 bis 40 000 Stimmen vereinigen, werden das deutsche Lied in einer unerhörten Klangfülle ausbreiten lassen. Man hat inzwischen nach monatelanger Arbeit das Hermann-Göring-Spielfeld im Westen Breslaus zu einem gewaltigen Aufmarschgelände ausgebaut, das mit seinen 140 000 Quadratmetern Gesamtfläche den Umfang der Nürnberger Zeppelinwiese noch ein gutes Stück übertrifft. Da ist zunächst die Friesenwiese, die eingesäumt ist von überdachten Tribünen, die mehr als 100 000 Zuschauern Platz bieten, während das Feld selbst fast eine halbe Million Mitwirkende fassen kann. In der Mitte wuchtet ein 30 Meter hoher Befehlsturm auf, von dem aus das Massenaufgebot von Tönen geleitet werden soll.

Das Podium der Dreißigtausend

Auch die Schlesierkampfbahn ist für die Zwecke des Sängerfestes einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen worden. Man hat hier an der Nordseite ein Podium errichtet, wie es in dieser Größe sicher in der Welt noch nicht gesehen wurde: 30 000 Sänger, also die Einwohnerzahl einer ganzen Stadt, finden auf seinen Brettern Aufstellung. Damit nun der Chorleiter diese Masse besser bewältigen kann, wurde ein besonderes Dirigentenpult konstruiert, das auf einen Druck hin sich nach allen Seiten drehen und bewegen läßt. An 18 Meter hohen Lichtmasten sind mächtige Scheinwerfer angebracht, die ihr gleißendes Licht in den Weihestunden des Abends verschwenden werden.

Eine wichtige Rolle bei den baulichen Veränderungen spielte die Akustik. Die bekannten Fachleute der Schallehre hatten sich mit dieser Frage beschäftigt und den Architekten Berechnungen vorgelegt, die bei der Erstellung der Pläne genau berücksichtigt werden mußten. Dabei bereitete insbesondere die Nachhallzeit halle in Breslau, die im Jahre 1913 anläßlich des Jubiläums der Befreiungskriege hier errichtet worden ist, große Schwierigkeiten. Man hatte festgestellt, daß die eigenartige Kuppelkonstruktion dieses achteckigen Rundbaues einen Nachhall bis zu 7 Sekunden dauer hervorrief. Professor Michel von der Technischen Hochschule in Hannover hatte wochenlange Versuche angestellt, bis er die richtige Lösung fand, und die Fachautoritäten auch nach schalltechnischen Gesetzen umgebaut werden konnte. Auch die berühmte Breslauer Orgel hat, damit sie im kommenden Juli machtvoll erklingen kann, eine durchgreifende Umgestaltung und Modernisierung erfahren, so daß Breslau jetzt eine der größten und schönsten Orgelwerke der Welt besitzt. 25 000 Menschen werden ihren aufrüttelnden Klängen lauschen, wenn das 12. Sängerbundfest mit einem machtvollen Bezirkssingen startet am 28. Juli 1937 eröffnet werden wird.

Aus einem alten Buch

„Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hafmann als Magd in das Haus eines bertigen Bürgers und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete ein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allerdings nach dem Hubertusburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherren ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern sozusagen als ein wertgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch ihre Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du" sagte sie zu ihrem Brotherrn, „ich mir dein Kind ein wenig", denn sie mochte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und ihrer Frömmigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt Ihr das", sagte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen, und Eure Knie kaum Euch selber halten können. Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da traten dem Vater und den Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch", sagte er zu ihr, „alles was Ihr an mir und an meinen Vätern getan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen." Einundsechzig Jahre war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und hatte Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens."

Aus „Veronika Hafmann" von Johann Peter Hebel.

Das Gedicht „Altes Erbe", das wir auf der ersten Seite dieser Nummer zum Abdruck bringen, ist einem kleinen Bändchen „Deutsche Schicksalsgedichte" von Hans Fr. Blunck entnommen. Das Bändchen erschien in der Reihe „Schriften an die Nation" im Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. (Preis geb. 1,60 RM).

Dies nebenbei

Ein seltsames Denkmal findet man auf den ehemaligen Festungswällen von Minden. Unter den hohen Bäumen, die heute auf den alten Glacisanlagen stehen, ist auf einem steinernen Postament ein Metallsarg zu sehen, in dem der preußische Generalmajor von Schwichow ruht. Er war Festungskommandant vor etwa 150 Jahren und kam auf seltsame Weise ums Leben. Schwichow stand seit den ersten napoleonischen Kriegen als Offizier im preußischen Heere und zeichnete sich in verschiedenen Schlachten durch hervorragende Tapferkeit aus. Um so größer war sein Aerger, daß die Mindener Soldaten sich seit Wochen von einem Gespenst schrecken ließen. Sie behaupteten nämlich, daß ihnen nachts auf der Wache an einer bestimmten Stelle der „Werwolf" erschiene. Alle flohen vor der gewaltigen zottigen Gestalt, die sich urplötzlich vor ihnen aufrichtete. Bis eines Tages ein junger hessischer Rekrut mehr aus Verzweiflung als aus Mut auf das Untier schoß. Die Erscheinung verschwand im Graben. Am nächsten Morgen aber entdeckte man dort einen in Pelzwerk genähten Menschen, den der Soldat erschossen hatte. Es war der Festungskommandeur von Schwichow, der in dieser Vermummung den Mut seiner Soldaten prüfen wollte. In seinem Testament hatte er gewünscht, daß man ihn dort begraben möge, wo er gestorben wäre. Man entsprach seinem Willen und setzte ihn in den Glacisanlagen bei.

*

Um rechtzeitig zur Krönung des englischen Monarchen im übernächsten Monat in England einzutreffen, haben der Nabob von Bhopal, der Maharadschah von Jaipur, der Sultan Mokalla und die zwölfjährige Prinzessin Down von Rampur die Hälfte der Passagier-Abteilung des britischen Dampfers „Tuscania" gemietet. Diese indischen Monarchen beherrschen zusammen ein Gebiet von 30 000 Quadratkilometer Flächeninhalt mit einer Bevölkerung von 5 Millionen Seelen. Um den orientalischen Potentaten eine möglichst angenehme Ueberfahrt von Indien nach Europa zu ermöglichen, ging die britische Schiffahrtsgesellschaft, der die „Tuscania" gehört, bis an die Grenze des geschäftlich gerade noch Tragbaren. Die Außenhülle des Schiffes wurde vollkommen neu gestrichen, sämtliche Decks des Teiles, in dem die Inder mit ihrem Gefolge wohnen werden, erhielten neue Teppiche und Linoleum-Läufer. Die Kessel wurden ausgeklopft, die Turbinen für Höchstgeschwindigkeit umgebaut, die Propeller ausgewechselt und die gesamte Einrichtung des Schiffes bis herunter zu den Kartoffelschälern in der Küche überprüft oder ersetzt. Welche phantastisch hohen Passagegelder man von den Indern erwartet, geht daraus hervor, daß man für diese Zwecke 15 000 Pfund Sterling ausgegeben hat. Die Schiffsgesellschaft trotz dieser Unkosten noch ein Riesengeschäft von ihren fürstlichen Gästen verspricht.

*

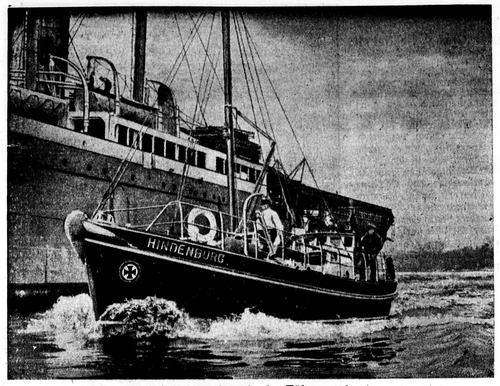
Es kann auch einmal sein, daß ein Pfeifenkopf seine Geschichte hat. Der Polenkönig Johann Sobieski entsetzte am 12. September 1683 mit brennender Pfeife im Munde das von den Türken belagerte Wien. Als der König mit seinem Sohn beim Grafen Starhemberg zu Gaste war, eilte er bei einem falschen Alarm hinaus und vergaß dabei seine Pfeife, die auf dem Speisetisch liegen blieb. Als er bald darauf zurückkehrte und ihm Starhemberg die Pfeife überreichte, sagte Sobieski: „Herr Graf, ich habe im Türkenlager eine große Pfeife erbeutet, wollen Sie die meinige zum Andenken behalten?" Diese Pfeife wurde nun Starhembergs Eigentum, der sie später dem Wiener Magistrat überließ. Als im Jahre 1809 der französische General Oudinot in Wien weilte, machte ihm die Stadtverwaltung Sobieskis Pfeife zum Geschenk. So kam die Pfeife nach Paris, wo sie 1851 ein dort weilender Wiener aus dem Nachlaß Oudinots erwarb, um sie seiner Vaterstadt wieder zum Geschenk zu machen.

*

Das Rechnen mit Millionen und Milliarden ist heute etwas Alltägliches. Sind doch erst kürzlich vom englischen Parlament wieder viele Milliarden für die Rüstungspläne Englands genehmigt worden.

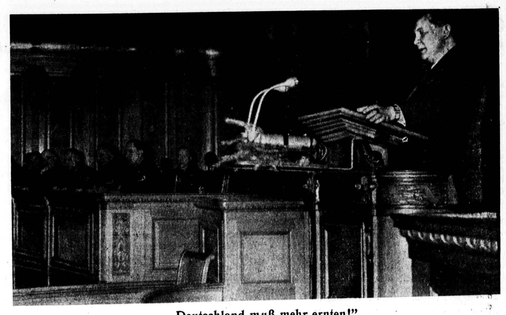
Eine englische Zeitung hat sich nun der Mühe unterzogen, ihren Lesern einmal anschaulich zu machen, was eine Milliarde eigentlich bedeutet. Sie kommt dabei an Hand von mehreren Beispielen zu folgendem Ergebnis. Wenn einer, in unserem Geld täglich 1000 Mark ausgeben würde, und zwar Tag für Tag, dann würde er über 2700 Jahre brauchen, bis er eine einzige Milliarde restlos verbraucht hat. Oder wenn einer 1 Milliarde zu einem Zinsfuß von 5 Prozent anlegen würde, dann könnte er — ohne die Substanz anzugreifen — täglich die hübsche Summe von annähernd 140 000 Mark ausgeben: was er vermutlich überhaupt nicht fertig bringen würde.

Man kann sich die Dinge auch noch anders vorstellen. Nehmen wir einen Wald an, der 1 Milliarde Bäume enthält. Setzen wir außerdem voraus, daß der Baumbestand so dicht ist, daß 100 ausgewachsene große Bäume auf den Hektar kommen — was sehr günstig gerechnet ist — dann könnte man mit diesem Wald von einer Milliarde Bäume die Fläche der Schweiz, Belgiens und Hollands bedecken! Oder noch ein Beispiel. Wenn ein Mensch in der Minute 150 Worte sprechen sollte, dann würde er bei einer „Arbeitszeit" von täglich 8 Stunden genau 38 Jahre lang brauchen, bis er eine Milliarde Worte gesprochen hat. Und dann dürfte er weder an Sonn- noch an Feiertagen pausieren. Also, so eine Milliarde ist immerhin ein ganz nettes Sümmchen . . .



Aus einer Spende des Führers erbaut

In Bremen fand die Uebernahme des Motorrettungsbootes „Hindenburg" durch die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" statt. Das Boot, das durch eine Spende des Führers erbaut werden konnte, passiert hier bei seiner Probefahrt den heimkehrenden Flugzeugstützpunkt „Schwabenland". (Pressephoto, K.)



„Deutschland muß mehr ernten!"

Ministerpräsident Generaloberst Göring bei seiner Ansprache an die deutschen Bauern im Sitzungssaal des Preußenhauses. Der Erste in der Sitzreihe links ist Reichsbauernführer W. Darré. (Scherl Bilderd. K.)

Deutscher Turnsieg über Finnland

Der Länderkampf im Geräteturnen zwischen Deutschland und Finnland in Hamburg endete mit einem Siege der deutschen Turner, die mit Ausnahme der Uebungen an den Ringen in allen Geräten die besten Leistungen zeigten. Reichsfachamtsleiter Steding begrüßt die beiden Mannschaften. (Weltbild, K.)

Der deutsche Gesandte in Budapest,

Dr. Hans Georg von Mackensen, Sohn desGeneralfeldmarschalls von Mackensen, wurde zumStaatssekretär d.Auswärtigen Amtes ernannt. (E. Zander, Archiv, K.)

Ministerialdirektor Dr. Diekhoff,

der bisherige stellvertretende Staatssekretär im Auswärtigen Amt, ist für den Botschafterposten in Washington in Aussicht genommen. (E. Zander, Archiv, K.)

Deutscher Turnsieg über Finnland

Der Länderkampf im Geräteturnen zwischen Deutschland und Finnland in Hamburg endete mit einem Siege der deutschen Turner, die mit Ausnahme der Uebungen an den Ringen in allen Geräten die besten Leistungen zeigten. Reichsfachamtsleiter Steding begrüßt die beiden Mannschaften. (Weltbild, K.)

Kohle in Abessinien entdeckt

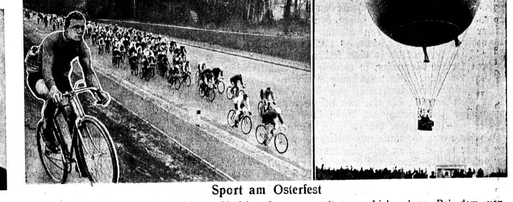
Eine italienische Militärexpedition entdeckte etwa 200 km nordwestlich von Addis Abeba im Bezirk von Salale bedeutende Anthrazitlager, deren Kohlequalität ausgezeichnet sein soll. Der Vizekönig von Aethiopien, Marschall Graziani, hat bereits eine Gruppe von Sachverständigen an den Fundort entsandt mit der Weisung, die Möglichkeiten für eine Ausbeutung der Kohlelager zu untersuchen. Auf unserer Karte ist der Salale-Bezirk schraffiert. (Erich Zander, K.)

Die englische Flotte vor Gibraltar

Die englische Mittelmeerflotte traf vor Gibraltar mit Schiffen der englischen Heimatflotte zusammen, die sich auf dem Rückweg von den Manövern im Atlantik befanden. (Pressephoto, K.)

Aenderung der Politik auf dem Balkan?

Der italienische Außenminister Graf Ciano war zu wichtigen Besprechungen mit dem jugoslawischen Ministerpräsidenten Dr. Stojadinowitsch in Belgrad anwesend. Das Ergebnis dieser Reise war die Unterzeichnung von bedeutsamen Abkommen wirtschaftlicher und politischer Natur. — Rechts: Der italienische Außenminister Graf Ciano. Daneben: Der jugoslawische Ministerpräsident Dr. Stojadinowitsch.

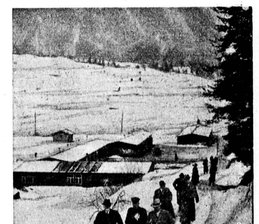


Sport am Osterfest

Die Osterfeiertage standen im Zeichen zahlreicher Sportveranstaltungen. Links oben: Bei dem von Tennis-Borussia veranstalteten Fußball-Turnier in Berlin, wurde Tennis-Borussia, der sein 35jähriges Jubiläum beging, vom VfB Stuttgart mit 3:0 Toren geschlagen. Der Stuttgarter Torwächter Schnaitmann boxt den Ball ins Feld zurück, der Tennis-Stürmer springt vergeblich. Rechts oben: „Quer durch die Kurmark" so hieß der Luftsportwettbewerb der Luftsport-Landesgruppe 4 für A 2-Maschinen. Start und Ziel war der Flughafen Rangsdorf bei Berlin. Die ersten Sieger, die Breslauer Gottschild und Walter werden von den zweiten Siegern, den Berlinern v. Falkenhausen und Papadopoulos beglückwünscht. Links unten: Löber-Schweinfurt (links) gewann zum zweiten Male die Radfernfahrt der Amateure Berlin-Leipzig. Rechts unten: Die von Chemnitz aus geplante Entscheidungsfahrt zum Gordon-Bennet-Rennen 1937 fiel der überaus stürmischen Witterung zum Opfer. Nur „Emil Kirdorf" mit den beiden Düsseldorfern Götze und Lohmann startete. (Weltbild 4, Erich Zander, Archiv, K.)

Wilhelm Filchner wurde verschleppt

Der deutsche Asienforscher Wilhelm Filchner, der sich seit längerer Zeit zum Zwecke von erdmagnetischen Forschungen im Kukunor- und Tsaidamgebiet aufhielt, ist beim Grenzübertritt von Zentralchina nach Chinesisch-Turkestan festgenommen worden. Wilhelm Filchner. (Erich Zander, Archiv, K.)



Schwedische Reichstagsabgeordnete in Deutschland

Die schwedischen Reichstagsabgeordneten und Vertreter der Bauernpartei nach Besichtigung des Arbeitsdienstlagers Bückeltwiesen. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Das süße Unkraut /

Von Richard Thassilo Graf v. Schlieben

Vieles wissen wir von Goethe. Aber eins, das jetzt im Frühling besonders zeitgemäß ist, hat man wohl, seiner liebenswürdigen Unscheinbarkeit wegen, vergessen: nämlich seine Lieblingsblume. Fand man etwa das „süße Unkraut", wie Horaz das Veilchen zu nennen pflegte, nicht der Beachtung wert? Weil es sich so bescheiden zwischen lichtgrünen Blättern verbirgt, und vielfach in großen Mengen wild wächst? Tatsache ist jedenfalls, daß Goethe diese bescheidene kleine Blume höher geschätzt hat, als irgendeine andere, noch so große und farbenprächtige Blüten. Es ist eine der liebenswürdigsten und verhältnismäßig nur wenig bekannten Züge seines Charakters, daß er stets Veilchensamen bei sich zu tragen pflegte, um ihn auf allen seinen Spaziergängen freigebig auszustreuen. So hat Weimar dem großen Dichter nicht nur seinen Ruhm, als Stadt der Musen und Grazien zu danken, sondern auch die Tatsache, daß es den Namen der „Veilchen umgrenzten" mit ebensoviel Recht verdient, wie das z. B. in der antiken Welt bei Athen der Fall war. Sang doch Pindar, wie von Veilchenduft berauscht, das Lob seiner Heimat mit den stolzen Worten: „Da verbreiten liebliche Veilchendüfte sich über das Land, das Wonneland. Und flicht man Kränze sich ins Haar. O, herrliches veilchenbekröntes besungenes Griechenland, Burgfeste, hochberühmtes Athen. Du himmelbegeisterte Stadt."

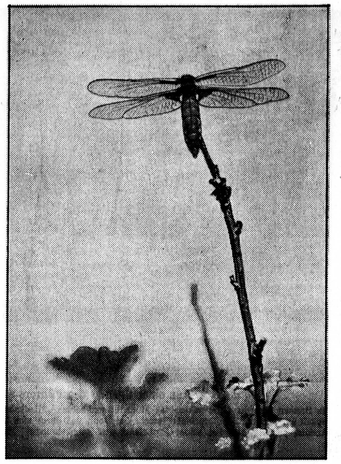
Es scheint, daß Griechenland tatsächlich damals ein wahres Veilchenparadies gewesen ist, Sommer und Winter wurden auf dem Markte von Athen volle Veilchenkränze feilgeboten. Und der lieblichen Sitte, solche zu tragen, huldigten nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder bekränzte man gern damit. Merkwürdigerweise gerade zur Feier des dritten Geburtstages. Ursprung und Bedeutung der sonderbaren Aufzeichnung dieses Tages läßt sich leider nicht mehr nachweisen. Aber man darf wohl mit Recht annehmen, daß sie der Freude der Eltern galt. Waren doch die drei ersten Lebensjahre für die Griechen der zarten Kleinen besonders gefährdet. Der griechische Name „Kon" für die liebliche Blüte wird durch die Sage erklärt, daß Jupiter diese Blume für seine geliebte Jo geschaffen hat. Eine andere Erklärung für den Namen suchten die Griechen in der Sage von den jonischen Nymphen, die am Flusse Eythenus in Elis verehrt wurden. Man behauptete, diese liebenswürdigen Naturgöttinnen hätten dem mythischen Führer Jon, der eine athenische Kolonie nach Attika brachte, diese Blüten geschenkt. Aber die Veilchen waren auch der Proserpina geweiht, der schönen Tochter der ährenspendenden Ceres. Man behauptete, daß der Veilchen-Reichtum Griechenlands ihr zu danken sei. Denn als Pluto die Jungfrau raubte, um sie zur Königin seines dunklen Reiches zu machen, ließ sie erschreckt den Strauß der ersten Veilchen zur Erde fallen, den sie für Jupiter gepflückt. Und von diesem Strauß sollten die Veilchen Griechenlands abstammen.

Wie Rom bekanntlich so viele schöne Dinge aus dem Orient übernahm, so geschah es auch mit dem Veilchen. Die vornehmen Römerinnen schmückten ihre Gewänder und ihre Gemächer gern damit. Ebenso, wie bei zahlreichen großen Festlichkeiten der Wein über Rosenstreuen geleitet wurde, wirzte man damals mit Veilchen alle Getränke mit Veilchen. Der Luxus, der mit Veilchen getrieben wurde, muß übrigens ganz außerordentlich gewesen sein, und die Veilchengärten dementsprechend von ungeheurer Ausdehnung. Denn Horaz lobolt ganz ernsthaft die Vernachlässigung der köstlichen, früchtetragenden Ölbaumhaine und Weinberge zugunsten des „süßen Unkrautes", zu dem er neben Rosen und Myrthen auch mit in erster Linie das Veilchen zählte. Es scheint also, daß die lyrische Begeisterung des Horaz mehr der realen Landwirtschaft, als der Blumenpflege gegolten hat.

Aber das Veilchen besaß ja so viele Freunde und Verehrer, daß es ihm gewiß auf die gerunselte Stirn des Horaz nicht ankommen konnte. Genoß es doch sogar die höchste Gunst Mohammeds und seiner zahlreichen Anhänger. Denn der Prophet soll einer alten Sage gemäß folgenden Ausspruch getan haben: „Das Aroma des Veilchens ist unter dem wirzigen Duft der Blume das, was El Islam unter den Religionen bedeutet. Den Extrakt des Veilchens stelle ich über alle Extrakte. Er geht für mich über alle Genüsse der Schöpfung. Er ist kühlend im Sommer und erwärmend im Winter". Dieser Ausspruch zeigt, wie sehr die Anhänger des Islams, denen der Weingenuß bekanntlich verboten ist, den mit Blumenextrakt gewürzten Sorbet (Sherbet) zu ihrem Lieblingsgetränk erhoben haben. Und noch heute gilt bei den strenggläubigen Mohammedanern der Veilchen-Sorbet für das köstlichste aller Getränke.

Aber auch an Fürstenhöfen wußte man die zarte Blüte mit ihrem bezaubernden Duft zu schätzen. Sie ist sogar der Lieblingsschmuck zweier französischer Kaiserinnen gewesen: der schönen Josefine Beauharnais, der Gattin Napoleons I., und der nicht minder reizenden Eugenie von Montijo, der Gattin Napoleons des III. Infolgedessen hat die bescheidene Blume sowohl in der Politik wie in der Mode eine bedeutsame Rolle gespielt. Und Gräfin Sophie Potocka erzählt in ihren Erinnerungen, daß sie gelegentlich ihres Besuches in Paris zur Zeit des ersten Kaiserreiches, eine Toilette von veilchenfarbener Seide getragen habe, dazu veilchenfarbene Lederstiefel mit Seidenaufschlag und einen ganz aus Veilchen bestehenden Hut, wie es damals die tonangebende Mode vorschrieb.

Auch für viele große Künstlerinnen ist das Veilchen Lieblingsblume gewesen. Man erzählt, daß Madame Clairon 30 Jahre hindurch von einem ihrer zahlreichen Verehrer täglich einen Strauß jener Veilchen erhielt, die er in prachtvollen Gärten und riesigen Glashäusern nur für sie kultivieren ließ. Moritz von Sachsen sandte seiner angebeteten Adrienne Lecouvreur, die sehr zurückhaltend war, nicht nur ihre Lieblingsblume im Frühling, sondern auch ein kostbares Schmuckstück, auf dem in Veilchen die Worte: „Il faut me chercher" (Man muß mich suchen) eingraviert waren.



Die Libelle
(Hackner, K.)

Der Slagedot /

Von Kurt Bock

Im tiefgeduckelten Strohdach des Gehöftes wühlt der eisige Ost. — Haut von der nahen Russengrenze über ganz Ostpreußen hin, verschneit die mit der Armee Yorks vollgestopften Dörfer und pfeift hinter dem furchtbaren Kaiser drein, der in gelpenstischen Schlitten hab dem Untergang entrann.

Des Sturmes harte Fäuste rüttetn an den Fensterläden. Yorck reckt ächzend die kranken Knochen dem offenen Feuer näher: „Haben Sie's? Meister denn: Ist demnach der König durch sein Wort an die Verträge mit Napoleon gebunden, und kann ich mitnichten Seinem Befehl zuwider handeln und eigenmächtig mit den Russen die Neutralitätskonvention paktieren, obzwar ich wohl möchte. Habe hierfürlich mit feldgrauem Kurier dem König vorgestellt, daß Seine Armee zum Schlage bereit und besten Willens sei, gar Schulter an Schulter mit den Russen zu marschieren, und daß jeder partane Tag dem Angelim ein Praesent an Soldaten bedeutet. Dieweilen ich aus Berlin Befehl erharre, folge ich dem Wunsche des französischen Kommandanten, meine Truppen zu ihm um Tilsit zu konzieren, nicht. Tue, als hier ich schlecht. Hat feldjäger mir gestern mit seinem Brief einen alten guten Lübecker Ehrendegen geschickt, darauf steht eingraviert:

Ich binn de flagedot,
slagen if min gebot.

Hat gewißlich dies keiner von den Franzmännern können lesen. Gebe der Himmel dem König zur rechten Stunde den rechten Mut, des Zaren Hand zu ergreifen. Wollte schon den Schlagedot schwingen. — Punktum. Her den Schreib. So. Mit Kurier an Hardenberg. Hab die Kerrerei speisatt."

Die Boten des Freiherrn von Stein stehen auf wie ein Mann; Clausewitz, ihr Wortführer: „Der Brief, die Antwort vertrödeln wieder eine bittre Woche. Exzellenz, das Volk wartet nicht länger! Schon sind die Kosaken über die Grenze. Die Freiheit, Preußen, die Heimat erlöschen ihr! Auch Ihnen, Excellenz! Nicht der zaudernde König und sein erzwungen Wort! Kommen Sie zu uns, und wir segen den Franzmann hinaus. Aber wir müssen zur Stunde noch Ihr Wort haben, es Stein zu bringen!"

„Kann nicht, meine Herren, — der Schlagedot bleibt in der Scheide, bis ich meinen ehrlichen klaren Soldaten-Befehl habe." Er müht sich hoch, „Mantel her! Muß den Brief selber dem Depeschenreiter geben." Humpelt hinaus. Die Offiziere hinter ihm.

Gegenüber sprüht die Funkengarbe von des Schmiedes Amboß.

„Was freibst du da für nächtlichen Spukt?" grantzt Yorck den eitzig pochenden Hufzeren, seinen Burschen, an. Der fährt erschrocken auf, sucht sein Handwerk zu verbergen. „Halodri du, her das Deutschtig!" Reißt ihm eine Klinge fort. „Ist das nicht der Praesendagen vom Kommandanten?" Da zerbricht ihm das Wort . . .! aus den Orgelbässen des Sturms herab haut die Glocke des Kirchturms, — sie schwingt, dröhnt, wuchtet. „Dunder nochmal!" Die nackte Klinge in der Faust, stürzt Yorck auf die Dorfstraße zurück. Vor dem Kirchportchen dampfen drei Gäule; ein Student, die Zügel über den Arm gestreift, lehnt erschöpft in der Deichsel. „Was läutet ihr Kerle hier Mordio?" Der steift auf, breitbeinig. „Herr Offizier, zu vermelden, wir sind Freiwillige. Haben Befehl, den Alarm zu läuten, wie die Akrobe gewest seit langem. Ueberall wartet die Jugend und die Landwehr dieses Zeichens! Das Russen-Pilskorps ist über die Grenze, Stein rückt an. Die Freiheit läutet! Und Yorck wird marschieren!"

„So. Was Sie alles wissen, Sie Sakermenter!"

Die Häuser, die Hütten blitzen helläugig, wach herüber. Die Dörfler sammeln sich. Clausewitz weibt auf Yorcks Degen: „Und der Schlagedot ist los! Und der Scheide!"

Yorck schaut bös auf den Stahl, fuxt: „Gat der Malefizspursch drauf zum gehofselt, — was steht da?"

„Ich binn de flagedot
Napoljum slagen if min gebot!"

Und brüllt los, lauthals lacht er in Sturm und Glockensang hinaus, stößt den Schwertarm, den Schwurarm hoch: „Ihr holt mich! Hier! Reitet wie der Satan hin zum Stein! Treffen uns morgen in Tauroggen. Meldet: der Slagedot ist los!"

Almanach der Städte

Innsbruck,
Wetterbericht von amtswegen

Vier Stunden hinter Innsbruck war ein kleines Postamt. Und vor dem Postamt hing der amtliche Wetterbericht, den jeden Morgen die Innsbruder Wetterwarte heriberbefchicherte. Da die Dorfbewohner sich um den Bericht nicht kümmerten, so fiel es auch nicht weiter auf, daß seit Jahr und Tag unverständliche Dinge auf dem Zettel standen. Eines Tages aber war ein Fremder des Weges und stand lange vor dem Zettel:

„Was heißt denn das?" erkundigte er sich am Schalter.

„Dös is der Wetterbericht, der wo von Innsbruck kommt."

„Aber das kann doch kein Mensch entziffern?"

„Is ja auch der amtliche Code," brummte der Beamte unwillig.

„Haben Sie denn keinen Schlüssel zum Entziffern da?"

„Freili ham wir anen, i hab ihn selber verwahrt."

„Und warum entziffern Sie dann den Wetterbericht nicht?"

Der Beamte meinte ruhig:

„Ja mei, weil wir halt die Tabellen seit an Jahr nimmer finden können."

Verona, Arena, Südseite

Jedes Denkmal ist hilflos gegen seine Verächter. Eine wahre Passion erlebet das 290 nach Christi von Diokletian in Verona erbaute Amphitheater. Keinen Tag kann es ruhig in der südlichen Sonne dösen. Fremdenführer bringen Fremde, und Fremde bringen Reden.

Jüngst besuchte Anton Haurin, ein Abbruchunternehmer aus Graz, mit seiner Frau, einer gebürtigen Lingerin, das Amphitheater. Er hatte sich seine erste Italienreise sauer genug verdient. Keinen Tag gönnte er sich daheim Ruhe. Wo Häuser abzureißen waren, machte Haurin die billigsten Preise. Dadurch verdiente er ein Heidengeld. Und fuhr nach Italien.

Lange standen Anton Haurin und seine Frau vor der Arena.

„Eine große Sache, Anton, was?", sagte die Frau bewundernd.

Anton Haurin dachte eine Weile nach, dann sagte er:

„Ich kalkuliere gerade — in zwei, drei Wochen hätte ichs weg."

Mostar,
Brücke über die Narenta

Vor Jahren kam nach Mostar ein Bärenführer. Unweit der Brücke über die Narenta riß sich der Bär los, und floh in die nahen Wälder. Groß war die Aufregung in der Stadt, als man erfuhr, daß der Bär harmlose Wanderer angefallen habe. Der Bürgermeister von Mostar berichtete sofort an den Bezirkshauptmann von Mostar und bat um Rat und Hilfe.

Nach drei Tagen war der Bär noch nicht eingefangen und auch von der hohen Behörde war noch kein Antwortschreiben eingelaufen. Da telefonierte der Bürgermeister hinüber:

„Darf ich Euer Gnaden an meine Meldung über den entflohenen Bären erinnern?"

Der Bezirkshauptmann Mostars antwortete unwillig:

„Hierorts bereits erledigt. Die Akten wurden nach Belgrad weitergegeben. Die Konzessionsentziehung für den Bärenführer dürfte bereits unterwegs sein."

Petersburg, Leninkaserne

Russische Rekruten wurden im Eiltempo ausgebildet. Wenige Tage zuvor lobten sie noch als bäuerliche Analphabeten in der russischen Steppe, heute standen sie bereits als Wachtposten vor der Leninkaserne in Petersburg. So schob auch Iwan Iwanowitsch heute zum ersten Male seine Nachtwache. Alles schien gut zu gehen, die Mitternacht war schon vorüber, da näherte sich ein Offizier dem Tor B.

„Halt! Wer da?" schrie Iwan Iwanowitsch.

Der Offizier nannte die Parole und durchschritt das Tor.

Iwan Iwanowitsch lief hinter ihm her.

„Halt! Wer da?"

Der Offizier blieb wütend stehen.

„Ich habe dir doch schon die Parole genannt, Kerl!"

„Ja, Väterchen Offizier."

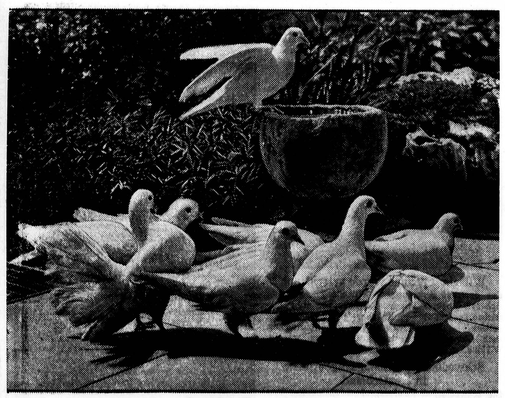
„Die Parole stimmt doch?"

„Ja, Väterchen Offizier."

„Warum rufst du mich dann nochmals an?"

Iwan Iwanowitsch stand stramm:

„Weil steht im Reglement: jeden, der kommt in Nacht, dreimal anrufen: Halt! Wer da? — dann sofort auf ihn schießen."



Taubenfamilie (Mauritius, M.)

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

4. Fortsetzung

Der Mann hatte die Laute gehört und fragte: „Bitte?" Dabei kam er dicht an die Pritsche heran. Ina verfuchte noch einmal zu sprechen, aber es knarrte wieder nur. Verlegen und selber erschrocken, machte sie mit der Hand eine hilflose Gebärde. Das sollte heißen: Ich kann nicht sprechen! Sie hatte sich masios erkältet.

Martin verstand und nickte. Jetzt konnte Ina sein Gesicht nicht mehr sehen. Angst kannte sie sonst nicht, aber sie hatte sich auch nie zuvor in solcher Gefahr befunden. Das Feuer auf dem Herd knackte und glühte unruhig auf. Dazwischen kat ihr Herz ein paar rumpelnde Schläge. Minuten oder Sekunden entschieden vielleicht über alles.

„Kann ich Ihnen noch irgendwie helfen?" Wie wenig die Stimme zu dem verwirrten Gesicht paßte.

„Licht. Es ist dunkel," verfuchte Ina von der Wand her verständlich zu machen. Der riesige schwarze Schatten verdeckte nun auch das Flackern vom Herd her.

Der Mann überlegte wohl einen Augenblick, dann zuckte er mit den Schultern: „Das ist hier kein Hotel, junger Mann!" Dann höflich und fast bedauernd: „Ich habe leider kein Licht."

Kann man denn ohne Licht überhaupt leben? Die rasche Frage blieb unausgesprochen. Ihr Herzschlag ging etwas leichter und freier: Junger Mann, hatte er gesagt, und es war gut so. Mochte er bei diesem Glauben bleiben.

Mit einem Stück Holz hatte er einen rotglühenden Ring vom Herd ab, und fofort leckte die Flamme nach oben. Auf und ab zuckte die Glut, die Wände bliehen glatt und ohne Schmuck. Kein Bild und kein Anstrich, wenig Geschirr an einem Haken. Neben dem Bett ein südtirolischer lederner Koffer, abgenutzt, aber schlecht in die Umgebung passend.

Eine Köhlerhütte konnte das hier nicht sein. Der Mann war auch kein Jäger, vielleicht hatte er etwas zu verbergen. Vielleicht mußte er sich selber verbergen, daß er sich in diese Einsamkeit verkroch . . .

Wie lange der Mann regungslos und ohne ein Wort zu sagen in die Flamme starrte. Der Mann hatte ihr das Leben gerettet. Man mußte doch etwas sagen, woher man kam und wie man hieß.

Es gab wirklich Papier in dieser Hütte? Einen Halter mit goldener Feder? Ihres Interesse wuchs von Minute zu Minute.

„Ich heiße Hans Stenhus," malte sie in großen, deutlichen Zeichen herausfordernd auf das Papier. Sie hielt ihm den Zettel hin, aber er wußte damit wohl nichts anzufangen. Er war wohl auch nicht neugierig und wandte sich mit dem Gesicht wieder der Glut zu. Seine Hände hielten immer noch das Papier, seine Schultern, der Kopf, die Arme machten eine so hilflos erschütterte Bewegung, daß Ina betroffen alles andere darüber vergaß.

Sie konnte das bärtige, verwilderte Gesicht von der Seite sehen. Licht und Schatten sprangen über die hohe Stirn, über die tiefliegenden Augen. Der Mund bewegte sich manchmal, als versuche er Worte zu formen. Ina wartete und horchte, aber es kam keine Antwort. Langsam und schwer verging die Zeit. Der Mann atmete gepreßt. Nein, er gab sein Geheimnis dem Eindringling nicht preis.

Ina fühlte zulebt, daß sie für den Mann nicht vorhanden war. Neben dem Herd stehend, bewegte er sich in einer anderen, fernen Welt. Sie hätte atmen und sprechen können, der Mann ging hinter seinen eigenen Gedanken her. Tausend Möglichkeiten erdachte sie. Vielleicht beging er in der Stadt eine schlimme Tat, wegen der man ihn nun verfolgte. Vielleicht unterschlug er in einem Amt Geld und wurde nicht glücklich damit. Vielleicht tötete er auch einen Menschen. Sie kam nicht ganz zu Rande mit ihren Ueberlegungen. Immer wieder stieß sich ihr Gefühl dagegen: was er auch getan hat, er kann kein schlechter Mensch sein. Einmal tauchte auch Valvers Gesicht vor ihr auf. Wenn er sie hätte sehen können, wäre er sicher erschrocken. Ob man sie wohl vermißte? Ob jemand im Hotel ahnen konnte, wie nahe sie am Tode vorbeigegangen war?

Aber gleich darauf wurde alles andere winzig klein. Der Mann hier trug ein schweres Erlebnis, das ihn von den anderen Menschen trennte.

„Sie sollten schlafen, es ist spät!" Der Mann wandte sich nicht mehr um. Das Feuer knisterte nur noch schwach. Ina zog gehorsam den Mantel über sich. Sie wollte überlegen, wie sie dem Mann helfen könnte. Wenn er sprach, wurde er vielleicht offener und erleichtert. Ihre Gedanken liefen durcheinander, aber mit einem Schlag wischte alles aus. Die Anstrengungen der vergangenen Stunden gingen unter in einem abgrundtiefen traumlosen Schlaf. — —

Ein Mensch ist zu mir gekommen, dachte Martin noch einmal, als er die regelmäßigen Atemzüge hörte. Er muß schlafen, viele Stunden lang, und man darf ihn nicht stören. Am besten ließ er das Feuer ausgehen, damit das Knacken und Prasseln der Flammen den Schläfer nicht störte. Aber dann drang die finstere Kälte durch die Wände. Der Mensch würde erschrecken und frieren. Leise schlich sich Martin aus der Hütte. Die Tür knarrte dabei verwundert.

Zuerst sah er draußen nicht einmal die Hand vor den Augen, aber allmählich standen die Tannen schwarz und blau in der Nacht über dem weißen, stumpf leuchtenden Schnee. Immer noch fielen die Flocken herab. Rechts zwischen den Tannen unter dem Schnee lag dürres Holz. Er wühlte es in der Dunkelheit mit Händen und Füßen heraus, denn in der Hütte lag ein Mensch, der nicht frieren durfte.

Die ganze Nacht wachte er am Herd, das Feuer durfte keinen Augenblick erlöschen. Der junge Mensch auf der Pritsche atmete still und gleichmäßig. Einmal erwachte Ina Martin dabei, wie er neben der Pritsche stand und die atmenden Bewegungen betrachtete. War nicht ein Wunder geschehen, daß er einem Menschen das Leben retten mußte?

Als Martin gegen Morgen wieder einen Arm voll Holz aus dem Schnee hereintragen wollte, hatten die Stämme schon Gestalt und Ordnung. Sie wuchsen in langen Reihen aus der grau verhängten Dämmerung und schüttelten erwachend Lasten von Schnee herab.

Der Schläfer saß auf der Pritsche, nickte Martin einen Gruß zu und verfuchte auch wieder zu sprechen. Aber Martin winkte rasch ab: „Sie müssen vorsichtig sein. Sie haben sich furchtbar erkältet. Die Stimme! Hände sind angegriffen. Gehen Sie gleich zum Arzt!" Das war alles, er schwieg sofort wieder mit fester Beharrlichkeit. Im Morgengrauen schien das Gesicht nicht mehr so finster und wild wie in der Nacht.

Ina schnürte die Schuhe und schrieb dann auf den Zettel: „Ich danke Ihnen. Ich möchte Sie wieder besuchen. Ich wohne im Sporthotel!"

Diesmal las er wirklich den Zettel, ein Erschrecken schien ihn zu schütteln. Er wehrte heftig mit beiden Händen ab. Nicht besuchen. Seine Lippen bewegten sich eine gute Weile, ehe ihm die richtigen Worte einfielen: „Sie dürfen mich nicht besuchen. Niemand soll kommen. Niemand. Hier will ich niemand sehen. Man darf nicht wissen, daß ich hier bin. Verstehen Sie?"

So dringend und beschwörend stieß er die Worte heraus, daß Ina rasch nickte. Verraten durfte er von ihr nicht zu fürchten. Man mußte ihn in Ruhe lassen. Vielleicht war die Tat, die er beging, wirklich schwer, und jede Begegnung mit Menschen erinnerte ihn qualend daran. Aber Lotte er nicht viel gelitten, daß er einen anderen Menschen verletzte?

Ina nickte. Sie streckte ihm in einer raschen Aufwallung von Dank und Ergriffenheit die Hand hin. Martin nahm sie an, aber seine Augen suchten schon wieder das Feuer oder die Tür oder die Weite. Er machte mit raschen, erleichterten Bewegungen Tee, stellte eine Tasse für Ina zurecht und schnitt Brot und Speck. Während Ina aß und trank, machte er sich vor dem Haus zu schaffen. Er tappte durch den Schnee, stieß gegen die Stämme wie ein Betrunkener, unruhig und unzufrieden, und kehrte zurück, als Ina fertig zum Abfahren vor der Hütte stand.

„Wiedersehen." sagte sie lautlos.

Aber er schüttelte den Kopf: „Nein!" Und nach einer gequälten Pause: „Sie werden mit niemand darüber sprechen, daß die Hütte hier bewohnt ist!"

Ina hielt seine Hand fest. Das war ein selbstverständliches Versprechen. Sie nickte nur, und jetzt sah sie auch zum erstenmal voll in sein Gesicht.

Den ganzen Weg über durch den Wald war das Gesicht bei ihr: Das feste eneraische Kinn, zu dem der traurige Blick wenig paßte, die verwilderten Backen und der schmal verkniffene Mund, ein Gesicht voll Widerspruch und Rätsel.

Auf der weichen, frisch gefallenen Schneedecke sanken die Bretter bei jedem Schritt tief ein. Wie festliche Schleppen hingen die Zweige links und rechts unter ihrer Last bis zum Boden herab. Auch die Wolken ließen sich fallen, trieben schwer und wuchtig dicht über den Wipfeln. Aber aus den noch blau verschimmernden Tälern stieg immer schneller der neue Tag herauf. Ein Beben reihte sich hinter den anderen, ergreifend und schön in der Morgenstille. Nichts Bedrückendes war in diesem atemlosen Schweigen. Irgend etwas Großes und Unbegreifliches geschah vielleicht in dieser Stunde.

Schritt vor Schritt glitt Ina neben den stolzen Tannen ihrem Ziel entgegen. Ueber dem letzten Hügel wirbelte weißer und blauer Rauch auf. Die Stimme des fremden Mannes klang nah, und sein Gesicht leuchtete in der rötlichen Glut geheimnisvoll.

*

Wie schön ist doch das Leben!

Unter einem leuchtenden Himmel erfüllen sich alle geheimen Wünsche. Noch mehr: was nicht einmal lockende Träume verfprechen konnten, bringt das Leben in verschwenderischer Fülle. Jeder neue Tag zaubert neue Wunder, jede Stunde ist voll Erstaunen und Glück. Monika möchte ihre Arme weit ausbreiten und alles Glück an sich ziehen, so fest, daß es nie mehr verloren gehen kann. Jeder Gedanke an die Vergangenheit ist ausgelöscht. Vater und Mutter und Martin Rönnebeck sind Schatten im Nebel, verschwommen kaum noch zu erkennen.

Jeden Morgen bringt ihr Franz Rave Blumen oder herrliche südländische Früchte. Er trägt Monika auf Händen in prühendem, wirbelnder Laune. Jeder Tag spannt einen wolkenlosen Himmel wie ein gewaltiges Zelt über eine Welt, die nur zum Freuen und zum Glück bereitet ist. Nachts zuckt und flimmert die Luft unter dem Licht der Sterne.

In Venedig begann es, wie unwirklich trug sie ein Boot durch die Lagunen und Straßen einer verzauberten Stadt. Der Gondoliere sang mit verhaltener Stimme scheinbar mehr für sich als für die Gäste ein kleines Liedchen nach dem anderen und überschlug in Gedanken den Betrag, den er dafür bekommen würde. Liebesfilme stellen sich konnte. Liebespaare waren und blieben nun einmal wertvolle Fracht.

Nach Venedig Florenz. Nie wird das Glück enden. Berühmte Bauwerke, Denkmäler, Bilder, interessante Menschen? Sie fanden nur sich. Alle Kirchen und Paläste sind nur äußere Rahmen für zeitliche Gespräche, für ein ruheloses auf- und abklingendes Sich ein ruheloses auf- und abklingendes Lied. Monika möchte ihre Arme weit ausbreiten und alles Glück an sich ziehen, so fest, daß es nie mehr verloren gehen kann. Jeder Gedanke an die Vergangenheit ist ausgelöscht. Vater und Mutter und Martin Rönnebeck sind Schatten im Nebel, verschwommen kaum noch zu erkennen.

Jeden Morgen bringt ihr Franz Rave Blumen oder herrliche südländische Früchte. Er trägt Monika auf Händen in prühendem, wirbelnder Laune. Jeder Tag spannt einen wolkenlosen Himmel wie ein gewaltiges Zelt über eine Welt, die nur zum Freuen und zum Glück bereitet ist. Nachts zuckt und flimmert die Luft unter dem Licht der Sterne.

In Venedig begann es, wie unwirklich trug sie ein Boot durch die Lagunen und Straßen einer verzauberten Stadt. Der Gondoliere sang mit verhaltener Stimme scheinbar mehr für sich als für die Gäste ein kleines Liedchen nach dem anderen und überschlug in Gedanken den Betrag, den er dafür bekommen würde. Liebesfilme stellen sich konnte. Liebespaare waren und blieben nun einmal wertvolle Fracht.

Nach Venedig Florenz. Nie wird das Glück enden. Berühmte Bauwerke, Denkmäler, Bilder, interessante Menschen? Sie fanden nur sich. Alle Kirchen und Paläste sind nur äußere Rahmen für zeitliche Gespräche, für

grünen Schreibunterlage rechts auf dem Tisch. Ahnungslos ist der Schlag auf ihn niedergesaust. Hat sie denn nicht gewußt, wie furchtbar er ihn treffen mußte? Sie hat es nicht wissen wollen. Jeden Gedanken an die Wirkung ihrer Flucht hatte sie unterdrückt. Franz Rave legt seinen Arm um sie und spricht von den Kräften im schöpferischen Menschen. Nur das Ewige in der Frau hebt einen Menschen über sich selbst hinaus, befähigt ihn zu großer Tat. Seine Stimme klingt leise und überzeugend. In seinen Augen ist der Drang und das große Feuer eines leidenschaftlichen Menschen. Martin Mönnebeck spricht in ruhiger, pedantischer genauer Form von geologischen Ueberraschungen und kulturellen Entdeckungen, die er im Amazonengebiet erwartet. Nichts von der Begeisterungsfähigkeit des anderen.

Der andere . . . Welchen anderen meint sie denn überhaupt? Sie gehört zu Martin und ist davongelaufen. „Davongetrieben worden", findet sie rasch ein milderndes Wort. Aber die Ruhe findet sie nicht. Warum haben die Zeitungen sein Bild gebracht. Sein Gesicht vor der Abreise, und darunter sein Bild zwischen vielen anderen Gesichtern eines feierlichen und ehrenvollen Empfanges.

Sie hat noch die Kraft, einem vorüberpendelnden Taxi den Namen ihres Hotels zu nennen. Sie hört auch noch das leise Surren des Fahrstuhls. Das Gesicht des kleinen Boys spiegelt sich in den Scheiben. Eine Tür schließt sich leise hinter ihr. Dann knistern die Zeitungen auf den Teppich. Die Erinnerung und das Bewußtsein gleiten ganz langsam hinterher. Erreicht sie noch das Liegesofa? Alle Möbel treiben in einem Kreis um sie herum. Sie will sich festhalten, ehe alles versinkt. Sie stößt mit dem Kopf gegen eine harte Kante, aber auch das hält ihren Fall nicht auf.

Nebenan schlägt Franz Rave, und er darf jetzt nicht wach werden und sie hier finden. Da kommt sie endlich auf dem Grund an. Ein kurzer, dumpfer Schlag, und dann sind Kälte und Stille um sie her, die alles auslöschen.

*

Jasper Schnack schlägt mit beiden Fäusten gegen die Tür, er wird sie mit Gewalt öffnen. Ina antwortet nicht. Warum ist er nicht früher auf den Gedanken gekommen, daß sie vielleicht gar nicht in ihrem Zimmer ist. Seit gestern abend hat sie niemand mehr gesehen. Der Kalk rieselt in der Türfüllung, ein Zimmermädchen flattert eilig und neugierig aus dem oberen Stockwerk bis zur Ecke. Ihr Kopf lugt scheu um die Ecke. Da brüllt Jasper mit aller Lungenkraft: „Ina, Fräulein Ina!"

In diesem Sporthotel wird oft gebrüllt. Man hat keine empfindlichen Ohren, aber Jasper hat eine Stimme wie ein Dampfer auf hoher See. Er tut sich keinerlei Zwang an, es geht hier um ein Menschenleben.

Aber da geschieht das nicht mehr erwartete Wunder. Hinter der verschlossenen Tür bewegt sich etwas, ein Mützchen oder verlassenes Nuten antwortet endlich. Ein fester Schritt kommt über die Dielen, und ein Schlüssel wird herumgedreht. Da steht Ina Stenhus, groß und strahlend, kein Gespenst. Auf ihrem Gesicht hängt noch ein rosiges Schlafwölkchen, die Augen blinzeln noch unentschlossen, aber es ist wirklich Ina. Sie sagt auch etwas oder will etwas sagen. Offenbar ist sie stockheiser.

Er hört nur den Vorwurf: „Aber, Jasper!" und beeilt sich zu parieren: „Aber, Ina! Daß Sie mich so erschrecken mußten. Wie lange stehe ich nun schon hier und lärme . . . Aber Sie haben ja überhaupt keine Stimme mehr. Was ist denn mit Ihnen?"

„Nur etwas heiser", krächzt Ina mit großer Anstrengung. Die Stimme setzt einfach aus. „Ich war so müde noch vom Büro her. Ich habe geträumt, Direktor Bendler und der Generaldirektor wollten mir gleichzeitig diktieren, und einer brüllte lauter als der andere . . ."

„Das war ich wohl", gestand Jasper sehr kleinlaut und sah auf seine Hände, „oder müssen die Herren vielleicht auch so lange gegen ihre Tür trommeln?"

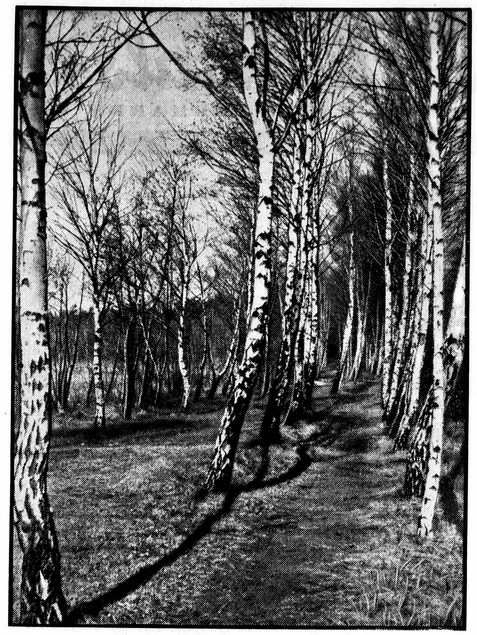
„Nein", schüttelte Ina mit Ueberzeugung den Kopf. „Das bleibt Ihnen überlassen. Gestern mit dem Schneeball gegen das Fenster, heute mit den Fäusten gegen die Tür. Sicher werden Sie morgen mit der Art gegen die Tür angehen. Was die Leute so von Ihnen denken müssen. Oder von mir?" Das brachte Ina ganz unartikuliert heraus.

Jasper verstand kein Wort, aber er fühlte, daß er wieder einmal zuviel blinden Eifer entwickelt hatte. „Ich dachte, ich meinte, es ist nämlich schon gleich Mittag, und außerdem ist Burre angekommen . . . Wie Sie sprechen, Ina! Stockheiser! Erkältet!" . . .

Auf der Treppe schob Ina leicht ihren Arm unter Jaspers Arm, und damit war der Frieden wieder hergestellt.

„Wir schaffen es vielleicht", berichtete Jasper eifrig weiter. „Burre als Steuermann, Ina, Sie kennen wirklich Burre noch nicht? Den fliegenden Burre . . . Eine Bahn haben wir diesmal, eine Bahn wie ein Esel. Die Kurve nur Eis . . ."

Burre ist also angekommen, und die Mannschaft des Bob „Namenlos" trainiert. Sie begrüßt Jasper mit Freudengeschrei, und Ina wird in dieses Geschrei eingeschlossen. Burre erhebt sich ihretwegen sogar zwei Zoll vom Sitz, und das ist ein enormer **Achtungserfolg.**



Frühjahrsstimmung am Waldrand

„Alles fertig! Bahn frei?" Jasper winkt Ina noch einmal mit der Hand. Aber dann darf der Bob doch nicht eher abfahren, bis Ina sich Bretter angeschnallt hat und talwärts bis zur Kurve fährt. Eben kommt sie an, da biegt auch „Namenlos" schon um die Ecke. Mit dumpfem Krachen sprinzt er die steile Wand an. Eine Schneewolke stiebt auf, die fünf Männer hängen fast in der Luft, herum, herum, wie ein Schatten rast der Bob weiter. Eine Weile hört man noch das Poltern und Krachen in der nächsten Kurve. Vielleicht werden sie nun den zwei Kilometern drei oder vier Sekunden abgerungen haben, vielleicht auch nicht. Ina ist mit ihren Gedanken schon nicht mehr bei dem Bob und bei Jasper. Das große Erlebnis der Nacht beginnt eigentlich erst jetzt zu wirken. — —

Abends entwickelte sich ganz von selbst die längst fällige Tanzerei. Nach dem Essen erst ein bißchen Faxlimpeln von dem gewaltigen Schneeschuhspringen und ein bißchen Aufschneiden von Bobrennen dicht am Weltrekord, eigentlich über den Weltrekord hinaus, da auf der Bahn in St. Moritz . . . Einer übertönt schließlich unbarmherzig den ganzen Ausschnitt mit einem Schlager. Er schüttet aus seiner Riehharmonika eine Flut von Tönen, die alles hinwegspült.

Die Tische rutschen von selbst zur Seite. Die Mitte des großen Saales wird zur Tanzfläche. Nagelschuhe und Skistiefel, dazwischen ein Paar Damenschuhsohlen aus der großen Stadt wirbeln durcheinander. Die Stimmung klettert wie das Thermometer in der Sonne. Natürlich hat Jasper den ersten Tanz mit Ina. Das ist ein gebeiligtes Vorrecht. Ueberhaupt respektieren alle sein Verhältnis zu dem großen und überlegen schönen Mädchen. Dabei weiß keiner, wie dieses Verhältnis eigentlich beschaffen ist.

Tee mit Rum hat Jasper für Ina bestellt und dann heiße Zitrone. „Doch, doch, das hilft", versicherte er unermüdlich. „Ina muß sich schonen", weiß er andere Tänzer ab und beschwört das schöne Mädchen immer wieder, an seine Gesundheit zu denken. Rührend besorgt kann dieser Jasper sein, der immer nur an andere und zu wenig an sich denkt, und der eigentlich nur in seinem Beruf und im Sport nicht unsicher ist.

Alle trinken viel Tee mit wenig Rum. Aber Jasper trinkt viel Rum mit wenig Tee, das hilft gegen alles, gegen etwaige Erkältungen, auch gegen Unsicherheit vor Ina. Sehr gut ist Ina zu ihm; sie lehnt sich sogar an ihn, und es verschlägt Jasper vor Freude den Atem. Ganz bestimmt wird er heute abend noch ein paar notwendige Worte sprechen. Sie hatte mit Ina sprechen wollen und begann stattdessen im Saal zu schuhplatteln.

Dann ging er ins Freie. Der Schnee knirschte vor dem Haus unter seinen Schuhen. Die Dunkelheit hier draußen tat wohl. Eben begann drinnen die Tanzmusik aus dem Radio. Eine weiende, grazilose Weise. Trotzig **dachte er wehmütig** und sog die klare Luft tief ein. Dann eben nicht, dann ein andermal . . .

Große, weißgebauschte Wolken zogen in gemächlicher Fahrt über den blauschwarzen Himmel. Dazwischen glitzerten die Sterne. Manchmal schwang sich auch der Mond glänzendweiß auf eine Wolke, aber der Ritt dauerte nur ein paar Atemzüge lang, jetzt tauchten der Wald und die Häuser aus der Finsternis auf, blau und geisterhaft. Ei, die vier Tannen am Hang marschierten nach links, und dann wieder nach rechts.

Jasper starrte die Erscheinung mit offenem Mund an. Da, wirklich, sie bewegten sich. Er rieb sich die Augen. Wahr und gewiß. Die größere Tanne von rechts marschierte ein Stück voraus, eine hinter der anderen stapften sie durch den tiefen Schnee über den Hang gerade auf den Wald zu. Eine vierte Tanne, kleiner als die anderen, kämpfte ihnen entgegen, schneller, immer schneller.

Ehe er alles fassen konnte, sah er, wie aus der einen Tanne ein Mensch wurde, ein Mensch auf Schneeschuhen. Er kam über den Hang vom Hotel, bog hinter den Tannen ab und in den Wald hinein, in sausender Fahrt verschwand er talwärts zwischen Tannen und Dunkelheit. Gerade eben glitt das letzte Mondlicht über Berg und Tal, griff hinter dem späten Skiläufer her.

Jasper brüllte: Hallo! und noch einmal Hallo! War denn da jemand wahnsinnig geworden? So spät am Abend noch in den endlosen Wald. Wer da nicht haargenauen Bescheid wußte, kam nachts nicht wieder heraus.

„Ja, es war ein Gespenst, meinetwegen auch ein Mensch", knurrte Burre. „Aber du gehst jetzt endlich zu Bett!" Burre glaubte ihm natürlich kein Wort. Erst hatten sich die drei Tannen bewegt, dann war plötzlich ein Mensch im Wald verschwunden. Vielleicht veranstaltete der Wald Gruppenerzeizen. „Wenn dir Rum nicht bekommt, trink heißes Wasser!"

Aber da wurde Jasper unangenehm: „Ich verbitte mir das! Dankst du, ich habe keine Augen im Kopfe? Ich sehe doch, was ich sehe! Vielleicht hast du vorhin auch gar nicht mit Ina getanzt und mit ihr so groß angegeben . . ."

„Ach so!" versetzte Burre darauf etwas näselnd. „So herum meinst du das. Eifersucht macht blind, daher also! . . . Aber komm, alter Sonnyboy. Such dir ein anderes Stück Holz zum Zerhacken. Burre ist absolut fest!"

„Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Ich lasse mich von niemand abbringen. Da ist ein Mensch im Wald verschwunden, und wenn wir uns nicht um ihn kümmern, bleibt er da elend stecken!"

„Ja doch", stimmte Burre geduldig zu. Dann bleibt er elend stecken. Wir verstecken uns jetzt jedenfalls erst einmal unter der Bettdecke. Morgen früh ist die Nacht herum. Morgen kommen die Münchener. Wir müssen uns zusammenreißen von wegen kleinen Mittelgebirges und so . . ."

Jasper leistete keinen Widerstand mehr. Tannen konnten nicht marschieren, gewiß nicht. Das mußte also eine Täuschung gewesen sein. Vielleicht war das vorhin auch nur ein Schatten und kein Mensch . . .

Im Saal tanzten sie immer noch. Nur die Nachrichten des Rundfunks über Wetter, Sport und Tagesgeschehen unterbrachen für kurze Zeit die ausgelassene Stimmung.

„Aufheiternd bei östlichen Winden. Zunehmender Frost . . ."

Der ganze Chor sang zuletzt: „Aufheiternd bei östlichen Winden!" Trainingswetter, Sportwetter, Sonne.

Burre kam endlich lachend zurück: „Kinder, Jasper war ziemlich blau. Er sah schon Gespenster! . . ."

*

Jasper hatte keine Gespenster gesehen. Gleich nachdem Ina den Saal verlassen hatte, kam sie schon wieder aus ihrem Zimmer, geäußert und gesparrt. Die Mütze tief im Gesicht, Lampe und Signalpfeife in der Tasche, und viel Zigaretten. Mit jeder Viertelstunde war ihre Unruhe gewachsen. Ja und Nein lösten sich ab. Alles sprach gegen den Plan. Die späte Stunde, der weite Weg die Dunkelheit. Vielleicht war er schon fort. Er schlief gewiß schon und war unerhalten. Er stand am Herd, und die rote Glut leuchtete ihn geheimnisvoll an. Die traurigen Augen und der zornige, abgeschlossene Mund. Was mochte den Menschen aus seiner Bahn geworfen haben?

Zuletzt hörte sie nur noch seine Stimme, und sein Bild kehrte immer wieder zu ihr zurück. Wenn sie am Tag kam, würde er vielleicht mißtrauisch. Er sollte wissen, daß niemand Vertrauen zu ihm hatte. War das Vertrauen, wenn man ihn zu später Stunde in seiner Hütte besuchte? Ina wußte zuletzt nicht mehr, wie sie ihm ihre Dankbarkeit beweisen konnte. Sie tanzte und verlachte fröhlich zu sein. Ja und Nein. Hin- und hergerissen wurde sie unter dem Lachen und Vergnügtsein der anderen. Der Mann hatte ihr das Leben gerettet.

Da war sie schon unterwegs. Erst als die Bretter über den feierlichen stiefenden Schnee glitten, wußte sie, daß ihre Entscheidung richtig war. Der Mond blieb immer länger über dem Wald und füllte zuletzt das Tal mit freundlichem Glanz. Die Tannen warfen Schatten über die weiße Fläche. und die Wegzeichen ragten weithin sichtbar auf.

(Fortsetzung folgt)

Vom ewigen deutschen Lächeln

Humor in der deutschen Kunst

Ein fröhliches Kapitel der Kunstgeschichte

Man hat einmal von uns Deutschen gesagt, daß wir besser zu lieben als zu leben verstünden. In diesem Wort mag ein Körnchen Wahrheit enthalten sein — entstanden aber ist es sicher aus der Blickrichtung anderer Völker jenseits unserer Grenzen, und es besagt im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als daß wir eine besondere Auffassung vom Leben in uns tragen. Schwerer und nachdenklicher als die Angehörigen anderer Völker veranlagt, sucht der Deutsche überall Zusammenhänge und Gründe, nichts gilt für ihn, was nicht auch einer gedanklichen Prüfung standhält. Diese typisch deutsche Art der Lebensauffassung zeigt sich auch in einer besonderen Auffassung von Fröhlichkeit und Humor. Während der Engländer zum Beispiel eine große Vorliebe für jenen „spleenigen" Witz bekundet, der aus der unbewußten Komik eines bestimmten Menschentyps seiner Rasse herauswuchs, pflegt der Franzose das geistvolle „Bonmot", jene Form der Unterhaltung, um dessentwillen er immer in der Gesichte als guter Gesellschafter geschätzt war. Wir Deutschen dagegen brauchen auch hier jenes Körnchen Wahrheit und Bitterkeit, um und die Freude nicht schal erscheinen zu lassen. Ein Witz ist für uns erst „gut", wenn er eine besonders treffende psychologische Beobachtung einschließt, und am meisten schätzen wir jene kluge Selbstironie des Weisen, der auf die Unbill des eigenen Lebens und die eigenen Fehler herabblickt und sie mit einem Lächeln zu tragen weiß.

Der deutsche Humor hat wohl seinen häufigsten Ausdruck im gesprochenen und geschriebenen Wort gefunden — von den Vagantenliedern und Schnurrpfeifereien des Mittelalters über Grimmelshausen, „Simplizius Simplizissimus" und die lustig-derben Reifebüchlein des 17. und 18. Jahrhunderts bis in die Phantasiewelt der Romantiker und die moderne Humoreske. Darüber hinaus hat aber auch die bildende Kunst ihren besonderen Beitrag beigesteuert. So finden wir schon in den mittelalterlichen Steinplastiken und Holzschnitzereien die ersten künstlerischen Dokumente des deutschen Humors. Es sind der Auffassung der Zeit entsprechend nur verstohlen angebrachte lustige Einfälle der Künstler. Wie man die ernsten feierlichen Passionsspiele in den meisten Fällen durch einen allgemein bekannten und beliebten Hanswurst schmackhafter zu machen suchte, so finden wir auch in den Kirchen an Kapitellen und Dachfirsten phantastische Tiere ihr Wesen treiben, am Chorgestühl Kobolde, Zwerge und Narren sich tummeln oder in den Henkerknechten eines Altarbildes recht drastische Volkstypen in bildhafter Wirklichkeit dargestellt. Wenn zum Beispiel im Mindener Dom die bunten Schlußsteine der Gewölbe manchen lustigen Einfall in den verschiedensten Gesichtern und Fratzchen tragen und eine große, deutlich sichtbare Konsole am Chor sogar einen Narren mit Schellenkappe zeigt, so zeugt gerade das von dieser Art des Humors. Im 16. Jahrhundert verstärkt sich diese Tendenz. Zuerst sind es nur flüchtige Skizzen und Einfälle des Künstlers, die er neben seiner Arbeit mit dem Stift und dem Pinsel auf einem Blatt Papier notiert. Später aber finden diese Anfänge ihre Verselbständigung und Ausgestaltung besonders in der niederdeutschen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts in breitem, volkstümlichem Ton. Es sei hier nur an das Werk des älteren Bruegel erinnert, der in seinen Darstellungen des Bauernlebens der damaligen Zeit einer der bekanntesten Meister des Humors geworden ist. Daß ihm seine Zeitgenossen auch schon ähnlich wie wir heute sahen, beweist die Erzählung seines ersten Biographen über die Entstehung der Bilder: „Bruegel, der wegen der vielen Spukgeschichten und Schnurren, die er dargestellt hat, oft „Pier den Drol" genannt wurde, arbeitete in Antwerpen (wo er zuerst seinen Wohnsitz hatte) viel für einen Kaufmann Hanns Franckert, einen anständigen und guten Mann, der gern bei Bruegel war und täglich mit ihm verkehrte. Mit diesem Franckert ging Bruegel oft hinaus zu den Bauern, wenn Kirmes oder Hochzeit war, in Bauerntracht verkleidet, und sie gaben Geschenke wie andere, indem sie flunkerten, daß sie zu den Verwandten oder Landsleuten der Braut gehörten. Bruegel hatte seine Freude daran, die Bauern essen, trinken, tanzen, springen und freien zu sehen, was er dann witzig und lustig in Farben wiedergab." Die holländischen Kleinmeister verfeinerten und vervollkommneten diese Kunst in den darauffolgenden Jahrzehnten immer mehr, so daß sie in dem Hause des Bürgers Eingang fand und lange Zeit für die Malerei bestimmend wurde.

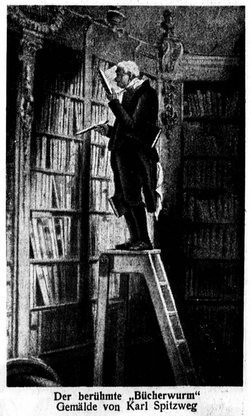
Von einer eigentlichen Kunst des deutschen Humors läßt sich aber erst seit der neueren Zeit sprechen. Die Märchenwelt der Romantiker verbrämt ihre humoristischen Darstellungen mit dem Kostüm vergangener Zeiten und fremder Welten, der bürgerlich-städtische Alltag des Biedermeiers gibt ihnen eine große Zahl neuer Themen, bis schließlich der Realismus vor und nach der Jahrhundertwende Höhepunkt und breitestes Ausleben der künstlerischen Gestaltung des Humors brachte. Immer hatte hieran oder die Graphik einen besonderen Anteil. Mag ihre flüchtigere Technik und leichtere Verbreitung dem Wesen des Witzes näher stehen, mag ihr die Illustration von Buch und Zeitschrift frühzeitig diesen Weg gewiesen haben — jedenfalls finden wir Wort und Bild schon früh zur untrennbaren Einheit verschmolzen im Dienste des Humors. Eine Fülle von Künstlernamen aus neuerer Zeit taucht in diesem Zusammenhang auf. Ihre geistigen Ahnen haben wir zweifellos in den oft recht derben Kupferstichen und Holzschnitten der alten Meister zu suchen; die erste wirkliche Vollkommnung des Themas „Humor" bringt erst die Buchillustration des 18. Jahrhunderts. Es genügt hier den Namen des Berliner Kupferstechers Daniel Chodowiecke zu nennen, der neben der großen Menge seiner im Geschmack der Zeit ein wenig steifen „Kalenderkupfer" und Illustrationen eine Reihe ganz gewöhnlicher Blätter schuf, die schon deutlich den nüchtern-sachlichen Geist des Berliner Volkswitzes atmet. Theodor Hosemann brachte ihn zum erstenmal zur höchsten Vollendung in seinen mit sicherem Stich den Alltag seiner Zeit schildernden Blättern, die uns einmal den verregneten Sonntagsausflug eines Dienstmädchens oder die Verlobung eines Kleinbürgers, das andere Mal den Streich eines Schulschwänzers schildern. Ihm schließt sich unmittelbar der Frankfurter Otto Hendschel an. Seine Zeichnungen zeigen die liebenswürdigere Fröhlichkeit des Süddeutschen, für deren Beliebtheit noch heute ihre weite Verbreitung spricht. Viele Namen wären hier noch zu nennen: Moritz von Schwind mit seinen Märchenbildern, Ludwig Richter mit den von wundervoller Poesie verklärten Szenen aus dem Leben des Großen und Kleinen, Hans Thoma, der ein ganzes Leben lang im Grunde der vertrauten Schwarzwaldwelt seiner Kindheit blieb, und viele andere mehr. Besonders zu erwähnen gilt es aber vor allem noch den Kreis der Münchener Illustratoren — Oberländer und Gulbransson sind zwei der bekanntesten — die den geschulten Witz zu einer solchen Verlebendigung und Popularität brachten, daß er weit über das Erleben des Alltags hinausreicht. Ueber ihnen allen aber steht die Gestalt Wilhelm Buschs, der in seinen jedem von uns bekannten Werken aus echtem Künstlertum heraus in Wort und Bild so treffend das „Lächeln des Weisen" zu gestalten wußte, daß er schlechthin zum Klassiker des deutschen Humors wurde.

Karl-Günther Wiegand.

Der lachende Zwerg
Bronzeplastik eines unbekannten Meisters aus dem 17. Jahrhundert

„Die Kapelle" Ausschnitt aus einem Holzschnitt von Ludwig Richter

„Interessiertes Publikum" Zeichnung von Hendschel aus dem Jahre 1840



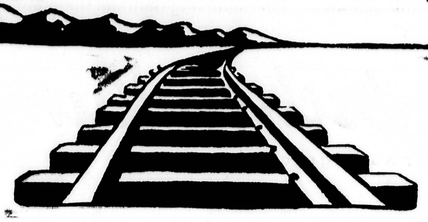
Der berühmte „Bücherwurm"
Gemälde von Karl Spitzweg

Braucht der Mann alles von der Frau zu wissen?

In einer glücklichen Ehe gibt es zwischen Mann und Frau keine Geheimnisse. Und doch wird eine kluge Frau manches für sich behalten. Der Mann will ja auch meistens gar nicht alles wissen. So genügt es ihm vollkommen, wenn das Essen recht gut schmeckt, er braucht nicht zu wissen, welche feinen Zutaten seine Frau dazu verwandt hat. Er freut sich, wenn die Wohnung vor Sauberkeit strahlt, aber welche Frau erzählt ihrem Mann, wieviel Staubtücher, Scheuerlappen oder Putzmittel dafür gebraucht wurden. Wenn sie immer hübsch und gepflegt aussieht, dann ist der Mann mit Recht stolz auf eine solche Frau, aber er muß unbedingt wissen, auf welche Weise sie sich pflegt, verschönt und ihr jugendliches Aussehen erhält? Nein, ihm genügt es zu sehen, wie hübsch seine Frau ist. Er will und braucht nicht zu wissen, wie sie das erreicht.

Ein Mittel, das natürliche Schönheit verleiht, wie sie jeder Mann liebt, ist die Marylan-Creme. Zahllose Frauen verwenden sie regelmäßig zur Pflege ihrer Haut, die stets zart und rein ist und bleibt, ohne kleine Schönheitsfehler wie Mitesser, Pickel oder Fältchen. Ueber 32 000 Dankschreiben — die Zahl ist notariell beglaubigt — bestätigen, daß Marylan-Creme sich vorzüglich zur sorgfältigen Pflege der Haut eignet. Am besten überzeugen Sie sich selbst davon. Eine Probe dieses rein deutschen Markenartikels und ein Büchlein mit Ratschlägen zur erfolgreichen Schönheitspflege steht Ihnen kostenlos zur Verfügung. Legen Sie den entstehenden Freibezugsschein in einen offenen Umschlag, auf dessen Rückseite Ihre genaue Adresse vermerkt ist. Nun noch eine 3-Pf.-Marke aufkleben und Sie erhalten kostenlos und portofrei die Probe Marylan-Creme und das Büchlein über richtige Schönheitspflege.

Freibezugsschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Büchsenstraße 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme und das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und ein Heft mit Bildern von Filmgrößen.



Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

8. Fortsetzung

Der Weggenosse

Gegen Sonnenuntergang desselben Tages setzte der Handlungsreisende, der Frank in Marcan in sein Auto aufgenommen hatte, diesen in Cedar-City ab. Frank marschierte schnell durch das saubere kleine Städtchen hindurch, da er möglichst vor Anbruch der Nacht noch San George erreichen wollte, das im südlichen Zipfel von Utah lag. An einem Meilenstein stieß er auf einen langen, hageren, in Kakhizeug gekleideten Menschen, der offensichtlich auf dieselbe Art reiste wie Frank. Es war ein Amerikaner, der im Kriege in Flandern gelegen hatte und später mit den Besatzungstruppen nach Koblenz gekommen war. Sie setzten sich eine Weile zusammen, tauschten ihre letzten Zigaretten aus und schwatzten drauf los, wie es Wanderer tun, wenn sie sich auf ihrem ureigensten Gebiet, der Landstraße, treffen. Der Yankee, der nach California wollte, hatte festgestellt, daß dieser Teil Amerikas äußerst schwierig für Leute sei, die wie sie ohne Geld und ohne Auto reisten. Schließlich erhoben sie sich, klopften ihre Hosenbeine ab und trennten sich mit einem kräftigen Händedruck. Bald war der lange Amerikaner weit voraus, während Frank gemächlich nachfolgte. Da er unterwegs kein Auto mehr antraf, verkroch er sich in einen verlassenen Neubau und war bald auf einem Sandhaufen fest eingeschlafen.

Als er am nächsten Morgen auf einem Tankwagen der Standard Oil Co. seinen Einzug in San George hielt, galt sein erster Gang der einzigen Garage des Ortes, um sich nach einer Fahrtgelegenheit nach dem Süden zu erkundigen. Doch wurde ihm lediglich eine Fahrt nach Salt Lake City angeboten und da kam er ja gerade her. Er blieb sich einige Stunden am Ausgang des Ortes auf, um nur ja kein Auto zu verpassen, doch nur ein alter Fordwagen rasselte vorüber, beladen mit Wasserkissen und Proviant. Der Junge am Steuer war bereit, Frank etwa 30 Meilen weit mitzunehmen, doch dieser war verstimmt und lehnte das freundliche Anerbieten kurzweg ab. Mittags trieb ihn der Hunger wieder nach der Ansiedlung hinüber. Während er ziellos durch die paar Straßen schlenderte, wurde er von einem Händler zu einer Bäckerei geschleppt, wo es Gelegenheitsarbeit für ihn geben sollte. Er mußte im Keller der Bäckerei Mehlsäcke auffangen, die durch eine Gleitbahn heruntergesaust kamen und sie dann fein säuberlich auftapeln. Als Entgelt hierfür bekam er einen halben Dollar, den ihm der Bäcker mit einer großartigen Handbewegung überreichte. Frank rechnete aus, daß er somit pro Zentnersack einen Kupfercent bekommen hatte. Und da wundern sich die Leute, wenn man arbeitsscheu wird, dachte er, während er das Geldstück mit umständlicher Sorgfalt in der Hosentasche verstaute. Als er wieder auf die Straße trat, entdeckte er auf einem Baugerüst seinen Mansdroppensassen vom Vortag, der ihn mit lautem Hallo begrüßte. Während der Amerikaner bedächtig in einem Farbtopf herumrührte, erzählte er, daß ihn der Stadtmarschall des Morgens aufgegriffen und auf dieses Gerüst gesteckt habe. „Na, Junge", fuhr er fort, „in diesem Kaff wird Vagabondage mit Zwangsarbeit bestraft. Sieh bloß zu, daß du rauskommst, bevor sie dir auch einen Farbquast in die Faust drücken!" Frank ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern trennte sich nach einem herzlichen Abschiedswort von dem Amerikaner.

An einem kleinen See, der einige Meilen hinter der Stadt lag, rastete er und verspeiste altbackene Semmeln, die er dem geizigen Bäcker „abgehakt" hatte.

Der einsame Weg

Am Abend des ersten Tages erreichte Frank die ersten Ausläufer der großen Arizona-Wüste. Kein einziges Auto hatte er zu sehen bekommen, geschweige denn einen Menschen. Auch die Vegetation wurde immer dürftiger. Während er des morgens noch durch dichte Nadelwälder gewandert war, sah er jetzt nur noch niedriges Unterholz und bald krochen die ersten Salbeibüsche auf, Symbol der unfruchtbaren Wüste.

Als er die letzte Anhöhe erreicht hatte, rollte sich ein gewaltiges Panorama vor seinen staunenden Blicken auf. Unermeßlich weit dehnte sich die Steppe aus, im Nordosten begrenzt von den seltsam geformten Ausläufern des Bryce Canyon, während sich im Westen die drohende Gebirgskette der Sierras erhob. Was dazwischen lag, war die „Große amerikanische Wüste", wasserlos und nur mit Salbeibüschen und Kakteen bewachsen. In purpurnem Dunst wogte die Steppe, auf der nun die tagsüber aufgesogene Sonnenglut wieder aufstieg.

Langsam glitt die Sonne über die zerklüfteten Zinnen der fernen Gebirgskette. Wie verzaubert starrte der einsame Wanderer auf die Palette herrlichster Farben, die der Sonne folgte. Dunkles, lavendelfarbiges Schiefer und Schatten von lila, blau und grün zogen von den dunklen Canyons herauf und senkten sich über die bleiche Sandwüste. Noch tiefer fiel der Himmelsfärber, die Ebene mit einem Purpurmantel bedeckend. In erhabenem Schweigen ragten die Berge empor, dunkle geheimnisvolle Silhouetten. Nur hier und da erschienen noch einmal zwischen den Sanddünen weißgoldene Streifen, wo die scheidende Sonne noch einmal eine Oeffnung zwischen den Bergen gefunden hatte. Dann wurde es jäh Nacht.

Geisterhaft und unermeßlich groß stieg der Mond über ferne Bergrücken hinauf. Und wie von einem mit glänzenden Juwelen besetzten Baldachin strahlten die Sterne vom Himmel herab, so dicht und in solch verschwenderischer Fülle, daß man sich auf einen fernen Planeten versetzt glaubte.

Leichtbeschwingt schritt Frank den nächtlichen Weg dahin, eine verlassene Gestalt inmitten der grandiosen Einsamkeit. In regloser Stille schien die ganze Welt zu liegen, nur manchmal erklang aus der Ferne das langgezogene Heulen eines Steppenwolfes. Als er gegen Mitternacht ein langes Holzfeuer erreichte, das die Staatsgrenze zwischen Utah und Arizona darstellte, rief ihm sein Instinkt an diesem Erkennungszeichen die Nacht zu verbringen, um nicht den Weg zu verlieren.

Er setzte sich in Hockstellung nieder und schloß die Augen. Doch lange konnte er nicht einschlafen. So manche Nacht hatte er schon im Freien kampiert, doch noch nie in so absoluter Einsamkeit. Ihm war zumute, als wäre alles Leben auf der Erde erstorben und er der letzte Menschner. Sinnend verfolgte er die Bahn des Mondes, der über der unermeßlichen Steppe dahinglitt und alles in ein unwirkliches Licht tauchte. Schließlich aber übermannte ihn die Müdigkeit und er ließ sich auf den Boden gleiten. Nur einmal fuhr er auf, als das Gellen eines mondsüchtigen Coyoten in nächster Nähe erklang.

Als er morgens nach einem tiefen Erschöpfungsschlaf wieder erwachte, durchschauerte ihn eisige Kälte. Rasch setzte er sich in Trab, um den erstarrten Körper wieder zu erwärmen. Der Himmel, an dem noch einige Sterne blinkten, leuchtete topasfarben, während die in der Ferne liegenden Berge sich bereits mit der ersten Morgenröte färbten. Rasch stieg die Sonne empor und ebenso rasch nahm die Temperatur zu. Einmal entdeckte Frank abseits der Straße einen primitiven Grabstein. Mühsam entzifferte er einige Namen und die Jahreszahl 1851. Pioniere, die dem verhängnisvollen Lockruf des kalifornischen Goldes gefolgt waren, um schließlich in dieser Einöde elend zu verschmachten. Ein andermal entdeckte er das Gerippe eines Büffels, dessen Hörner drohend in die Luft ragten.

Unerträglich brannte nun die Sonne herab und schleuderte Flammenspeere auf den einsamen Wanderer. Alles verlangender Glutbauch lag über der Wüste, in der es brodelte und wallte. Es war, als wären die Tore der Hölle aufgerissen. Dazu stellte sich bei Frank der Durst ein, wilder, verzehrender Durst, der das Gehirn zu verwirren drohte. Als er sich ermattet auf einen Stein sinken lassen wollte, ringelte sich eine Klapperschlange zwischen seinen Füßen durch.

Der Weg durch die Steppe

Zeichnung von H. O. Lange

Gegen Mittag erblickte er in der Ferne eine Ansiedlung, die sich als Mesquite entpuppte. Ein Schild verkündete, daß es sich um die letzte Ortschaft in Nevada handelte. Frank betrat einen Laden, um sich Proviant zu kaufen, doch der Inhaber, ein Mormone, wollte ihm nur gegen Bezahlung etwas verkaufen. Frank hatte jedoch kein Geld mehr, da er sich in Cedar-City nur mit dem Notwendigsten versehen hatte. Er bettelte den Mormonen um ein Stück Brot an, doch dieser wies ihn barsch ab. Frank verließ den Laden und setzte seine Wanderung fort. Er hatte noch einige Meilen zurückzulegen, bis er die Grenze Arizonas erreichte, wo ihn ein Zollbeamter erwartete, der ihn nach Frauen und Waffen durchsuchte. Frank mußte ihm seine Taschen vorzeigen, die natürlich leer waren. Der Beamte ließ ihn daraufhin passieren.

Nach einem Marsch von 20 Meilen erreichte Frank Littlefield, wo er sich in einem Restaurant für einige Stunden verpflegte. Dann setzte er seine Wanderung fort, bis er in Virgin einen Lastwagen anhielt, der ihn nach Rockville mitnahm. Dort wurde er von einem Farmer aufgenommen, der ihn zu einem Abendessen einlud. Frank war todmüde und schlief sofort ein, nachdem er sich gesättigt hatte. Am nächsten Morgen setzte er seine Wanderung fort, bis er in Springdale einen Lastwagen anhielt, der ihn nach Zion Canyon

Die erste Briefmarke mit dem Bilde des Führers

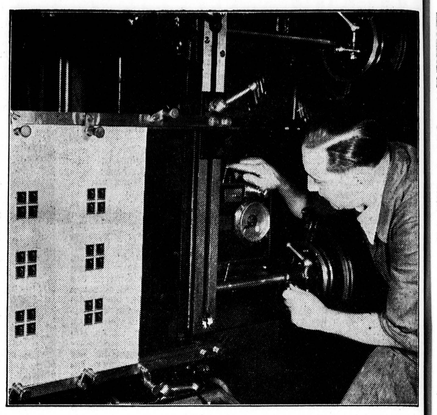
Zum erstenmal sehen wir auf den Briefmarken des Dritten Reiches nun auch das Bild unseres Führers. In zahlreichen Zuschriften haben seit der Machtübernahme immer wieder Volksgenossen aus dem In- und Auslande um die Führermarke gebeten. Aber der Führer hat es bisher stets abgelehnt, sein Bild für Briefmarken zur Verfügung zu stellen, wenn nicht damit ein besonders wichtiger nationalpolitischer Zweck erfüllt werden könnte. Als sich im Juli 1936 die Notwendigkeit ergab, neue Mittel für wichtige kulturelle Zwecke zu schaffen, gab der Führer im Hinblick darauf seine Zustimmung zu der Herausgabe einer Sonderbriefmarke mit seinem Bilde. Es wurde eine Aufnahme des Führers von Reichsbildberichterstatter Heinrich Hoffmann zugrunde gelegt, die Professor Richard Klein-München mit einem entsprechenden Markenrahmen versah. Mit der Durchführung des Markendruckes wurde die Reichsdruckerei beauftragt. Der Leitspruch:

„Wer ein Volk retten will,
kann nur heroisch denken",

der auf den kleinen Markenbogen — außerhalb der vier Marken — aufgedruckt wurde, ist ein Wort des Führers.

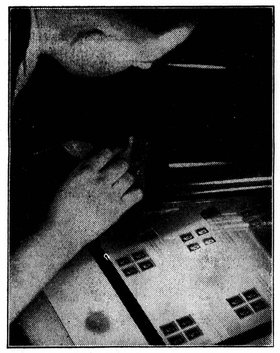
So dienen diese Marken mit dem Bilde des Führers, die in alle Welt hinausgehen, dem deutschen Gedanken und geben gleichzeitig die Mittel, mit denen der Führer neue Werke des Friedens und der Kultur schaffen kann.

Dr. Dietrich
Reichspressechef

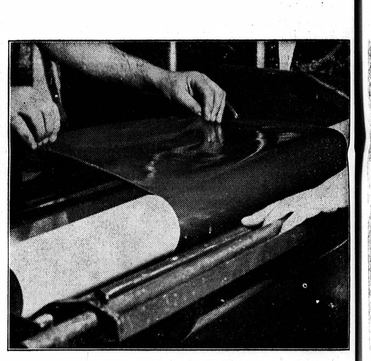


Die Aufnahmen zu unseren Bildseiten von dem Werdegang der Sondermarke zum Geburtstag des Führers durfte unser Sonderberichterstatter Eitel Lange in der Reichsdruckerei Berlin machen und veranschaulicht uns die Herstellung der Viererblocks in den einzelnen Abteilungen. Oben links zeigen wir eine Einzelmarke, die nach einer Aufnahme des Reichsbildberichterstatters Heinrich Hoffmann von dem Münchener Künstler Professor Richard Klein geschaffen wurde. Rechts sehen wir den Photographen an einer Spezialkamera bei der Herstellung des Positivs; man sieht mehrere Blöcke zu je 9-er Marken.

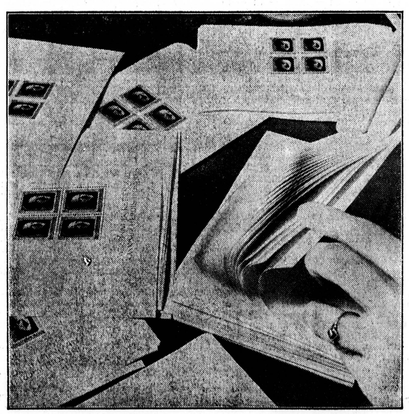
Der Retuscheur beim Prüfen des Positivs; rechts sieht man das Original, mit dem jede einzelne Marke genauestens übereinstimmen muß.



Der Aetzer beim Auflegen des durch Kaliumbichromat lichtempfindlich gemachten Pigmentgelatinepapiers auf das Positiv im Kopierrahmen. Peinlichste Sauberkeit ist nötig, kein Staubkörnchen darf zwischen dem Positiv und dem Pigmentgelatinepapier liegen.



Der Aetzer beim Uebertragen der Pigmentkopie auf dem Kupferzylinder. Die Pigmentgelatine wird durch Wasser berieselt und unter Drehen des hochglanzpolierten Kupferzylinders mittels einer Gummiwalze fest auf den Kupferzylinder aufgequescht.



Von links: hier werden die Seiten in die einzelnen Viererblocks zerschnitten — die fertigen Viererblocks werden gezählt — ein letzter Kontrollstempel auf die verpackten Sondermarken zum Geburtstag des Führers, nun können die Marken in alle Welt gehen.

Presse-Illustrationen Hoffmann-M.

Das Reichspflanzenschutzgesetz

Von Ministerialrat Ludwig Schuster
im Reichs- und Preußischen Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft

Die deutsche Landwirtschaft einschließlich Garten-, Obst- und Weinbau erleidet alljährlich durch Pflanzenkrankheiten und -schädlinge Verluste, deren Höhe auf eineinhalb bis zwei Milliarden Reichsmark veranschlagt wird. So beträgt allein der Ausfall an Getreide durch Rost und Brandpilze jährlich rund 350 Mill. Reichsmark. Die Obstmade verursacht Ertragsausfälle in Höhe von ungefähr 100 Millionen Reichsmark, die durch den Steckrübenwinter des Jahres 1916 berüchtigte Krautfäule der Kartoffel mindert den Kartoffelertrag im Durchschnitt um 5 Prozent oder in Geld ausgedrückt, um etwa 40 Millionen Reichsmark. Der Kornkäfer gefährdet unsere Getreidevorräte um Werte, die etwa 100 Millionen Reichsmark erreichen. An zahllosen Beispielen ließe sich im einzelnen aufrechnen, was Feldmäuse und Engerlinge, Wurzlaus und Kohlweißling und wie die Schädlinge alle heißen, an Schaden verursachen. Aber bereits die wenigen Zahlen lassen erkennen, daß die jährlichen Verluste mit eineinhalb bis zwei Milliarden Reichsmark nicht zu hoch veranschlagt sind. Neben den unmittelbaren Ertragsausfällen führt der Schädlingsbefall auch noch zu einer fühlbaren Erschwerung der Ausfuhr deutscher Bodenerzeugnisse, insbesondere von Saatkartoffeln, Sämereien und Baumschulartikeln; denn das Ausland nimmt diese Erzeugnisse, deren Ausfuhrwert immer noch in viele Millionen geht, nur ab, wenn ihm die Gewähr geboten wird, daß sie nicht als Ueberträger von Krankheiten und Schädlingen in Frage kommen können.

Der Apfelwickler ist schuld an der Wurmstichigkeit

Wirken sich die durch tierische und pflanzliche Schädiger bedingten Ernteverluste schon in normalen Zeiten sehr nachteilig für die deutsche Volkswirtschaft aus, so sind sie in einer Zeit, in der die Ernährung des deutschen Volkes aus der eigenen Scholle im Vordergrund der Erwägungen steht, schlechthin untragbar. Das Interesse der deutschen Ernährungswirtschaft erfordert somit eine wesentlich gesteigerte Schädlingsbekämpfung. Sie ist aber in erfolgreicher und erfolgsicherer Weise durchführen zu können, mußte zunächst eine ausreichende gesetzliche Grundlage geschaffen werden, die es nicht nur ermöglicht, die erforderlichen Bekämpfungsanordnungen zu treffen, sondern die es auch gestattet, die Organisation der Bekämpfung einheitlich aufzuziehen. Diese Grundlage ist nunmehr in dem von der Reichsregierung auf Vorschlag des Reichsbauernführers und Reichsministers Darré erlassenen Gesetz zum Schutze der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen geschaffen worden.

Der erste Abschnitt des Gesetzes enthält die Ermächtigungen, die den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft in den Stand setzen, die zur Durchführung eines wirksamen Pflanzenschutzes im Inland erforderlichen Vorschriften und Anordnungen, sei es für den Einzelfall, sei es im allgemeinen, zu erlassen. So kann, um einige der wichtigsten Ermächtigungen in gedrängter Kürze anzuführen, für den Fall des Auftretens von Schädlingen und Krankheiten eine Anzeige- und Auskunftspflicht eingeführt, zur Feststellung des Befalls die Untersuchung von Grundstücken, Gebäuden, Räumen und Vorratsbeständen angeordnet und die Ueberwachung von Speichern und Lagerräumen, Mühlen, Ausstellungen, Märkten, Baumschulen, Gartenbau-, Saatzucht- und sonstigen Betrieben, in denen Pflanzgut, Sämereien und Wirtschaftsdünger für Handelszwecke vorrätig gehalten werden, vorgeschrieben werden. Auch die Einlagerung von Pflanzen und Pflanzenerzeugnissen kann geregelt sowie die Entseuchung oder Reinigung von Speichern, Lager- und sonstigen Vorratsräumen, von Pflanzen-Gerätschaften und des Bodens angeordnet werden. Der Verkehr mit Pflanzen und Pflanzenerzeugnissen kann nach dem Gesichtspunkte des Pflanzenschutzes geregelt werden. Für befallene, kranke befallsund krankheitsverdächtige, ja sogar für gesunde Pflanzen und Pflanzenerzeugnisse kann, wenn dies ein wirksamer Pflanzenschutz erforderlich macht, die Vernichtung vorgeschrieben werden. Um eine angeordnete Bekämpfung wirksam zu gestalten, könnte bestimmte Mittel und Verfahren vorgeschrieben, die Fruchtfolgen bestimmt und anfällige Pflanzensorten vom Anbau ausgeschlossen werden.

Auch die Nutzung befallener, befallsverdächtiger oder befallsgefährdeter Grundstücke kann untersagt sowie ihr Betreten und der Verkehr mit Bodenerzeugnissen aus ihnen verboten oder nur unter Bedingungen zugelassen werden. Die Ermächtigungen des Gesetzes ziehen auch die Möglichkeit, den Handel mit Mitteln und Geräten für die Schädlingsbekämpfung sowie die gewerbsmäßige Schädlingsbekämpfung zu regeln.

Beziehen sich diese in großen Umrissen aufgezeichneten Ermächtigungen des Gesetzes auf die Durchführung eines wirksamen Pflanzenschutzes im Inland, so gibt das Gesetz darüber hinaus auch die Grundlage, um die Einschleppung von Krankheiten und Schädlingen aus dem Ausland zu verhüten. So können die Einfuhr von befallenen oder befallsverdächtigen Erzeugnissen sowie von Gegenständen, die als Träger von Schädlingen in Frage kommen, verboten oder nur unter Auflagen zugelassen, befallene oder befallsverdächtige Sendungen vernichtet und die Durchfuhr verdächtiger Sendungen verboten werden. Damit anderseits dem Ausland die Gewähr geboten wird, daß die aus Deutschland bezogenen Pflanzen und Pflanzenerzeugnisse frei von Krankheiten und Schädlingen sind, wird die Ausfuhr überwacht und jede nach dem Ausland gehende Sendung untersucht. Mit dieser Aufgabe wird der Reichspflanzenschutzdienst beauftragt, dem daneben auch die Ueberwachung heimischer Kulturen, aus denen Erzeugnisse zur Ausfuhr kommen, und die Ausstellung der vom Ausland verlangten Pflanzenschutz- und -gesundheitszeugnisse obliegt.

Auftreten der Erdflöhe am Gemüse in Deutschland. Die auf der Karte dunkel eingezeichneten Stellen zeigen das starke, die hellen das geringe Auftreten des Gemüseschädlings.

Um die Durchführung der Anordnungen und Vorschriften zu sichern, die auf Grund des Gesetzes getroffen werden, bedarf es einer schlagkräftigen, unter einheitlicher Leitung stehenden Organisation des Pflanzenschutzes. Sie wird nach den Bestimmungen des zweiten Abschnittes des Gesetzes vom Reichsnährstand als Pflanzenschutzdienst aufgezogen. Träger sind die bei jeder Landesbauernschaft bereits vorhandenen Hauptstellen für Pflanzenschutz, die nunmehr die Bezeichnung „Pflanzenschutzämter" erhalten. Den Pflanzenschutzämtern liegt die öffentliche Aufklärung der Bevölkerung über das Auftreten und die Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen sowie die Beratung und Anleitung bei der Bekämpfung ob. Sie haben auch die allgemeine Ueberwachung der Kulturen und der Vorräte wahrzunehmen und im Einzelfall die technische Durchführung und Ueberwachung der angeordneten Bekämpfungsmaßnahmen zu sichern.

Der bekannteste Schädling ist die Maus

Eigentümer und Nutzungsberechtigte sind verpflichtet, die auf Grund des Gesetzes getroffenen Maßnahmen durchzuführen oder, sofern die Ausführung dem Pflanzenschutzdienst übertragen ist, durch diesen durchführen zu lassen. Den Beauftragten des Pflanzenschutzdienstes ist der Zutritt zu Gebäuden, Grundstücken, Speicher- oder Lagerräumen, Verkehrs- und Beförderungsmitteln zu gestatten. Kommen die Eigentümer und Nutzungsberechtigten ihren Verpflichtungen nicht nach, so kann der Pflanzenschutzdienst die Bekämpfungsmaßnahmen auf Kosten des Verpflichteten selbst vornehmen oder vornehmen lassen.

Die Spargelliege

Von weittragender Bedeutung ist auch die Bestimmung, daß diejenigen Personen und Betriebe, die infolge der Durchführung angeordneter Bekämpfungsmaßnahmen vor Schaden bewahrt bleiben, zur Deckung der durch die notwendigen Bekämpfungsmaßnahmen entstandenen Unkosten herangezogen werden können. Wenn also beispielsweise durch die Bekämpfung des Kartoffelkäfers in Westdeutschland seine Ausbreitung nach dem übrigen Deutschland verhindert oder verlangsamt wird, so kann der nicht unmittelbar betroffene übrige Kartoffelbau Deutschlands an der Aufbringung der Kosten, die durch die Bekämpfung entstehen, beteiligt werden.

Maßnahmen, die auf Grund des Gesetzes getroffen werden, begründen grundsätzlich keinen Anspruch auf Entschädigung. Im Falle unbilliger Härte, insbesondere bei schwerer wirtschaftlicher Schädigung, kann jedoch aus Reichsmitteln eine angemessene Entschädigung für den bei der Durchführung der Bekämpfungsmaßnahmen entstandenen Schaden gewährt werden; Voraussetzung ist jedoch, daß durch die Bekämpfungsmaßnahmen gesunde Pflanzen vernichtet worden sind, oder der Ertrag des Bodens gemindert worden ist. Ueber die Gewährung einer Entschädigung entscheidet die Verwaltungsbehörde unter Ausschluß des Rechtsweges.

Der deutsche Pflanzenschutz hat durch das Gesetz eine feste Grundlage erhalten, auf der eine erfolgreiche Weiterarbeit fußen wird. Der Pflanzenschutz bedeutet Leistungssteigerung und Erzeugungsreserven, und wenn er planmäßig betrieben wird, sind wir in der Lage, diese bisher verloren gegangenen Reserven der Volkswirtschaft nutzbar zu machen.

Getreidekörner, die der Kornkäfer zerfressen hat

So sieht der Kartoffelkäfer aus

← **Maikäferplage, da hilft mitunter nur noch sytematisches Ablesen**

(Reichsnährstand 5, Erich Zander, Archiv 2, K.)

An der Hochzeitstafel

Onkel Max, stark verschuldet, hat geheiratet. Sein kleiner Neffe Fritz darf an der Hochzeitstafel teilnehmen. Fritz betrachtet nachdenklich die strahlende Braut. Endlich fragt er den Onkel:

„Onkel, wer ist denn die Tante an deiner Seite?"

„Meine Frau!"

„Deine Frau?"

„Ja, ich habe sie doch heute geheiratet."

„Onkel, du bist ein alter Schwindler!"

„Wieso?" fragt der Onkel arglos

„Wieso?" meint Fritz laut über den Tisch. „Na, zu Mati hast du immer gesagt, du machtest eine Geldheirat, und jetzt hast du eine Frauenheirat gemacht."

Fr. Schaeffter.

Familienzuwachs

Belling lief nervös auf dem Korridor hin und her. Endlich ging die Tür auf, die Schwester trat heraus und reichte dem ängstlichen Ehemann die Hand: „Ich gratuliere Ihnen, Herr Belling, Ihre fünfte Tochter ist angekommen!"

„Sie meinen wohl die vierte?"

„Ja, die ist auch da!" (Aftenposten).

Deutlich genug

Der junge Herr Lemke war gerade kein schöner Mann. Er wußte es aber auch selbst. Neulich war er mit einer jungen Dame zum Abendessen eingeladen und im Verlauf des Abends fragte er: „Sind Sie schon mal jemandem begegnet, der häßlicher ist als ich?"

Keine Antwort.

Lemke wiederholte seine Frage, worauf die junge Dame erwiderte: „Ich habe wohl gehört, was Sie sagten — ich überlege bloß noch!"

(Over 8 Dag.)

„Fräulein Ursula, wollen Sie die Sonne meines Lebens werden?"

„Aber mit Freuden — ich denke es mir herrlich, 15 Millionen Kilometer von Ihnen entfernt zu sein!"

*

Ein Fremdwort

Der Arzt hatte Heidepriem untersucht, wollte aber nicht recht mit der Sprache heraus, was eigentlich los war. Heidepriem hat aber um klar'n Bescheid: „Nun heißen Sie mich nicht mit einem lateinischen Wort ab, das keiner versteht, sondern sagen Sie mir offen, was mir fehlt!"

Der Arzt überlegte einen Augenblick: „Wenn Sie es durchaus wissen wollen, Sie sind faxfaul! Sonst fehlt Ihnen nichts!"

(Illustriert Familieblad.)

*

„Meiner Frau ist kürzlich eine Mücke ins Auge gefallen. Sie ist zum Arzt gegangen. Der Spaß hat mich zwanzig Mark gekostet!"

Der Leidensgefährte seufzte:

„Meiner Frau ist kürzlich ein Pelz ins Auge gefallen. Sie ist zum Kürschner gegangen. Und mich hat der Spaß zweihundert Mark gekostet!"

„Mein Sohn macht sich. Er hat jetzt schon monatlich 150 Mark und ein möbliertes Zimmer."

„Alle Monat ein Zimmer, was fängt er denn damit an?"

*

„Etwas Herrliches, so ein Täßchen Kaffee und noch vor knapp dreihundert Jahren kannte ihn hier kein Mensch."

„Dreihundert? Nein, wie doch die Zeit vergeht!"

*

„Sagen Sie, liebe Frau Dorle, merken Sie dadurch, daß Sie selbst kochen, eine große Ersparnis?"

„O ja — mein Mann ißt seitdem nur die Hälfte!"

*

Vater: „Warum weinst du denn so Kurtchen?"

„Ich habe mit Mutter eine Meinungsverschiedenheit gehabt, und die ist in Tätlichkeiten ausgeartet."

*

„Was hast du schon zu jammern? Deine Frau ist doch wahrhaftig eine Perle!"

„Ihretwegen jammere ich auch nicht — nur wegen der Perlmutter!"

*

„Sind Sie ängstlich, im Dunkeln nach Hause zu gehen?" fragte die Dame den Besuch.

„Nein, das kann ich nicht sagen. Warum meinen Sie?"

„Oh, ich dachte nur, Sie wollen die Morgendämmerung abwarten."

*

„Stör' mich nicht — ich schreibe an meine Braut!" — „Warum schreibst du denn so furchtbar langsam?" — „Weil sie nicht so rasch lesen kann."

*

Lehrerin: „Grete, nenne mir ein Bindewort!" — Schülerin: „Trauung!"

Gewohnheit

„Hast du wirklich nach diesem Nachtbummel noch die Courage, mir unter die Augen zu treten?" zürnt Frau Stippetohl.

„Teure Agathe, man gewöhnt sich im Leben an alles", entgegnet er milde.

(Jugend.)

So ein Glück!

„Ich höre, Sie wollen umziehen, Frau Marjoran?"

„Ja. Wir ziehen in ein ganz reizend gelegenes Haus."

„So. Mit schöner Aussicht?"

„Wunderschön! Wir können direkt in das Speisezimmer gegenüber sehen und deutlich erkennen, was die Leute da essen."

(„Pick me up.").

„Ich muß dir sagen, lieber Freund", sagte der eine, „daß du ein Esel bist!"

„So . . .", überlegte der andere, „bin ich nun dein Freund weil ich ein Esel bin, oder bin ich ein Esel, weil ich dein Freund bin!"

Wieso „genießen"?

Der Lehrer war mit Werners Betragen sehr zufrieden und sagte dies eines Tages seiner Mutter.

Werners Mutter fühlte sich sehr geschmeichelt und antwortete: „Er genießt aber auch eine sehr strenge Erziehung!"

Werner protestierte nicht ohne Grund: „Na, Mutter, ich würde das aber lieber nicht genießen nennen, weißt du!"

Auch eine Möglichkeit

Schriftsteller: „Ich möchte nicht aufschneiden, aber ich habe tatsächlich noch nie ein Manuskript von einer Zeitung zurückbekommen."

Freund: „Na, Mann, legst du denn kein Rückporto bei?"

Ob das was nützt?

Chef, zum Bewerber für einen Posten: „Ja, mein Lieber, für diesen Posten sind Sie wohl noch reichlich jung!"

Bewerber: „Ist nicht so schlimm. Dann komme ich nächste Woche noch mal wieder."

*

„Warum haben Sie denn immer Watte in den Ohren, Herr Professor?"

„Das will ich Ihnen anvertrauen! Ich habe nämlich die Angewohnheit, immer mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln, und das kann ich nicht mit anhören!"

Einbildungskraft

Frau: „Warum gähnst du denn so, du hast doch die ganze Nacht geschlafen?"

Mann: „Ja, aber ich träumte, ich hätte schlecht geschlafen!"

*

Der kleine Fritz sieht einen sehr dicken Mann am Strand auf und ab gehen. Erstaunt betrachtet er ihn und fragt dann seine Mutter neugierig: „Mama, ist das alles ein Mann?"

„Begabung"

„Mein Mann muß krank sein, er hört fast nichts mehr."

„Krank? Schwerhörigkeit braucht keine Krankheit zu sein, es kann auch Begabung sein."

Der verkannte Pappdeckel

Ein Amerikaner, zum ersten Male in München, kommt in ein Restaurant und bestellt Bier. Die Kellnerin stellt ihm das Bier mit einem Pappdeckel unterseh hin. Nach einer Weile winkt ihr der Amerikaner und sagt:

„Bringen Sie mir noch sei ein Bier — aber keine solche Lebkuchen, der sein mir zu hart!"

*

„Xaver, für a jede Maß Bier, die wost saufa, mußt a Woch früher sterb'n!" — „Geh zua, Alte, da warst ja scho vor a paar tausad Jahr Witwe word'n!"

Kindermund

„Du, Mama, wer legt eigentlich die Eier?"

„Die Hühner, mein Junge."

„Der Hahn nicht?"

„Nein, Karl, der Hahn legt keine Eier."

„So!? Will er nicht, oder kann er nicht?"

Plaudereien am Stammtisch

In einer Kneipe in der Lastadie (Stettin) sitzen mehrere bemooste Schiffer beisammen, suchten gebörig die durstigen Kehlen an und spinnen ihr Garn, erzählen von kaum glaublichen Stürmen, die sie erlebt.

Fitt, der bislang schweigend zugehört, schiebt seinen Priem von Backbord nach Steuerbord, räuspert sich und legt dann mächtig los:

„Bah, was ihr da alle erlebt habt, sind ja alles keine Stürme. Damals im Golf von Biskaya hättet ihr dabei sein sollen. Die Wellen gingen so hoch, daß wir über den Wolken fuhren, wenn wir auf dem Wellengipfel standen. Und wenn wir den Wellenberg hinunterfuhren, ging's so tief hinab, daß die Fische am Kielüberbaum aufgespießt wurden. Das war wenigstens noch so etwas wie ein Sturm. Aber was ihr da erlebt habt . . ."

*

„Welches ist die größte Wasserkraft in der Welt?"

„Die Tränen einer schönen Frau."

(Die Woche.)

Frühlingsahnen

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

„Sagen Sie, ist dieser Ort hier gut für Rheumatismus?" — „Gewiß, ich habe den meinen auch hier bekommen!"

„Sie liebt mich von Herzen!"

6. Jahrg. — Nr. 15 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 11. April 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zeichnung von Ernst H. Grunwald

Verlag Bavaria, Gauting

Der erste Schulgang

So still ist heut' der Zimmer kleine Welt:
Die Mutter spricht von vielen fremden Dingen
Und lächelt fein und muß sich dennoch zwingen,
Wenn eine Träne aus den feuchten Augen fällt.

Wie seltsam nur die Puppe Hilde schaut!
Und auch das Pferdchen läßt die Ohren hängen,
Und Lump, der Hund, verläßt den angewohnten, engen
Schlupfwinkel hinterm Ofen und wird laut. —

Und dann die Straße: Dormittags so früh
Ist nicht die Zeit zu spielen und zu tanzen.
So ungewohnt und fremd drückt noch der Ranzen,
Und auch der Weg macht kleinen Füßen Müh!

Ein großes Tor, ein weiter Hof, ein heller Raum
Mit einer schwarzen Tafel, hohen Bänken.
O Glück — und sorgel Kinder! (kaum zu denken!)
Das alles ist noch seltsam wie im Traum. —

Die Kinder sind ganz still. Der Lehrer spricht.
Sie hängen horchend schon an seinem Munde!
Die neue Welt tut ihre Tore auf, die Stunde
Der noch so kleinen, kaum bewußten Pflicht! Lk.

abc-Schützen

Nun sind es nur noch ein paar Tage, dann öffnen sich wieder die Pforten der Schule, und für die gesamte deutsche schulpflichtige Jugend beginnt ein neues Jahr des Lernens und des eifrigen Studierens. Den „Altgedienten" bringt dieser Zeitpunkt nichts Ungewohntes; höchstens beschleicht sie ein leises Gefühl des Unbehagens darüber, daß die Stunden der Spiele und jugendlichen Streiche durch die unerbittliche Pflicht der Schule nun wieder arg beschnitten werden. — Aber für Tausende deutscher Jungen und Mädchen wird dieser Tag des Schulbeginns zu einer einschneidenden Wende in ihrem jungen Dasein. Zum erstenmal eigentlich meldet das Leben seine Ansprüche an den jungen Menschen an; denn es braucht ihn später einmal als ganzen Mann oder als ganze Frau, und da heißt es, sich bei Zeiten darauf vorzubereiten. Die Welt der friedvollen Häuslichkeit, der Kreis um die liebende und sorgende Mutter weitet sich; das Kind muß seinen ersten „offiziellen" Schritt aus dem Hause tun. Ein Tor wird aufgestoßen, eine Schwelle überschritten; der junge Mensch, dessen kindliche Jahre von der heiligen Gemeinschaft der Familie gehütet waren, tritt nun in die größere Gemeinschaft der Schule ein, in der es alle Kräfte, die ihm die Familiengemeinschaft vermittelte, nützen und auswerten soll für die größeren Aufgaben, die dem jungen Dasein von jetzt ab gestellt sind. Eine erste, wenn auch noch so kleine Pflicht tritt an das Kind heran: es muß regelmäßig die Schule besuchen, es muß lernen, und zwar nicht nur Schriftzeichen und Zahlen und wie sie gelesen und geschrieben werden, sondern auch bereits das erste kleine Kapitelchen von der Kunst des Lebens, nämlich, sich ein- und unterordnen, nachgeben und sich vertragen, gehorsam sein und etwas leisten. —

Es ist sicher, daß der Augenblick, in dem das Kind zum erstenmal den Weg zur Schule antritt, aus all diesen Gedanken seine feierliche Weihe bekommt. Es ist aber nicht nur ein bedeutender Zeitpunkt, sondern auch ein schwerer für das Kind und ein verantwortungsvoller für die Eltern wie für die Schule. Eltern und Schule werden in gleicher Weise bemüht sein, dem Kind den Uebergang so leicht wie nur möglich zu gestalten. Denn das Gemüt des Kindes ist zerbrechlich und verletzlich wie Glas; an dem Geringsten kann es Schaden leiden, der nur sehr schwer oft wieder gut zu machen ist. Daraus erwächst für alle, die an der Erziehung des Kindes mitwirken, die große Verantwortung. Es erhellt sogleich, um wieviel die Eltern, insbesondere die Mutter, dem Kinde den ersten Schulweg zu erleichtern vermögen. Schon Wochen vorher wird ja das Kind zu fragen beginnen, wie es denn in der Schule sei, was es dort lernen müsse und wer der Lehrer sei. Eine kluge Mutter wird diese kleinen Gelegenheiten benutzen, um ihrem Kinde die Brücke zu bauen in das neue Leben, das bald beginnt, ihm Vertrauen einflößen, und alle Angst und Scheu dem kleinen Herzen zu nehmen. Sie wird ihm liebevoll von der Schule erzählen und dabei kindlichen Eifer und Ehrgeiz wecken, ohne aus ihrem Kind gleich etwas „Besonderes" machen zu wollen. Sie wird es vor allen Dingen mit allem versehen, was das Gemüt und auch den Verstand des Kindes vorzeitig belasten könnte, auch wenn die liebe Frau Nachbarin kein Ende finden kann zu betonen, was ihr Kind „schon alles kann". Es nützt dem kleinen ABC-Schützen garnichts, wenn er schon das Alphabet kann, ehe er zur Schule kommt; im Gegenteil, gerade ebenso wird die planmäßige Arbeit des Unterrichts empfindlich stören. Es geht auch nicht an, dem Schulneu-

Togal
Togal ist seit Jahrzehnten bestens bewährt bei: Rheuma, Hexenschuss, Gicht, Nerven- und Ischias, Kopfschmerz, Grippe, Erkältungskrankheiten. Togal wirkt schmerzstillend, harnsäurelösend u. beseitigt Krankheitsstoffe! Völlig unschädlich! Von Ärzten u. Kliniken immer wieder gelobt und anerkannt. Ein Versuch lohnt! M 1.29 In allen Apotheken

Hasfreiter's Kräuterkuren gegen Kropf u. Basedow. Tee zum Trinken und Umschläge. Unschädl. u. günstig. Wert. Sie kostenlos Broschüre. Nr. 2. Friedr. Hasfreiter Gauting bei München

Edelbuschrosen. 50 Stück M. wohl nur 8.—. Jede Pflanze m. Namen u. Farbe bezeichnet. Sortiert in den Farben weiß, gelb, orange, bronce, hellrot, hochrot, scharlachrot, kupfer, rosa, lachs. Viele Abertausende, Tausende bestellen nach. Bei Gleichgefallen Rückerstattung auf meine Kosten. Kulturanweisung wird gratis beigefügt. Ludwig Sontag, Steinfurth 56 über Bad Nauheim. Steinfurther Rosen sind weltberühmt!

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — Ohren! bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „AKUSTIKA" Schalldurchlässige Ohrpolster aus Tierhaar für 30 u. 90 Pfg. in Apotheken, Drog. käuflich.

Klein-Anzeigen haben immer Erfolg

Echte alte Dirndlstoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei bis u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 7.

Damenbart entfernt radikal u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Ges. 605 Gold. Ehrendiplom. Grand Prix Brüssel 1935, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinste RM 9.75, Haar RM 3.85, 5. geh. Kilden RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helmuth G. m. b. H., Köln 114

Moderne Taschen- u. Armbanduhren. m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3 Herren-Taschenuhr m. geprüft., 36 st. Ank. Präzisionswerk, vernickelt, M 1.90. Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . M 2.30. Nr. 5. Besseres Werk, fl. Form . M. 3.40. Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3Deck., vergold. 4.90. Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr m. Ledertrichen 2.60. Nr. 85. Dto., gl. Form, besser. Werk 4.—. Nr. 99. Dto., Golddouble, 5 Jahre Gar. f. Goldhaus. Für Damen, m. Rissband . M. 5.90. Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90. Nr. 161 Geschnittene Kuckucksuhr, 1/2 stündl. Kuckuck ruf. M. 2.80. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herr., 18kar. vergoldet, einschl. Ihrem Monogramm M. 1.10. Nr. 614. dto. Siegelring, Steckigel-Platte, M. 1.30. Nickelkette M. -.25. Doppelkette, vergoldet, M -.70. Kapsel M. -.25. Weckeruhr M. 1.70. Nr. 666. Siegelring, schöne Verzierung, mit 1 Buchstaben, M. —.90. Goldouble-Ring mit Simili-Brillant, M. 1.90. Versand geg. Nachnahme. Jahresumsatz über 30 000 Uhren. Katalog ganz unverbindlich u. gratis. Fritz Heinecke, Braunschweig L 85

Motorfahrrad M 148.- Frontantrieb Außenlüftung Beleuchtung. Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.- Drei-Sparrenrad mit Fr. 8.8.- RM 29.- Katalog kostenlos. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Die Anleitung macht's! Persönliche Abholung frei Haus überall hin. Ritters Nähmaschinen Pauerborn (Dom gegenüber)

Hermannschule. Kath. Privat Lehranstalt. Gegr. 1891. Bad Meinberg 11 a. Teutoburgerwald. Gymn. u. Real v. VI.-OII. Staatl. Lehrpl. Kl. Klas. m. Mäß. Preise. Erste Referenzen. Haushalt d. Schwestern. Prosp. durch die geistliche Leitung.

Brave, kathol. Jungmänner im Alter v. 20 bis 36 Jahr, welche sich zum kl. Ordensstande berufen fühlen u. Gott im Gebet, Ausübung der Krankenpflege, Landwirtsch. od. der externl. Bekl. erwartet dienen wollen, finden Aufnahme im Mutterhause St. Alexius zu Neuß a. Rh. oder St. Josephs-Kloster, Berlin-Weißensee, Gartenstr. 1—5

Herdfeger bewährt ergiebig - billig

Gute Musik. Katalog fr. von Musik-Spezialfirma HEROLD & Co. Klingenthal Sa. Nr. 15. Für andere Instrumente Sonderliste anfordern.

Heiraten. Osterwunsch. Landw., 38 J. alt, kath., mit mittl. Vermögen, häusliches Gehöft, wünscht Heirat mit gutsituierter Dame. Offerten mit Bild u. Nr. 7/140 „Der 7. Tag", Paderb.

Landwirt, Witw., 37 Jahre, mit ein Schulkind. Jungen, 25 Morgen eigen. Land, wünscht sich wieder zu verheiraten. Jüngere Dame, Mädel od. Witwen ohne Anhang wollen Offerten, möglichst mit Bild, einsend. u. Nr. 7/139 „Der 7. Tag", Paderb.

Eheanbahnung erfolgreich, gewissenhaft, diskret, für Damen und Herren aller Kreise und Berufe durch Frau Höller-Hagemeister Bielefeld, Ravensbergerstraße 29, Ruf 3441 — Sprechzeit (außer Mittw.) täglich, auch Sonntags.

Kathol. Ehe. Ich, größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst, jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauenswürdig. Neuland-Verlag Herne 1, W., Mühlenstr. 7.

Die Zeitungsanzeige bleibt nach wie vor die beste Reklame!

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellungen, Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Tagen „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos in diese Zeitung!

Herdfeger für Herd und Messer

Herdfeger immer gleich gut

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. VI. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

ling nun mit einemmal das Spielen abzugewöhnen, das geht vor der Zeit ebenso wenig, wie man ihm mit Zwang das Lernen „angewöhnen" kann. Das Spiel und die Pflicht müssen langsam ineinander übergehen, wobei das Spiel sehr geschickt für den Unterricht ausgenutzt werden kann. Ganz natürlich muß das Kind in die Aufgaben der Schule hineinwachsen, spielend, lachend, glücklich!

So wird das Kind gerne und mit freudiger Erregung den Morgen des ersten Schultages erwarten. So wird es ohne Trennungsschmerz die Puppe oder das Pferdchen, die Eisenbahn und den Steinbaukasten ihrem zimmerlichen Stilleben überlassen, um in die neue Welt hinauszuwandern, in der es doch so viel Neues, Schönes und Großartiges zu erleben und zu lernen gibt. So wird es auch die anderen Kinder, die nun seine Kameraden werden, als seinesgleichen ansehn und behandeln. Von der Einstellung zur Schule, die das Kind von Hause aus mitbringt, hängt ja so unendlich viel ab für des Kindes ganze künftige Entwicklung. Denn auch die Schule ist ja nur ein Uebergang, aus dem der junge Mensch schließlich in die große Volksgemeinschaft hineinwachsen muß.

Amerika in Deutschland - Deutschland in Amerika:

Zu Fuß von Berlin nach Philadelphia

Die Irrfahrt eines Briefes über den Atlantik — Der Bürgermeister von Boston lädt den Bürgermeister von Neuboston ein

Wer in einer Stunde von Berlin nach Philadelphia reisen will, muß dafür keineswegs ein Raketenflugzeug benutzen oder auf diese Reise bis zum Jahre 2000 zu warten. Ein ganz normales Automobil bringt diese Leistung zuwege, man muß weder umsteigen noch Rekordgeschwindigkeiten fahren, ja, wenn man will, kann man von Berlin nach Philadelphia sogar zu Fuß gehen, ohne daß man dazu einen Badeanzug braucht. Die Entfernung zwischen den beiden Orten beträgt nämlich nur 40 Kilometer. Das Philadelphia, das wir hier meinen, liegt auf brandenburgischem Sandboden, im Regierungsbezirk Potsdam, ganz in der Nähe des Städtchens Storkow.

Wir haben hier einen jener Fälle, in denen sich die Landkarte einen Scherz leistet, oder besser gesagt, in denen Siedler aus irgendeiner geheimen Sehnsucht heraus ihrer Niederlassung den Namen einer berühmten fernen Stadt gaben. Es ist bekannt, daß es in den Vereinigten Staaten unzählige Städte, Orte und Siedlungen gibt, die deutsche Namen tragen. Deutsche Siedler waren es, die einen hervorragenden Anteil an der Erschließung der Neuen Welt gehabt haben. So gibt es zwar in Europa nur eine einzige Stadt, die Berlin heißt. In den Vereinigten Staaten hingegen sind nicht weniger als 87 Niederlassungen vorhanden, die den Namen Berlin tragen. Dabei sind die Orte mit der Bezeichnung Neu-Berlin, Ost-Berlin, Mein-Berlin usw. noch gar nicht mitgerechnet. Die Ortsnamen „Leipzig", „Hannover", „Hamburg" und „Frankfurt" sind in USA. insgesamt 87mal vertreten. Söhne dieser Städte waren es wohl, die einst über das große Wasser fuhren, um in ihrer neuen Heimat ihre Siedlungen nach ihren Geburtsorten zu benennen.

Weit weniger bekannt dürfte es sein, daß wir anderseits auch Amerikas Spuren in Deutschland vorfinden. Das oben erwähnte Philadelphia ist bei weitem nicht der einzige Ort, der den Namen einer amerikanischen Stadt trägt. Gerade in der Mark Brandenburg befinden sich eine ganze Reihe von Dörfern, die man einst scherzweise „Erfas-Amerika" nannte. Da ist zum Beispiel das brandenburgische Dorf „Maryland" im Kreise Osthavelland, da sind ferner etwa 100 Kilometer östlich von Berlin Saratoga, Louisa, Pennsylvanien und Hampshire. Man fragt sich, wie wohl diese Bezeichnungen entstanden sein könnten. „Erfas-Amerika" ist eine Folge eines Verbotes Friedrichs des Großen, der den auswanderungslustigen Bauern die Genehmigung versagte, nach Amerika zu ziehen, wo man ohne Geld eigenen Boden erwerben konnte, und wo die Erde angeblich märchenhaft reiche Früchte trug. Der Alte Fritz hatte keine Lust, seine tüchtigsten Bauern durch irgendwelche Verlockungen eines fremden Landes zu verlieren, und so gab er denen, die mit ihrem Land unzufrieden waren, neue Siedlungen an den verschiedensten Stellen Brandenburgs.

15 Minuten Weg — 9 Wochen Reisen

Die Bauern, die nicht aufhörten, von dem Märchenland Amerika zu träumen, gaben ihren neuen Dörfern — vielleicht ein wenig aus Aerger über die verbotene Auswanderung — amerikanische Namen. So ist unmittelbar im Warthebruch zwischen Küstrin und Landsberg eine fremdklingende Welt entstanden, die bei näherer Betrachtung dennoch nur aus echten deutschen Bauernsiedlungen besteht. Wir finden in dieser Gegend neben amerikanischen Bezeichnungen wie „Neu-Boston" (Kreis Storkow, Regierungsbezirk Potsdam), „Quebec" und „Texas" auch die Dörfer „Kamaica" und sogar ein Dorf namens „Korsika". Es haben sich aus diesen seltsamen Benennungen mitunter schon die lustigsten Irrtümer ergeben. So sandte vor gar nicht allzu langer Zeit die Schulbehörde in Storkow an den Dorflehrer im 15 Minuten entfernten Philadelphia einen Brief, der erst nach 9 Wochen ankam. Dieser Brief war nämlich geradenwegs über den Ozean in die große Stadt Philadelphia gefahren, wo man höchst erstaunt über die Anweisungen der Schulbehörde Storkow in Brandenburg war. Schließlich rief man das Schreiben zurückgehen, so daß es dann doch in die Hände des wackeren Dorfschullehrers gelangte.

Auf einen lustigen Einfall ist vor einem Jahr der Bürgermeister der amerikanischen Stadt Boston verfallen. Er lud nämlich zu einer Jubiläumsfeierlichkeit seinen „Kollegen" in dem deutschen Dorf Neu-Boston zu einem Besuch ein. Die Einladung gelangte auf diplomatischem Wege an das Preußische Innenministerium, und der Herr Bürgermeister von Neu-Boston, der zugleich der Dorflehrer war, geriet in keine geringe Aufregung, als er plötzlich zu einer Reise nach den Vereinigten Staaten aufgefordert wurde. Schließlich zog er es doch vor, die freundliche Einladung abzulehnen mit der Begründung, daß er als Lehrer unabkömmlich sei.

Eine Lady aus „Holstein"

In einer amerikanischen Zeitung erschienen kürzlich zwei nebeneinandergestellte Bilder. Das eine war unterschrieben: „Ein Sonntag-Vormittag in Holstein", das andere: „Ein Sonntag-Vormittag in Hampshire". Zunächst glaubte man, die Bildunterschriften seien verwechselt worden. Denn durch „Holstein" marschierte eine schwarzlockige Lady mit kurzen Hosen und Sandaletten bekleidet und mit purpurrot geschminkten Lippen ausgestattet. In „Hampshire" dagegen stand eine Gruppe von Bäuerinnen beieinander, mit den typischen weißen Kopftüchern, wie sie die Brandenburgerinnen tragen. Der Photograph hatte sich einen Scherz gemacht, denn die Aufnahme „Holstein" stammte aus dem gleichnamigen Ort in dem amerikanischen Staat Jowa, während es sich bei dem Dorf Hamfshire um die bereits erwähnte Siedlung im Brandenburgischen handelte.

Neben großen deutschen Städten finden wir in USA. auch manche kleineren Orte, die in Deutschland liegen, vertreten. So „Nördlingen" in New Yerken, „New Coltbus" in Pennsylvania, „Lindenbera" in Delaware, „Wittenberg" und „Mecklenburg" in Connecticut. Die Hauptstadt von Nord-Dakota heißt „Bismarck", hier gibt es auch zahlreiche deutsche Siedlungen mit Namen wie „Richard Wagner", „Schiller", „Goethe", „Zeppelin", „Wilhelm" und „Beethoven". Ein Beweis, daß das deutsche Element in Amerika nach dem englischen tatsächlich am stärksten vertreten ist.

Vor 25 Jahren:

Der Untergang der „Titanic"

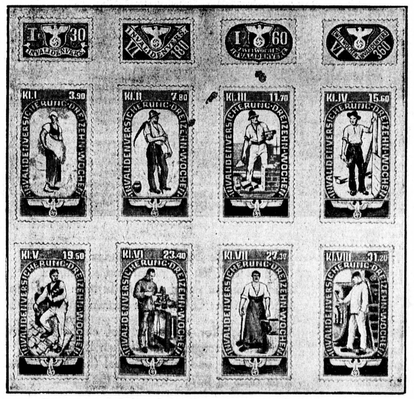
Im April 1912 lief in England das damals modernste und größte Passagierschiff der Welt nach Amerika in See. Es hieß, um seine Größe und gewaltige Wucht auszudrücken: „Titanic". Rund tausend Mann Besatzung und zweitausend Fahrgäste waren an Bord. Um die Mitternachtsstunde des 14. April stieß das stolze Schiff auf einen Eisberg. Binnen einer Stunde waren nur noch ein paar Rettungsboote übrig, auf denen verzweifelte Menschen trieben. 1563 Frauen, Männer und Kinder hatten den Tod gefunden.

Vor 25 Jahren war das. Heute lebt noch in Deutschland ein Mann, der Augenzeuge und Leidtragender dieser furchtbaren Schiffskatastrophe war, der Gastwirt Alfred Schmidt im fränkischen Städtchen Königshofen. Nun setzen wir uns zusammen und lassen ihn nach einem Vierteljahrhundert aus seinen Erinnerungen an das gräßliche Ereignis schöpfen: „Fünf Jahre war ich in England, als die „Titanic" ihre Rungfernfahrt antrat, zu deren Besatzung ich als Stiffskoch gehörte", erzählt uns Herr Schmidt. „Nie und nimmer werde ich die Schrecknisse dieser einen Nacht vergessen, da sich die grauenvolle Tragödie des Meeres abspielte. Ich lag mit zwei Kameraden schon in meinem „Bunker". Wir hatten nur noch einen halben Tag bis Nordamerika, und alles war schon freudig erregt. Da warf es uns plötzlich aus unseren Schlafstätten. Ein schreckliches Getöse, dann ertönten die Notsignale, die alle Mann an Bord riefen! In rasendster Hast rafften wir noch oben — und kaum sahen wir schon, was los war. In Gedankenschnelle vollzog sich jetzt alles."

„Anfangs brannten noch alle Lichter taghell", erzählt Alfred Schmidt weiter, „nach und nach aber erkranken die Lichtmaschinen. Die „Californian" lag nahe bei uns und hatte infolge der gesichteten Treibeisberge ihre Fahrt abgestoppt. Aber sie hatte nur einen einzigen Funker an Bord, der sich einige Stunden schlafen gelegt hatte; deswegen hörte sie unsere SOS-Rufe nicht. Die Leute von der „Californian" sahen unsere Lichter und hatten dabei keine Ahnung von der schrecklichen Katastrophe, die sich in ihrer nächsten Nähe zutrug. Und als unsere Lichter verlöschten, glaubten sie, bei uns habe eben die Polizeistunde eingesetzt. Eine knappe Stunde dauerte es, bis der Riesenkörper des Schiffes unter dem Meeresspiegel verschwunden war. Mit dem letzten Aufgebot aller Kräfte spielte die Schiffskapelle noch den Choral: „Näher, mein Gott, zu dir!"

Ein letztes Gurgeln, Brausen, Zusammenschlagen der Wogen, und die „Titanic" war.

Die Katastrophe der „Titanic" bedeutete für die Transozeanschiffahrt einen entscheidenden Wendepunkt. Um solche Unglücksfälle ein für allemal zu verhüten, wurde damals eigens ein Beobachtungsdienst eingerichtet, der alle Schiffe stets über den Stand der Eisberge unterrichtet. Auf diese Weise ist die Gefahr, die Schiffen von Eisbergen droht, nach menschlichem Ermessen völlig gebannt worden. Auch sind die technischen Mittel der Schiffahrt inzwischen so sehr vervollkommnet worden, daß derartige Katastrophen endgültig der Vergangenheit angehören. Sicher und ohne Gefahr kreuzen heute unsre Ozeanriesen die Weltmeere, und die Passagiere dürften sich auf ihren Planken so sicher wie auf dem Festlande fühlen.



Bilder der Arbeit auf den Invalidenversicherungsmarken

Vom 5. April dieses Jahres ab wurden mit Gültigkeit für alle Landesversicherungsanstalten neue Beitragsmarken herausgegeben. Die Dreizehnwochenmarken, die einschließlich des gezähnten Randes 24 mm breit und 42 mm hoch sind, zeigen Bilder aus dem Erwerbsleben. (Scherl Bilderdienst K.)

Dies nebenbei

Auf eine etwas ungewöhnliche Weise hat Bologna die 200. Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem einer der größten Söhne dieser Stadt, der berühmte Physiker Galvani, das Licht der Welt erblickte. Die Mitglieder eines gastronomischen Klubs luden zu einem großen „Froschschenkelbankett" ein, um das Andenken ihres großen Mitbürgers zu feiern. Es gab Froschschenkel in der Suppe, Froschschenkel gebraten, kurzum, die Delikatesse wurde in jeder nur denkbaren Zubereitung serviert. Galvani wurde bekanntlich durch die Betrachtung eines zuckenden Froschschenkels zu seiner berühmten, für die Elektrizitätslehre grundlegenden Theorie angeregt. Darum hat man auf dem Denkmal, das die Stadt Bologna zu seinen Ehren errichtete, den Gelehrten auch mit einem Froschschenkel in der Hand dargestellt. Galvani soll im übrigen bereits den Froschschenkel als Delikatesse gekannt haben. Immerhin verschieht es das erste Mal, daß der große Physiker durch die kulinarische Verwertung des für ihn sprichwörtlich gewordenen Froschschenkels gefeiert wird.

*

Die in den New Yorker Elendsvierteln herrschenden grauenhaften Zustände sind viel zu sehr bekannt, als daß sie einer Schilderung bedürfen. Tatsache ist, daß hier Menschen in bitterster Armut hausen, von der sich der Europäer kaum einen Begriff machen kann. Tausende von Kindern sind aus diesen Höhlen des Elends noch nie heraus gekommen, sie sind noch nie auf dem Lande gewesen, haben noch keine Kuh, viele noch nicht einmal ein Huhn gesehen. Nun hat die New Yorker Parkverwaltung einen bewundernswerten, wenn auch schüchternen Versuch unternommen, etwas Sonne in das Dasein der Kinder der Aermsten hineinzubringen und ihnen einen kleinen Vorgeschmack vom Landleben zu vermitteln. Ein fahrbarer Bauernhof „bereist" die großen New Yorker Parks und gibt dreitägige Gastspiele für die blassen, verhutzelten Kinder der Weltstadt. In jedem Park bauen städtische Arbeiter einen Musterbauernhof auf, der Hühner, Kücken, Gänse, Ferkel, Truthühne und sogar eine Kuh enthält. In großen Scharen kommen die Kinder angelaufen und starren die Tiere an, wie Wunder aus einer anderen Welt. Ansager erklären den jugendlichen Zuschauern die Bedeutung der Tiere und versuchen die Schau lehrreich zu gestalten. Durch den Erfolg des „Bauernhofes auf Rädern" ermutigt, hat man sich nun auch zu einer fahrbaren Pflanzen- und Blumenschau entschlossen. Hier sehen die Kinder zum ersten Male in ihrem Leben Fuchsien, Vergißmeinnicht, Rosen, blühende Kartoffeln, Erdnüsse und Tabakpflanzen sowie Bohnen und Mais in den verschiedenen Stadien des Wachstums. Der Pflanzenschau ist eine Ausstellung von Ferkchen, Schildkröten, Insekten und Schlangen angegliedert.

*

Die Vitamine als Heilstoffe der Natur spielen in der heutigen Ernährung und Heilkunde eine hervorragende Rolle. Den ersten Anstoß zu ihrer Beachtung gab ein Zufall. Wie Dr. Gerhard Venzmer in einem Aufsatz des Aprilheftes von Velhagen & Clasings Monatsheften erzählt, bemerkte ein holländischer Kolonialarzt auf einem Gefängnishof in Niederländisch-Indien eine Schar von Hühnern und Tauben, die an einer seltsamen Krankheit zu leiden schienen. Sie vermochten sich nicht regelrecht zu bewegen wie gesundes Hausgeflügel, sondern manche von ihnen taumelten wie betrunken daher, andere konnten sich überhaupt nicht aufrecht halten, sondern lagen wie gelähmt in verkrampfter Haltung am Boden. Je eingehender nun der Arzt das merkwürdige Verhalten der Tiere beobachtete, um so mehr fiel ihm die Aehnlichkeit der geheimnisvollen Geflügelkrankheit mit der in jenen Gegenden häufigen, gefürchteten menschlichen Beriberi auf, die ebenfalls mit Nervenentzündung, Lähmungen usw. einhergeht. Er suchte sich zunächst über die Fütterung der Hühner und Tauben, die jene eigenartigen Störungen aufwiesen, zu vergewissern. Es ergab sich, daß das Geflügel mit den Ueberbleibseln der Gefangenenkost, meist gekochtem Reis, gefüttert wurde. Nun kam Entdeckerfreude über den jungen Arzt; eine richtungweisende Ahnung blitzte in ihm auf. Sie hieß ihn, bis dahin gesunde Hühner ebenfalls ausschließlich mit gekochtem Reis ernähren zu lassen; und siehe da: sie wurden regelmäßig nach einigen Wochen von genau den gleichen Krankheitserscheinungen befallen. Andere Hühner dagegen, die er, um die Gegenprobe zu machen, gleichzeitig mit rohem Reis ernährte, blieben völlig gesund. Jetzt konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen: durch das Kochen war ein lebenswichtiger Nahrungsstoff im Reiskorn zerstört worden. Auch das Schälen oder Polieren der Reiskörner hatte die gleiche Wirkung. Ja, es genügte sogar, an künstlich beriebrikrank gemachte Hühner und Tauben die durch den Poliervorgang als Abfall gewonnenen Reishäutchen zu verfüttern, um die Tiere in kürzester Zeit wieder gesund zu machen. In diesen Häutchen mußte also jener geheimnisvolle, unentbehrliche Begleitstoff enthalten sein, dessen Fehlen die schwerwiegenden Krankheitserscheinungen, in bei nicht rechtzeitiger Behandlung den Tod zur Folge hat.

Es dauerte noch nahezu anderthalb Jahrzehnte, bis man die Gedankengänge des Arztes aufgriff und weiterverfolgte. Und doch waren diese Forschungsergebnisse nichts Geringeres als die Keimzelle eines völlig neuen Zweiges der Forschung, dem es bestimmt war, in kurzer Zeit zu einem Baume von riesenhaften Ausmaßen auszuwachsen. Der Inhalt dieser Häutchen war nichts anderes als das erste Vitamin.

Die ungarischen Philharmoniker in Berlin

Das berühmte ungarische Orchester, die Budapester Philharmoniker, bei ihrem Konzert unter dem Dirigenten Prof. Dr. v. Dohnanyi in der Berliner Philharmonie. Man erkennt in der vordersten Reihe Dr. Frick (zweiter von links), neben ihm den ungarischen Gesandten Döne v. Sztojay, (Scherl, K.)

Hamburgs größter Tag

Der Staatsakt im Hamburger Rathaus zum Inkrafttreten des Groß-Hamburg-Gesetzes. Reichsminister Dr. Frick (schreibend) trägt sich in das Goldene Buch der Stadt ein. Reichsminister Rudolf Heß, Reichsminister Dr. Dorpmüller und Reichsminister Graf Schwerin von Krosigk. (Weltbild, K.)

14 Jahre faschistische Luftwaffe

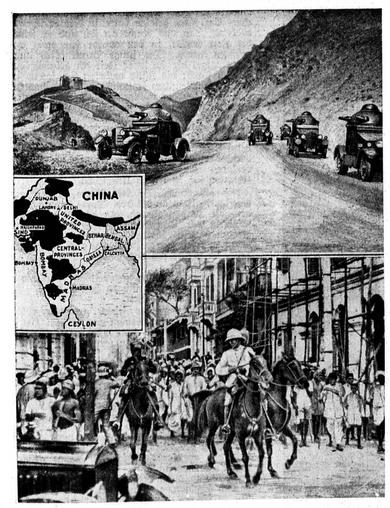
Aus Anlaß des 14. Jahrestages der Gründung der faschistischen Luftwaffe marschierten 10 000 italienische Fliegeroffiziere zu einer Feier auf der Piazza Venezia vor König Viktor Emanuel und dem Duce auf. — Der König überreicht Bruno Mussolini, der sich als Fliegeroffizier im abessinischen Feldzug verdient gemacht hat, eine neue Fahne für sein Regiment. Rechts vom König der Duce, links der Herzog von Aosta, der italienische Kronprinz und Marschall de Bono. (Weltbild, K.)

Der ehemalige Sultan von Marokko †

Der ehemalige Sultan von Marokko, Mulai Hafid, der seit dem Kriege in der Nähe von Paris wohnte, ist gestorben. Als er noch im Amt war, hatte ihm im Jahre 1911 die französische Regierung die Schutzherrschaft angeboten. Nicht ohne französischen Druck nahm Mulai Hafid den Antrag an. Als es kurz darauf zu blutigen Unruhen kam, dankte er zugunsten seines Bruders, des Vaters des gegenwärtigen Sultans, ab. (Erich Zander, K.)

Tumult beim Begräbnis des „Zigeunerkönigs"

Als in Warschau der verstorbene „Zigeunerkönig" und Präsident des Verbandes der Zigeuner in Polen, Mateljaß Kwiek, beerdigt wurde, hatte sich, da man ein besonders pomphaftes Begräbnis erwartete, eine vieltausendköpfige Menschenmenge auf den Straßen und dem Friedhof eingefunden, die nur mit großer Mühe von der Polizei daran gehindert werden konnte, die Totenfeier zu stören. — Bild: Zigeuner im Trauergefolge ihres toten „Königs". (Pat, K.)



die Kongreßpartei, die größte Vertretung des indischen Volkes, eine Riesenkundgebung und den Generalstreik. Unabhängig davon sind an der Nordwestgrenze Aufstände ausgebrochen, die religiöser Natur sind. Wenn die Verfassungsstreitigkeiten durch wiederaufflammende Religionskämpfe einen neuen Impuls erhalten, würde Indien am Rande einer Katastrophe stehen. — Oben: Englische Kampfwagen beim Einsatz an der Nordwestgrenze, die häufig von schweren Kämpfen heimgesucht wird. Unten: Ein Bild, wie es die indischen Stätten schon häufig gesehen haben: berittene Polizei im Kampf gegen Aufständische. In der Mitte: eine Karte mit den Ergebnissen der letzten Wahl. Die weiß eingezeichneten Landstriche weisen die Mehrheit der Kongreßpartei, der größten indischen Partei, auf. Die Minderheit der Kongreßpartei ist schraffiert, die indischen Staaten sind schwarz eingezeichnet. (Erich Zander, Archiv, K.)

Die Hochöfen von Bilbao

Ein Bild von der nordspanischen roten Industriestadt, von der die nationalen Truppen nur noch 25 km entfernt sind. (Erich Zander, Archiv, K.)

Jagoda verhaftet

Die sowjetrussische Hauptstadt hat ihre neue große Sensation: Der einstige allmächtige Chef der bolschewistischen Geheimpolizei und bis vor kurzem noch besondere Vertraute des roten Diktators Stalin ist verhaftet und wegen „Amtsverbrechen krimineller Natur" den Untersuchungsbehörden übergeben worden. (Weltbild, K.)

Unruheherd Indien

Indien steht vor folgenschweren Ereignissen. Die neue Verfassung ist in Kraft getreten, die von den Nationalisten aufs schärfste abgelehnt und bekämpft wird. Als Protest gegen die Einführung beschloß

Hongkong — ein zweites Singapore

England versucht, seine militärischen Stellungen im Fernen Osten nach der Modernisierung Singapores noch zu verstärken. So wird die bisher unbefestigte Insel Hongkong drei Forts erhalten, mit deren Fertigstellung bis Ende 1938 gerechnet werde kann. Englische Blätter behaupten, daß die Japaner im südlichen Teil der Insel Formosa zurzeit Truppenkonzentrationen vornehmen, auf die Britannien mit der Verstärkung seiner Macht in den chinesischen Gewässern antworten müsse. — Unser Bild: Die Stadt Hongkong. (Pressephoto, K.)

Der besondere Trick / Eine amerikanische Geschichte von H. W. Bürkmayer

Oliver Flint besaß eines der feinsten Juweliergeschäfte in Chikago. Stammkunden waren bei ihm die Schlachthof- und Konservenmillionäre und das will schon etwas heißen.

Die Schaufenster von Flints Laden waren dafür aber auch eine Sehenswürdigkeit. Da sah man Edelsteine funkeln, die die meisten Beschauer nicht einmal dem Namen nach kannten, und Flints Brillantsteine rechneten erst von einem Karat aufwärts.

Ihren führte der vornehme Juwelier auch. Aber nur ganz ausgesuchte Stücke, aus Weißgold, aus Platin und aufgerüstet mit den feinsten Präzisionswerken.

Stunden kannen eigentlich nicht oft in den Laden. Aber wenn einer kam, dann gab es immer ein großes, lohnendes Geschäft. Flint hatte darum auch nicht viel Personal nötig. Er beschäftigte nur einen Gehilfen, die meisten Verkäufe tätigte er selbst.

Daß es einmal in seinem Laden so lebhaft zuging, wie an jenem ersten Sonnabend im Juni, konnte Flint sich gar nicht erinnern. Da waren schon zwei Armbänder für vierstellige Dollarsummen weggegangen, weiter ein Ring mit einem Turmalin in der Größe eines Taubeneis und so kurz um die Mittagsstunde war noch ein Kunde erschienen, der sich eine Armbanduhr aussuchte. Er war sehr wählerisch, wollte etwas ganz Ausgefallenes haben. Flints ganzes Lager an Uhren war schon auf der Theke ausgebreitet und immer noch nicht war der Kunde zu einem Entschluß gekommen. Er äußerte sich dahin, daß ihm alle die gezeigten Zeitmesser viel zu billig seien und daher seine eine unter ihnen doch das schöne Sümmchen von 2400 Dollar. Wahrlich, Flint war zum ersten Mal in seinem Laden erstaunt über einen Kunden.

Es kam aber dann doch ein Kaufabschluß. Der Kunde hatte sich für die 2400-Dollar-Uhr entschieden. Zog ein Scheckbuch aus der Tasche und schrieb den Betrag aus.

Als Flint das Papier in der Hand hielt, fragte er den Käufer: „Sie wollen die Uhr gleich mitnehmen?"

Aber sicher!", war dessen Antwort. „Ich habe meine alte Uhr verlegt oder verloren, was weiß ich, und möchte den Sonntag über nicht gern ohne Zeit sein. Warum fragen Sie? Haben Sie Bedenken wegen des Schecks?"

„Aber ich bitte Sie, nein! Ich muß Sie nur darauf aufmerksam machen, daß die Bank heute leider geschlossen ist und da ich Sie nicht näher kenne, werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich Sie bitte, mir irgend jemand zu nennen, der mir über Sie Auskunft gibt."

Der Kunde schien nachzudenken. „Sie haben recht. Es ist immerhin eine größere Summe und wir befinden uns in einer ziemlich anrüchigen Stadt. Aber wen soll ich Ihnen da nennen? Mein Name ist John Barrel. Ich bin erst gestern hier angekommen. Wohne hier in der Straße — im Trinidad-Hotel."

Trinidad, dachte Flint, das ist die feinste Bude in der Stadt. Hat nur Appartements zu einem schwindelnden Preis. Aber, für einen Tag kann das schließlich jeder erschwingen und das ist keine Sicherheit. Laut sagte er zu dem Kunden: „Ich kann mich dort über Ihre Person erkundigen?"

„Sicher. Aber die Leute kennen mich auch nur nach meinem Eintrag ins Fremdenbuch. Da fällt mir aber ein, daß ich gestern morgen nach meiner Ankunft dem Portier ein Wertpaket ins Depot gab und es mir gegen Mittag wiedergeben ließ, um es auf die Bank zu tragen. Der Portier muß es Ihnen bestätigen können. Vielleicht genügt Ihnen das?"

„Aber vollkommen. Ich werde gleich meinen Assistenten ins Trinidad hinüberschicken und Sie wollen sich bitte so lange gedulden. Hier ist die neueste Tribune, wenn Sie lesen wollen."

Mister Barrel nahm das Blatt und setzte sich in einen der bequemen Ammsessel. Der Juwelier gab seinem Gehilfen einige Anweisungen, und der verließ den Laden.

Nach knapp zehn Minuten kam er wieder. „Alles in Ordnung", flüsterte er seinem Chef zu. „Der Portier hat mir bestätigt, daß er diesem Mister Barrel persönlich ein Wertpaket übergeben habe und ihn den Weg zur Bank beschrieb. Er bewohnt drei Zimmer im ersten Stock."

Flint strahlte. Nun, dann war ja alles O. K. Mit liebenswürdigstem Lächeln überreichte er dem Kunden seinen Einkauf, bat nochmals um Entschuldigung für die kleine Verzögerung. Der nickte nur, band sich die Uhr gleich ums Gelenk und verließ den Laden.

Eine leise Unruhe wurde Flint aber doch nicht los. Durch die Scheibe des Schaufensters beobachtete er den Weg des Uhrenkäufers und sah ihn in den Friseurladen von Napkins an der Ecke eintreten.

Mister Barrel ließ sich bei Napkins rasieren. Der Chef selbst bediente ihn und bei seiner Arbeit bemerkte er die tadellose Uhr. Er konnte sich eines Ausrufs des Erstaunens nicht enthalten. „Sie haben da eine Uhr am Arm", sagte er beiläufig, „na, wenn die nicht 1000 Dollar wert ist, dann will ich nicht Napkin heißen!"

Barrel lachte. „Falsch geraten — fast zweieinhalbtausend, mein Lieber!"

Napkins vergaß vor Verwunderung weiter zu rasieren. „Zweieinhalbtausend Dollar für eine Uhr!"

„Gefällt Sie Ihnen?"

„Und ob! Aber an so etwas kommt unsereins nicht. Im ganzen Leben nicht!"

„Sagen Sie das nicht. Ich will sie Ihnen verkaufen. Billig, ganz billig."

„Ha, ha", lachte Napkins, „was Sie so billig nennen. Da bleiben dann immer noch 2000 Dollar, was?"

Barrel schüttelte den Kopf und machte ein ernstes Gesicht. „Ganz ohne Spaß", sagte er dann, „ich verkaufe Ihnen die Uhr für 50 Dollar, Zweieinhalbtausendeinhundert hat sie gekostet. Ich habe sie eben bei Flint gekauft. Aber jetzt, nach einer halben Stunde, gefällt sie mir schon nicht mehr. Sie hat mir übrigens gleich nicht recht behagt. Na, ist das ein Geschäft?"

Napkins machte zu dem Vorschlag ein Gesicht, das besagte: Mann, Sie sind glatt übergeschnappt. Oder aber die Uhr ist gestohlen oder eine ganz minderwertige Imitation.

Barrel sah ihm seinen Zweifel wohl an und sagte weiter: „Hier" — und er lötte die Uhr vom Gelenk — „nehmen Sie sie und gehen Sie damit zu Flint hinüber, er soll ihnen den Preis bestätigen. Wenn Sie mich auch für verrückt halten — ich habe den Spaß, sie für ein Butterbrot wegzugeben."

Der Barbier glaubte immer noch an einen Scherz. Erst als ihm sein Kunde die Uhr in die Hand drückte und ihn nochmals zu seinem Erkundigungsgang aufforderte, stürmte er aus dem Laden und eilte zu Flint.

Als Flint die eben bei ihm gekaufte Uhr in den Händen des Barbiers sah und dann noch hörte, daß sie für 50 Dollar zum Kauf angeboten war, schrie er nur das eine Wort: Wahnsinn! Und schon hatte er den Hörer des Telefonapparates in der Hand und suchte die Verbindung.

„So", sagte er dann zu Napkins, „diesem Schwindler werden wir das Handwerk legen! Hat es bloß auf die 50 Dollar abgesehen, alles Schwindel mit seinem Bankkonto. Ich Hornochse fall' auch darauf herein! Hab' mir doch gleich gedacht, daß etwas nicht stimmt, wenn einer einen Scheck nach Torschluß präsentiert."

Während er so vor sich hinräsonnierte, raste Barrel draußen ein Motorrad vor die Tür, zwei Männer von der Kriminalpolizei kamen in den Laden gestürzt.

„Los", rief Flint ihnen schon unter der Tür zu, „gleich zu Napkins hinüber, dort sitzt der Gauner. Sie können ihn gleich mitnehmen, die Uhr bleibt hier."

Mit Napkins gingen die zwei in dessen Laden hinüber und verhafteten dort den Mann, der auf so sonderbare Weise Uhren kaufte und verkaufte. Er tat sehr ärgerlich, sprach etwas von teurer Spaß werden für Flint, mußte sich aber seine Abführung wohl oder übel gefallen lassen.

Am Montag erst wurde er dem Richter vorgeführt. Flint war bei dem Verhör zugegen. Er weiterte gleich los über Schwindel und Gaunerei und sprach dem Richter zu, solchen Subjekten einen ganz gehörigen Denkzettel zu geben. Man traute sich ja nach solchen Erfahrungen überhaupt nichts mehr zu verkaufen.

Der Vernehmungsbeamte war die Ruhe selbst. „Nur Ruhe", beschwichtigte er den aufgeregten Juwelier. „Der Mann hier hat also bei Ihnen eine Uhr zum Preise von 2400 Dollar gekauft? Stimmt das?"

„Vollkommen", bestätigte Flint.

„Weiter. Der Mann zahlt mit einem Scheck, der aber nicht gleich eingelöst werden kann, weil die Bank schon geschlossen ist. Auch richtig?"

„Jawohl!"

„Damn. Sie akzeptieren den Scheck, nachdem Ihr Gehilfe sich in dem Hotel erkundigt hatte?"

„Jawohl!"

„Aha! Dann geht der Mann zu dem Friseur Napkins und bietet ihm die Uhr für 50 Dollar zum Kauf an. Napkins unterrichtete Sie davon?"

„Alles richtig!"

„Ihnen kommt das verdächtig vor und Sie riefen die Polizei?"

„Stimmt genau — ein jeder hätte das getan." Der Mann wird auf Ihr Verlangen festgenommen. Hier sitzt er. Nun aber das Wichtigste. — Woher wissen Sie, daß der Mann die Uhr nicht bezahlen kann, d. h. daß der Scheck nicht eingelöst wird? Haben Sie auf der Bank nachgefragt?"

„Nein, das nicht." Flint war sehr erstaunt über diese Frage. „Aber da braucht es doch kein Nachfragen. Wenn einer eine so teure Uhr kurz nach dem Kauf für einen Pappenstiel wieder verkaufen will, weiß man doch, wie der Hase läuft. Wetten, daß nicht ein Cent auf der Bank liegt!"

„Sie haben also auch heute noch nicht auf der Bank angefragt?"

„Nein — das ist ja doch zwecklos. Der Gauner wollte mich nur — machen!"

„Das meinen Sie. Aber Sie können einen Menschen doch nicht so ohne weiteres verdächtigen. Letzten Endes war die Uhr sein Eigentum, und er kann sie verkaufen oder verschenken oder einfach wegwerfen, wenn ihm das gefällt. Werden also erst mal bei der Bank anfragen."

Der Richter ließ sich die Verbindung geben und stellte seine Fragen. Es dauerte einige Minuten, dann kam die Auskunft: „Jawohl, Konto vorhanden, und zwar über 25 000 Dollar, eingerichtet vor vier Tagen."

Als Flint die Auskunft hörte, wurde er blaß. Verdammt nochmal, was hatte er da angerichtet! Hatte da einen ganz ehrenwerten Kunden verdächtigt! Da kommt ja vielleicht noch ein dickes Ende nachkommen!

Und es kam. Und es kam so gewaltig, daß Flint Jahre seines Lebens nicht mehr froh werden wurde. Barrel war natürlich sofort freigelassen worden. Flint mußte ihm die Uhr aushändigen und hatte am nächsten Tag einen Rechtsanwalt bei sich zu Hause. Vorladung von diesem: Mister Barrel fordert von Flint 10 000 Dollar Entschädigung wegen übler Nachrede, Freiheitsberaubung, Geschäftsentgang usw. Sollte Flint sich weigern zu zahlen, würde Klage gegen ihn eingereicht und die Forderung auf 20 000 Dollar erhöht werden.

Flint hatte sich zwei Stunden Bedenkzeit erbeten. Diese aber nur, um sich über den rechtlichen Punkt der Sache zu erkundigen. Sein Rechtsberater gab ihm denn den Rat: sofort die 10 000 Dollar zu zahlen! Er käme damit noch gelinde weg.

Und Flint hat bezahlt. Er war zwar unterdingt der Ansicht, daß der famose Kunde doch ein Schwindler war und ihn jetzt erst recht „gemacht" hatte mit einem ganz raffinierten Trick, den er wohl schon öfter mit Erfolg angewendet haben wird. Aber er hütete sich, sich nochmals die Finger zu verbrennen. Die Geschichte um diese Uhr genügte ihm vollkommen als Probe seiner detektivischen Fähigkeiten.

Das Märchen vom nicht mehr geduldigen Papier

Von Ursula von Wiese

Endlich war es dem großen Erfinder gelungen: er hatte das Strahlengewehr gefunden, das die Wünschee in seine Gewalt bringen sollte. Nun stand sie vor ihm, und sie sah genau so aus, wie er sich als kleiner Junge die Wunschfee vorgestellt hatte: mit kornblumenblauen Augen, goldenen Locken und einem silberglänzenden Gewand. Aber sie hatte Tränen in den Augen.

„Gib mich frei", bat sie, „ich bitte dich, gib mich frei!"

„Nein", entgegnete der Erfinder hart, „ich habe zwölf Jahre daran gearbeitet, dich einzufangen." — „Wirst du mich nie mehr freilassen?" fragte sie, und ihre zarte Stimme bebte vor Angst. — „Ich lasse dich frei, wenn du mir einen einzigen Wunsch erfüllst." — „Du hast nur einen Wunsch?" fragte die Wunschfee erstaunt. — „Ja, nur einen." — „Weißt du, daß ich die Menschen, denen ich erschienen bin, nie glücklich gemacht habe?"

Der Erfinder machte eine verächtliche Geberde. „Ich weiß es, ich habe alles über dich gelesen. Ich brauche dich auch nicht für mich. Ich habe alles: Geld, Titel, Ruhm. Vor allem habe ich zwei wohlgeratene Söhne und eine glückliche verheiratete Tochter. Aber —", er bob die Stimme, „ich brauche dich, um die Menschheit zu befreien und zu beglücken."

Die Wunschfee betrachtete ihn mit unverhohlenem Interesse. „Du bist ein sonderbarer Mann", sagte sie lächelnd. „Gut, ich gebe dir einen Wunsch frei. Uebrigens nicht, um mich aus deinem abscheulichen Strahlennetz zu erlösen, sondern weil ich neugierig bin, womit du die Menschheit beglücken willst."

Frühling im Park (Erika Engel, M.)

„Nimm", bot sie ihm ihr Herz dar, „ich werde dir gehorchen."

Der große Erfinder fühlte sein Herz klopfen. „Ich wünsche mir", sagte er langsam, und seine Augen glühten, „ich wünsche mir die chemische Formel für errötendes Papier."

„Für errötendes Papier?" wiederholte die Wunschfee verwundert. „Was meinst du damit?"

„Papier, das erröten kann." erklärte der Erfinder ungeduldig. „Es soll erröten, wenn eine Lüge darauf geschrieben oder gedruckt steht, eine Unwahrheit, eine Ausrede. Lüge immer, wenn es nicht lautere Wahrheit ist, was der Schreiber sagt. Das Papier soll jedoch nur erröten, wenn es derjenige sieht, für den es bestimmt ist. Der Schreiber selbst sieht es weiß."

„Oh", sagte die Wunschfee. Mehr sagte sie nicht.

„Hast du mich verstanden?" — „Ja", entgegnete sie zögernd. Der Erfinder bob die Hand, um das Strahlennetz zu zerstören, doch die Fee sagte hastig: „Ich bereue mein Versprechen, doch ich werde es halten. Sollest du aber jemals einen persönlichen Wunsch haben, so steht er dir frei." Seufzend fügte sie hinzu: „Wenn ich selber wünschen dürfte, so hätte ich darum, daß ich wie ein Mensch weinen könnte."

Der große Erfinder hieb in das Strahlennetz, und die Wunschfee verschwand.

Kurze Zeit darauf wurde es bekannt, daß der Erfinder alle Papierfabrikanten der Welt gekauft habe, und daß er nur noch das von ihm erfundene, nicht mehr geduldige Papier herstellen werde. Die Leute schüttelten die Köpfe, lachten und sagten: „Der Mann wird auf Ihr Verlangen festgenommen. Hier sitzt er. Nun aber das Wichtigste. — Woher wissen Sie, daß der Mann die Uhr nicht bezahlen kann, d. h. daß der Scheck nicht eingelöst wird? Haben Sie auf der Bank nachgefragt?"

„Nein, das nicht." Flint war sehr erstaunt über diese Frage. „Aber da braucht es doch kein Nachfragen. Wenn einer eine so teure Uhr kurz nach dem Kauf für einen Pappenstiel wieder verkaufen will, weiß man doch, wie der Hase läuft. Wetten, daß nicht ein Cent auf der Bank liegt!"

„Sie haben also auch heute noch nicht auf der Bank angefragt?"

„Nein — das ist ja doch zwecklos. Der Gauner wollte mich nur — machen!"

„Das meinen Sie. Aber Sie können einen Menschen doch nicht so ohne weiteres verdächtigen. Letzten Endes war die Uhr sein Eigentum, und er kann sie verkaufen oder verschenken oder einfach wegwerfen, wenn ihm das gefällt. Werden also erst mal bei der Bank anfragen."

Der Richter ließ sich die Verbindung geben und stellte seine Fragen. Es dauerte einige Minuten, dann kam die Auskunft: „Jawohl, Konto vorhanden, und zwar über 25 000 Dollar, eingerichtet vor vier Tagen."

Als Flint die Auskunft hörte, wurde er blaß. Verdammt nochmal, was hatte er da angerich-

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

5. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Der junge Wissenschaftler Dr. Rönnebeck, der nach 20 Monaten von einer Amazonasexpedition zurückkehrt, erfährt, daß seine Verlobte Monika Hiller am Tage vor seiner Ankunft mit dem Maler Franz Ravé Deutschland verlassen hat. Rönnebeck bricht unter dem doppelten Verrat zusammen, flieht noch in der Nacht und findet ein Versteck in einer einsamen Jägerhütte in den sauerländischen Bergen. — Ina Steenhus, Sekretärin in einem Eisenwerk, die mit ihren Bekannten, einer Bobmannschaft, alljährlich ihre Ferien im Sporthotel verbringt, verirrt sich bei einer abendlichen Schneefahrt im Schneetreiben und wird von Rönnebeck, der ihre Hilferufe hört, gerettet. Rönnebeck hält Ina zunächst für einen jungen Mann.

Einmal schnaufte und knackte ein Rudel Wildschweine über die Lichtung und dann über den Weg. Die schwarzen, hungrigen Schatten rollten eilig zur Seite, und das war das einzige Ereignis des Weges.

Ina mußte sich abliegen und dann noch einmal um eine Schonung herum. Guten Abend, wollte sie sagen. Ich möchte Ihnen nur noch einmal danken, deshalb bin ich gekommen. Den ganzen Tag habe ich an Sie gedacht . . .

Aber als dann die niedrige schwarze Hütte aus der Schneeverwehung herausragend, plötzlich vor ihr stand, hatte sie nicht einmal den Mut, anzuklopfen oder einzutreten. Sie hörte, wie ihr Herz laut und ängstlich schlug. Es war ganz gewiß nicht recht von ihr, so am späten Abend hierher zu kommen.

Der Mann in der Hütte atmete und warf sich im Schlaf herum. Fünf Schritte von ihm entfernt stand Ina und wagte immer noch nicht, sich bemerkbar zu machen. Groß und erbarmungslos stand der riesige Wald um die winzige Hütte, in der sich ein Mensch vor den anderen Menschen verbarg.

Ina klopfte einmal leise und zaghaft, aber fort regte es sich in der Hütte. Der Mann hielt den Atem an. Da öffnete Ina die Tür und sagte: „Guten Abend, bin ich's!" Es klang so, als wollte sie leise sprechen, um niemand zu erschrecken. Ihre Stimme war ihr selber fremd geworden. Wie laut ihr Herz hämmerte. Ich wollte Ihnen noch einmal danken. Ohne Sie wäre ich erfroren. Den ganzen Tag . . . Sie wollte das wirklich alles sagen, aber nicht einmal der Mund bewegte sich. Die Gedanken brachen mitten durch. Mit einer hilflosen Bewegung streckte sie dem Manne die Hand entgegen.

Eine Welle von Vertrauen und Dankbarkeit füllte den Raum. Der Mann kam aus erschrockener Ablehnung heraus und nahm die Hand zwischen seine kalten, halberstarrten Finger. Der Mensch war wiedergekommen? Ein anderer Mensch drang in seine eisige Höhle, in seine Verbitterung und Einsamkeit?

Er lief vor die Hütte, wo er heute dürres Holz gestapelt hatte. Mit beiden Händen, zitternd vor Erschrecken und Verwunderung, und immer noch halbnelähmt von der kristernden Kälte, entfachte er das Feuer unter dem Herd. Wenn er sich umwandte, war der Mensch sicher verschwunden. Aber seine Ohren nahmen Geräusche in sich auf, das Klappern der Schneeschuhe, Atmen und Räuspern. Der junge Mensch war wiedergekommen. Es war gut so. Vielleicht habe ich ihm wirklich das Leben gerettet und deshalb ein Anrecht auf ihn, wie er auf mich. Er darf zu mir kommen, es ist gut, daß er gekommen ist. Das Schicksal wollte es so. Ganz allmählich siegte die Wärme über die Starrheit der eisigen Hütte.

*

Sind Sie wirklich meinetwegen heruntergekommen?" wandte sich Martin mit einem heftigen Ruck herum.

„Ihretwegen und meinetwegen", nickte Ina. „Ich konnte zuletzt nicht anders. Ich mußte kommen!"

„Aber Sie sind doch erkältet, Herr Stenhus. Und dann der weite Weg. Es ist schon sehr spät. Man wird Sie im Hotel vermissen!"

Seine Stimme klang hoch und erregt. Viele Stunden hatte er kein Wort gesprochen. Jetzt drängten die Sätze plötzlich heraus.

Ina stand vor ihm, sein Schatten fiel auf ihr Gesicht: „Man hat mich gestern auch nicht im Hotel vermißt. Und man tanzte vorhin, als ich heimlich verschwand."

„Sie haben gewiß auch getanzt? Es ist sicher viel Betrieb da oben?" fragte Martin mit geschlossenen Augen. Eine Stunde von hier entfernt spielte Musik, tanzten fröhliche, unbekümmerte Menschen. „Es sind gewiß viele Menschen dort oben?" wollte er noch einmal dringlicher als vorhin wissen. Eines Tages würde eine ausgelassene Gesellschaft seine Hütte aufstöbern und ihn im Triumph wie ein wildes Tier zu den Menschen zurückbringen. Niemand weiß, daß sich jemand im Jägerhäuschen verbirgt?" Angst zwang ihn plötzlich an.

Erst als Ina bestätigend nickte, wurde er wieder ruhig. Er hatte einen Menschen aus dem Schnee gerettet, und von diesem Gnade hing es nun ab, daß er hier nicht verjagt wurde.

„Es geht mit meinem Hals besser, bald werde ich wieder wie sonst sprechen können!" flüsterte Ina. Sie verstellte die Stimme ein wenig, weil sie plötzlich fürchtete, sich zu verraten.

Martin stand immer noch an seinem Platz vor dem Herd. Von Zeit zu Zeit legte er Holz nach, und jedesmal wurde der Raum in helles, flackerndes Licht getaucht. Alle Gegenstände tauchten auf: Das nackte, kalte Bett mit dem einzigen Mantel, zwei Stühle und eine leere Kiste, wenig Geschirr an der Wand und neben der Pritsche der sonderbare Koffer.

Ina setzte sich an den Rand der Pritsche. Martin schwieg und starrte in die Flammen. Aber jede Bewegung der Schultern, des Kopfes verriet seine Erschütterung. Ina wußte, daß eine einzige Frage alles verderben konnte. Sie setzte die Zigaretten heraus und bot sie an. Der Mann rauchte wirklich. Man spürte die Entspannung, die ihm der langersehnte Genuß bereitete. Auch Ina rauchte. Sie achtete auf ihre Bewegungen und jedes eigene Wort. Der Mann mußte in dem Glauben bleiben, daß ein anderer Mann ihn besuchte. Sie weiß, was für sie davon abhing. Breit und bedachtsam in allen Bewegungen, so wie Jasper, und langsam sprechen wie Jasper. Der einzige Mann, den sie Ina jetzt zum Vorbild nehmen konnte. Aber der Mann hier starrte immer nur in die Flammen.

Einmal sagte Ina nach langem Schweigen, vielleicht könne sie eine Tasse Tee trinken oder etwas anderes. Und dann müsse sie sich ja wohl wieder auf den Weg machen . . .

Der Mann nickte unentschlossen und sah mürrisch. Der Tee sei nicht gut. Er habe nur Schneewasser, und im Hotel wisse der Tee sicher anders zubereitet.

Aber Ina erwidert ungerührt, gestern habe ihr der Tee geschmeckt, dann wäre er heute ja wohl auch gut genug. Ein wenig patzig geantwortet und keineswegs geträumt. So sprachen ja wohl Männer, wenn sie ganz unter sich waren. Sie wäre jetzt zu ganz anderen Gesprächen bereit gewesen, wenn sie ihn damit in seiner Sicherheit bestärkt oder abgelenkt hätte.

Martin kochte Tee, und sie schlürfte ihn langsam wie ein edles Getränk. Nein, Zucker habe er nicht. Ina erklärte sich bereit, beim nächsten Besuch Zucker mitzubringen. Ob er vielleicht noch andere Wünsche habe?

Ob er denn daran denke, noch einmal wiederzukommen? fuhr Martin auf. Er sei kein Gesellschafter, und er wünsche auch keine Unterhaltung. Beim Sprechen wurde er schon wieder scheu. Er wolle keine Gesellschaft. Der junge Mann könne sich da oben unter den vielen Menschen besser unterhalten als hier in einer kalten, dunklen Hütte mit einem Menschen, der die Brücken nun einmal abgebrochen habe . . .

Auf die Unterhaltung käme es ja nicht an, gezeigte sich Ina unberührt, die habe man allerdings bei den Kameraden da oben genug. Jedenfalls käme sie bestimmt wieder, morgen oder am folgenden Tage.

Immer noch warf der Mann Holz in die Glut. Die Wärme kam in Wellen vom Herd herüber, das Wasser siedete, und die Hitze wurde jetzt fast unerträglich. Ina kauerte immer noch auf der Pritsche, öffnete ihre Windjacke und legte sie ohne Ueberlegung neben sich. Draußen stand die drohende Dunkelheit mit ihren Geheimnissen. Ina rollte sich ganz zusammen, legte den Kopf auf die Jacke, horchte auf das Knistern im Herd und betrachtete das Gesicht, dehnte sich wohlig in der Wärme und Geborgenheit.

Vielleicht waren nun Stunden vergangen? Sie sprang auf: „Sie waren nicht gerade freundlich zu mir, aber es gefällt mir bei Ihnen, ich könnte hierbleiben, immer hierbleiben. Aber jetzt tue ich Ihnen den Gefallen und gehe!"

Mit langsamen, zögernden Bewegungen kam der Mann von seinem Platz und blieb dicht vor Ina stehen. Sie schlüpfte in die Aermel der Jacke, ihr schlanker, biegsamer Körper dehnte sich. Das Feuer warf einen unruhig zuckenden Schein, und da sah Martin in diesem Augenblick wie vom Blitz getroffen: die weiche, zarte Linie, die über den braunen Hals glitt, die schmalen, zuckenden Schultern entlang über die Hüfte. Einmal den roten, weichen Mund und die ruhigen, vertrauenden Augen . . .

Ein Brennen in der Kehle, in den Augen, das Herz setzte kurz aus, er taumelte und machte einen unsicheren Schritt zur Seite. Ina sagte rasch und höflich: „Danke!" Er brauchte ihr wirklich nicht zu helfen. Aber da wandte sich der Mann um, erschrocken und von einer Faust geschüttelt. Nichts merken lassen, aber seine Hand zitterte doch wie sein Mund, als ihm Ina ihre Hand entgegenstreckte: „Und ich komme doch wieder!"

War er denn blind, daß er nicht früher erkannt hatte,, wie gut und klar diese Augen ihn anlaben, wie die Braunen sich stolz über ihre Augen spannten, wie der Mund weich und hingebend war und doch wieder trotzig! Das Gesicht eines jungen Mädchens! Eines Mädchens!

Warum kam sie zu ihm, was wollte sie in seiner Verlassenheit, sog das Geheimnis der Hütte an, oder trieb sie das Mitleid zu ihm?

„Ich will nicht . . . will nicht, daß man mich hier besucht. Allein bleiben . . ., Bitte. Sie dürfen nicht wiederkommen . . ." stammelte er und sah über Ina hinweg in die Dunkelheit. Warum ließ man ihn nicht in Ruhe? „Ich will niemand sehen. Die Menschen . . ." Und verstummte, weil Ina erschreckt die Hand bob.

„Ich will nichts . . . nur wiederkommen dürfen, ganz still da auf der Bank sitzen. Nichts weiter. Sie brauchen kein Wort mit mir zu sprechen, wenn Sie nicht wollen. Ich will nur manchmal da sein." Woher nahm sie nur jetzt die Ruhe, ihm zu antworten, da sie ganz dicht vor seinem Geheimnis stand, das ihn in dieses Alleinsein verdammte . . .

Er bewegte die Lippen, weil er noch etwas Abwehrendes erwidern wollte, aber er wußte nichts mehr und zuckte nur mit der Schulter.

Ina fühlte, daß sie jetzt gehen müsse. „Bitte, bitte!" sagte sie mit einem ganz leisen innigen Ton.

Sie begleitete sie bis vor die Tür. In der Dunkelheit schnallte sie die Riemen fest, und dann war das Auge auch schon wieder an die Nacht gewöhnt. „Wiedersehen!" sagte sie mit fester, froher Stimme.

„Leben Sie wohl!" antwortete Martin. Er wollte doch noch bis hinter die Lichtung mitgehen, aber da sah er sie in schneller Gestalten um die Ecke, jetzt war sie schon an der blauen Wand der Tannen vorbei. Martin tappte hinterher. Der Schnee knirschte und krachte unter jedem Schritt, und der Fuß sank tief ein. Von hier aus konnte man den Hang übersehen. Es marschierte immer weiter. Diesen Wege hier war vor ihm ein Mensch gegangen, ein Mädchen. Seinetwegen kam es in der Finsternis herunter vom Sporthotel, wo sie tanzten und vergnügt waren. In einer Stunde konnte man zu Fuß das Hotel erreichen, und dann waren viele Menschen um einen herum, Musik und Lachen. Was wollte man von ihm? Kamen sie schon wieder herbei, ihn auszuhorchen, mit Fäßen zu treten, ihn zu feiern und ihn zu verhöhnen? . . .

Da drehte sich Martin um und lief in großen Sprüngen zu seiner Hütte zurück. Nicht geradeaus, er mußte die Verfolger ja irre führen. So brach er sich atemlos und erregt einen Weg durch mannshohe junge Tannen. Der Schnee drang ihm durch die Aermel und Schuhe, aber er fand doch das Jägerhäuschen wieder. Dankbar und zufrieden schloß er die Tür hinter sich.

Der Schlaf kehrte nicht wieder. Sonst hatte er ihn Tage und Nächte nicht verlassen. Martin warf sich herum, da fruierte immer noch das Feuer im Herd. Er sprang auf und legte neues Holz nach, und als die Flamme knatternd den Raum erhellte, sah er die Unordnung und Unsauberkeit. Spinnweben an den Wänden, Moos, Erde, Laubreste und Heu. Mitten in der Nacht begann er die Hütte zu säubern.

Das Feuer brannte die ganze Nacht, und als die Dämmerung grau und zögernd über den Berg kam, hantierte Martin immer noch herum. Den Tisch übergoß er mit kochendem Wasser, zuletzt zeigte die Platte keinen Fleck mehr. Der Koffer lag auf der Pritsche, und Martin ordnete alle Sachen.

In diesem Buch hatte Ruisch die Eintragungen über den Verlauf der Expedition gemacht. Seine steilen und sicheren Schriftzüge marschierten über die Seiten, weiter, nur immer weiter. So war auch seine Stimme gewesen. Wenn die müden Menschen in der glühenden dampfenden Hitze nicht mehr konnten, riß sie ein Wort Ruschs immer noch einmal zusammen, weiter, nur immer weiter. Moskitos und Fieber und dann die geflügelten Ameisen, die alles Lebende überfielen. Schlangen und Sumpf. Ueber alles hinweg führte Ruisch. Die Buchstaben wurden lebendig. Martin glitt noch einmal auf den gefahrvollen und tödlichen Wegen den Amazonas entlang und immer tiefer in die geheimnisvollen Wälder hinein.

Martin erwachte wie nach endlosem Schlaf. Seite um Seite wurden die zwanzig Monate lebendig. Ruschs Stimme ging manchmal in dem Gewirr der übereinanderwuchernden Natur unter. Aber als sie die Spuren der alten Indianerstadt mitten im Urwald fanden, die geborstenen Paläste und Denkmäler, die tote Stadt im Urwald, wurde Ruisch noch einmal der Alte. Der Führer und der Vegetierte. Er bezwang das Fieber, machte Messungen und Eintragungen, ab dem Indianer Befehle und Martin immer neue Anregungen. Die Expedition war geglückt. Reiche Ausbeute brachten sie mit, und dann brach die Stimme mitten durch. Auf Ruschs Eintragungen folgte Martins Schrift. Ruisch lag im Urwald begraben. Martin jedoch arbeitete weiter, wie Ruisch es mit seinem letzten Atemzug befohlen hatte.

Alle Tage und Stunden eines heroischen Kampfes gegen die Natur und die Elemente, gegen Feuer, gegen den gewaltigen, alles überflutenden Strom und gegen Hunger wurden lebendig. Letzter und treuester Gefährte blieb Foso, der alte Indianer.

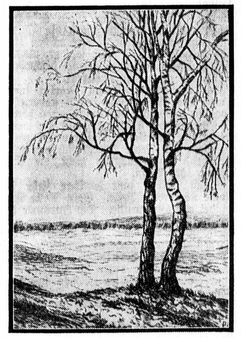
Martin las nicht mehr. Er sah auch so alles deutlich vor sich. Den gelb und wirbelnd vorbeitreibenden Strom und die zitternde, flimmernde Luft zwischen den Stämmen. Affen kärrten und bunte Papageien. Oder rief Foso um Hilfe? Wie oft rettete einer des anderen Leben. Gab es denn soviel Treue unter Menschen?

Aufschreiben. Messen. Reißen. Immer wieder ordnete Ruisch an, was zu tun war. Wir sind hier, um zu arbeiten und wahrhaftig nicht zum Vergnügen. Und diese Arbeit bezahlte er auch mit seinem Leben.

Diese Arbeit bezahlte er mit seinem Leben. Martin wiederholte immer noch neuen den einen Satz. Draußen schien ja die Sonne. Sie hing an einem hellblauen Himmel ohne Wolken. Trockener Schnee rieselte von allen Zweigen. Der ganze Wald schien plötzlich zu atmen.

Ich lebe noch, sog Martin die helle Luft in sich hinein. Er wußte sich vor der Hütte das Gesicht mit Schnee und scheuerte Haar und Schmutz von den Händen. Die Hütte wurde zu eng. Er lief wieder den Weg zurück, den das Mädchen genommen hatte, er zwang wie ein Pferd, das seine Kraft fühlt, durch die Schonung. Ich lebe noch, und immer wieder: mich hat das Fieber verschont, und der zurgelnde, unheimlich gelbe Fluß ließ mich auch nicht versinken. Tausend Hindernisse haben wir überwunden, und Ruisch starb einen schweren Tod. Aber jetzt hängt über einer verschneiten Welt ein blauer Himmel. Ich bin wieder zu Hause.

Unter den dicht verhängten Tannen brach er hindurch, überquerte einen Weg, der wie ein weißgültbendes Band die Wälder trennte.



Junge Birken im Lenz
Paula Henneberg (Deike M)

Da blieb er mitten im Sprung stehen. Eine gleichmäßige Doppelspur lief über den Weg. Die Spur von Schneeschuhen. Nicht verweht und glatt und scharf an den Rändern glitt die Spur den Weg entlang so weit das Auge reichte.

Vor einer Stunde oder gerade eben war ein Mensch hier vorübergekommen, hörte man nicht jetzt noch das Schleifen und Rutschen der Bretter über dem Schnee und den ruhigen und gleichmäßigen Atem, noch etwas bewegt vom raschen Lauf durch den Wald? Auf seiner eigenen Spur tappte Martin vorsichtig unter den Tannen hindurch wieder zurück. Niemand durfte ihn hier sehen. Fremde Menschen waren ganz in der Nähe. Das Sporthotel konnte man in einer Stunde erreichen. In einer Stunde überfielen ihn lärmende, neugierige Menschen mit Geschrei und Fragen.

Erst in der Hütte wurde er wieder ruhiger. Das Mädchen würde ihn nicht verraten. Andere Menschen fanden so leicht nicht den Weg zum Jägerhäuschen. Es war alles so angelegt. Der Weg führte in großem Bogen um das Tälchen. Die Schonung und der dichte Tannenwald versteckten die Hütte so

gut, daß man sie erst sah, wenn man dicht vor ihr stand

Ob sie heute wiederkommen würde? Furcht vor den Menschen und die Hoffnung, daß der eine Mensch doch käme, gingen durcheinander. Hans Steubus nannte sie sich. Wie sie wohl wirklich hieß? Vielleicht Hanna oder Johanna! Was sollte er mit ihr reden, wenn sie noch einmal kam: Was wollen Sie von mir? Sie sagen nicht die Wahrheit! Nein, mochte sie in dem Glauben bleiben, daß er in ihr Hans Steubus sah, einen Studenten oder Angestellten. Das verschlechterte zu nichts, und man selber konnte auch leichter im Dunkel bleiben. Das Mädchen wußte noch nicht viel von den Menschen, und das Leben würde schon mit seinem harten und grausamen Griffel in die hohe glatte Stirn schreiben, wie es wirklich war. Wahrheit und Traum gab es nur in der Einsamkeit und in der Gefahr. Ruisch war treu und José. Einer mußte mit allem, mit Leben und Sterben für den anderen einstehen, das war Kameradschaft. Einer für den anderen einstehen.

Einmal erschlug Ruisch mit einem dicken Ast eine Jararaca, eine jener äußerst giftigen Schlangen, die von einem Baum herab mit weißlichen Rachen gegen Martin anzüngelte. Eine einzige Bewegung, und Martin war verloren. Ein Boot schlug auf einem Seitenarm des großen Stromes um, und Martin versank mit einem Tornister voll Geräten im Schlick und Morast. Vier Stunden arbeiteten Ruisch und José an Martins Rettung. Auf uns kommt es ja nicht an, aber die Arbeit ist wichtig, lehnte Ruisch Dank ab. Im Fieber schrie er noch einmal kurz vor dem Tode: „Die Bücher, so rettet doch die Bücher!" Erst als die Tagebücher und Eintragungen auf seinem Lager ausgebreitet wurden, beruhigte er sich.

Die Bücher. Jetzt lagen sie auf der Pritsche und auf dem glatt gescheuerten Tisch. Die zitternden, immer mehr verlöschenden Schriftzeichen Ruschs wurden lebendig, kamen auf Martin zu. Er nickte gehorsam und stand auf. Es war noch einiges aufzuschreiben, was morgen vielleicht schon in Vergessenheit geraten konnte. Martin saß schon und schrieb, ein paar flüchtige Sätze nur. Aussprüche Ruschs, Mahnungen und Hoffnungen. Nach einer Stunde schrieb er immer noch. Die Feder flog über die weißen Bogen. Die Hütte öffnete sich, und draußen wälzte sich der gelbe gewaltige Strom vorüber.

*

Mit grünlichem Dämmern schließt sich der Urwald nach allen Seiten wie eine steil aufragende Wand. Geborstene, vermoderte Stämme, Unterholz, fleischige Orchideen und alles erstickende Lianen verperren den Weg. Die Luft kocht und gärt, und Milliarden von Moskitos schwirren wie dunkle Wolken überall. Der menschliche Wille ist stärker. Ruschs Stimme dringt durch die Wildnis und durch alle Gefahren. Wir müssen durch, und deshalb geht es auch, sagt er, als auch der Indianer verzweifelt und beschwörend die Hände gegen ihn ausstreckt.

Am Nachmittag schreibt Martin immer noch. Die Dämmerung kriecht unversehens über die Schonung aus den Tannen heraus. Sie erreicht die Hütte und leckt die weißen Bogen an. Martin sieht nicht mehr, was er schreibt. Die Feder bewegt sich von selbst. Brennend und leuchtend zieht die Erinnerung ihre Bahn.

Ruisch! Groß und dankbar steht sein Name über jeder Zeile. Sein Wille überwindet alle Hindernisse. Die Indianer kehren um. Nun sind die drei Männer ganz allein in der Wildnis. Ihr werdet sterben, warnen die umkehrenden Indianer. Die Anuks werden euch töten. Sie schießen mit vergifteten Pfeilen, gegen die es keine Rettung gibt. Die Götter nehmen furchtbare Rache an denen, die ihre letzte Ruhe stören. Die Männer marschieren weiter, und auch José bleibt treu.

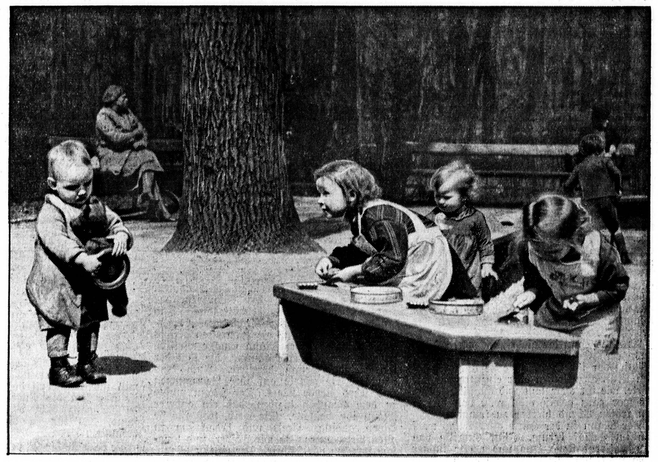
Da hat die Dunkelheit der Nacht die Hütte erreicht. Martin sieht sich mit schmerzenden Augen um. Der große Strom wälzt sich nicht draußen vorbei und die Dunkelheit kommt nicht von der grünen Wildnis. Der Schnee leuchtet finnig und schwer herein. Martin kann sich nicht bewegen. Arme und Beine sind von der Kälte erstarrt, und die Hand ist steif unter einem Krampf. Nur von den Schläfen her strömt die Flut der Erinnerung.

Schritt vor Schritt wie ein alter Mann bewegt sich Martin zur Tür. Es ist wirklich schon dunkle Nacht, und eben hing über den Bäumen noch ein blauer Himmel, und wie ein weißglühendes Band trennte der Weg die beiden Wälder. Die eiskalte und klare Luft kühlt die schmerzenden Schläfen und die tränenden Augen. Ganz allmählich bewegen sich die Gelenke wieder, das Blut beginnt wieder seinen Kreislauf, und die Gedanken werden wieder ruhig.

Schweigend und erwartungsvoll nimmt ihn auch jetzt der Wald auf. Ruisch ist tot, und Josés Stimme tönt nicht über das große Meer. Jetzt ein gutes Wort und eine Stimme. Man könnte die Augen schließen und zuhören, nichts reden, nur hören, wie eine Stimme aus dem anderen Leben herübertönt.

Hans Steubus. Eine Stunde von hier entfernt lacht sie jetzt vielleicht mit ihren Kameraden. Sie haben den ganzen Tag über Fahrten durch den Schnee gemacht. Jetzt erzählen sie sich Geschichten und freuen sich. Wie jung Hans Steubus noch ist. Sie kennt ja das Leben noch nicht. Vielleicht wird sie auch einmal bitter enttäuscht werden und alle Brücken hinter sich abbrechen.

Martin sieht ganz deutlich die dunklen, fast schwarzen Augen vor sich und die Welle dunkelblonden Haares, die sie manchmal mit einem Ruck über die Stirn zurückwirft. Eine glatte und ausgeprägte Stirn, die Stirn eines schönen und klugen Mädchens. Aber da verwirren sich seine Gedanken schon wieder. Die Augen schmerzen, und er zwingt



Ueberall regt sich der Lenz

(Erich Zander, M.)

sich, den großen und stillen Wald anzusehen, die zu niedrigen weißen Hügeln verwehte Schonung, und da meldet sich ein immer heftiger werdendes Hungergefühl.

Eine schwere Last Holz schleppt er mit zurück, und mit einem leisen Gedanken rührt sich die Hoffnung: vielleicht kommt Steubus heute abend doch wieder. Knistern und Wärme füllen den Raum. Heute und morgen reichen die Vorräte noch, dann muß er wieder einkaufen. Der Tee wärmt und regt den Hunger noch mehr an. Es bleibt nicht mehr viel von den Vorräten übrig. Morgen muß er in eines der Dörfer und einkaufen.

Das Mädchen kommt nicht. Martin sitzt am Herd, wärmt sich an den züngelnden Flammen und wartet. Er wartet wahrhaftig auf einen Menschen, fast erschrickt er selber unter diesem Gedanken. Aber dieser Mensch ist anders als die anderen und darf kommen, weil er ihn aus dem Schnee gerettet hat.

Mit dieser Ausrede beruhigt er sich. Die kleine Uhr am Arm tickt längst nicht mehr. Es ist nicht wichtig, zu wissen, wie spät oder früh es am Tag oder in der Nacht ist. Aber jetzt möchte er doch wissen, ob noch jemand kommen kann. Vielleicht ist schon bald Mitternacht, und im Sporthotel haben sie getanzt und getanzt. Sie schlafen wohl schon alle und sie kommt gar nicht mehr.

„Sie locken durch Ihre Spur nur andere Menschen auf sich!" Martin hört seine abwehrende, polternde Stimme. Er hat ihr doch verboten, wiederzukommen. Sie kann doch eigentlich gar nicht mehr kommen. Vom Herd geht Martin viele Male zur Tür. Die Sterne glitzern bläulich, gelb und rot auf einem dunkelblauen Himmel. Der Wald atmet mit rieselnden und knackenden Zweigen. Einmal scharren und stampfen dunkle Schatten dicht an der Hütte vorbei, ein Rudel hungriger Rehe wechselt zu einem Futterplatz herüber.

Sie kommt nicht mehr. Jetzt muß es längst Mitternacht vorbei sein. Horchend und immer noch wartend schläft Martin irgendwann ein. Das Feuer knackt und flackernd noch lange Zeit. Nein, es klopft niemand, und der Wald atmet auch nicht mehr. — — —

„Bittet die Kriminalpolizei um Unterstützung aus der Bevölkerung heraus. Die Möglichkeit, daß der Forscher noch lebt, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Es folgt noch einmal eine genaue Personalbeschreibung . . ."

„Stellt doch bloß diese verdammten Steckbriefe ein," stöhnte Jasper. „Ich denke, wir wollen tanzen. Da erzählt einer immerzu von Verbrechern!"

„Vielleicht macht du inzwischen da Musik," Hörnig zeigte auf das Klavier, das schwarz und feierlich an der Wand lehnte.

„Verstimmt und fünf gibt Fersinn," lehnte der Aufgefordernte rundweg ab, „außerdem will ich ja selber endlich tanzen."

„Von wem ist denn da immer die Rede? Ich höre immer Verbrecher, ich denke, sie suchen einen Forscher, den Amazonasonkel." nahm Burre seine schwarze Zigarre aus dem Mund.

„Meinetwegen sollen sie ihn suchen, aber bitte nicht, wenn wir gerade Geburtstag feiern und tanzen." Jasper darf die beiden Tänze mit Ina haben, der ganze Tisch hat zu seinen Gunsten verzichtet, auch Burre, weil er merkt, daß Jasper zu einem entscheidenden Schritt ausholen will. Wie unständlich der gute Junge mit dem Mädchen umgeht. Wetten, daß er sie noch nicht einmal geküßt hat! Nächstens wird ihm Burre das auch noch vormachen müssen. Nämlich gar kein unrechtes Mädchen, die Ina! Paßt zu dem Tisch und beinahe auch zu der Mannschaft. Schade, daß sie ein Mädchen ist.

Jemand vom Nachbartisch, so ein Schlachtenbummler, der Ferientage nur im Gefolge trainierender Sportmannschaften verbringen kann, sich um alles kümmert und der über alle Dinge dieser irdischen Welt Bescheid zu wissen vorgibt, erklärt in Stichworten: „Zwanzig Monate Amazonasgebiet, tolle Sache, Expeditionsleiter Ruisch, Deutschlands bester Südamerikaner, dabei tot geblieben. Nönnebeck trotz allem Arbeit fortgesetzt . . . Großer Erfolg. Fast Sensation. Nach Rückkehr große Ehrungen, plötzlich verschwindet Nönnebeck spurlos!" . . .

Sie kennen alle die Geschichte, aber sie hören zuletzt doch noch einmal zu. Plötzlich bricht sich die Unterhaltung ganz um Nönnebeck.

„Der Mann ist tot, das ist doch klar wie irgend etwas!" schließt der Herr seinen Bericht, wichtig und stolz, endlich Aufmerksamkeit gefunden zu haben.

„Klar!" nickt Burre. „Der ist tot! Wir sind doch schließlich hier nicht im Urwald oder in Botokudien, wo jemand verschollen gehalten werden kann. Den hat eben nach der Rückkehr unser ganzer zivilisierter Schwindel so angekotzt, daß er gleich zu Anfang reinen Tisch gemacht hat. Aus!"

Jasper ist aufgestanden. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und wiederholt mit sehr energischer Stimme: „Aus! Ein für allemal aus! Was gehen uns fremde Männer an. Ich will jetzt endlich tanzen!" Er sieht Ina äußerst vorwurfsvoll an. Ein Wort von ihr, und die Quälerei hier hat ein Ende. Aber Ina lächelt nur. Sie blitzt blaue Raubwölfchen vor sich hin und hat keine feste Meinung über den verschwundenen Forscher. Vielleicht ist er tot. Vielleicht lebt er noch. Vielleicht ist er gar nicht zurückgekommen, und der Heimgekehrte war ein Schwindler, der nur die Ehrungen für sich in Empfang nehmen wollte und der sich dann gleich wieder verdrückte.

Burre beharrt auf seinem Standpunkt: Zivilisationsdefekt und Kurzschluß.

Der Herr von nebenan aber greift Inas Aeußerung auf und rückt trotz Burres mißbilligenden Blicken mit an den Tisch heran. „Gestatten . . . Richter, Doktor Richter! Das wäre eine ganz neue Version!" überlegt er und entwirft eine groß aufgezogene Darstellung über Heimkehrer als Betrüger. Darüber ließen sich zwei Abende lang eindrucksvolle Beispiele bringen. Er erzählt zunächst die Geschichte von dem heimgekehrten Professor, der sogar seine Eltern wiedererkannten, der aber alles Bescheid wußte und zuletzt doch als Schwindler entlarvt wurde. Es gibt schon Sachen auf der Welt! Warum sollte also Nönnebecks Heimkehr nicht auch so ein Bluff sein? Vielleicht hat sich da **einer auf Kosten der deutschen Gesandtschaft** umsonst nach Deutschland fahren lassen wollen, hat hier klingende Geschäfte erhofft und ist dann doch vor Angst schnell ausgekratzt. Herr Doktor Richter hat eine lebhaft entfaltete Phantasie, ein Beispiel und eine Möglichkeit entzündet sich am andern.

Das Gespräch wird hitzig.

Burre verjagt den Gesprächigen vom Tisch fortzufechten. Jasper erstickt den Eindringling und Störer mit allem Zorn, über den er in besonderen Fällen verfügt. Aber die Unterhaltung wird immer angeregter. Richter versteht wirklich fesselnd zu erzählen. Da gibt Burre endlich seinen Widerstand auf und läßt sogar ein neues Glas bringen. Die Musik tönt aus dem Rundfunk einen Walzer, einen schmetternden Foxtrott und einen näselnden Blues. Drei oder vier Paare bewegen sich zwischen den Tischen. Jasper folgt ihnen mit hungrigen Augen. Er kann doch nicht Inas Unterhaltung stören. Geduldig läßt er einen Tanz nach dem anderen vorbeigehen.

Burre, der Kapitän, feiert seinen Geburtstag und will den Doktor Richter unter den Tisch bringen. Bei der zweiten Flasche sieht er Jaspers geduldige Verzweiflung und schreit: „Ich denke, du willst tanzen! Sitzt du denn immer noch hier?"

Mit starkem Arm faßt er Ina um die Schulter, nein, Burre ist wahrhaftig nicht zimperlich, es kann schon gut ein paar blaue Flecke geben. Wenn der verdammte Jasper sich nicht schneller entschließt, wird Burre seinen Arm bald um Inas Schulter legen. So ein Mädchen, noch dazu berufstätig, verselbständigt, wird leicht größenwahnsinnig, wenn ihr nicht ein richtiger Mann über den Weg läuft und sie festhält, denkt er. Burre traut sich zu, mit Ina fertig zu werden. Scheint sie sich nicht schon ganz manierlich bei ihm auf? Nein! Sie bittet ihn mit ihren dunklen Augen an, auch gar nicht empfindlich, aber verdammt distanziert und überlegen. Sie steht schon, und nun geht sie wahrhaftig mit Jasper davon. Arm in Arm. Jetzt wird der gleich überschnappen.

Burre findet gar nicht so schnell zum Gespräch zurück. Ina wäre vielleicht ein Mädchen für sein altes unempfindliches Herz. Alles fest und gerade an ihr: Augen und Schulter und dann die Linie über den Augen. He, warum hat er das denn nicht früher gemerkt?

Jaspers Gesicht strahlt endlich wieder vor Zufriedenheit. Seine Worte vorhin und das Getränk haben ihm gesprächig gemacht. Ina ist glücklich und zufrieden in seinem Arm. Sie soll noch glücklicher werden. Nicht mehr nur die Sache herumreden, immer drauf zu und kurz entschlossen, wie Burre vorhin. So kommt man an das Ziel. Die Musik spielt gerade einen zärtlichen Schlager.

„Ich liebe Sie sehr, Ina, das wollte ich Ihnen schon vor einem Jahr sagen!" Wie glatt das herauskommt, und es folgt nicht einmal ein Erdbeben, und die Decke des Saales fällt auch nicht mit einem Donnerschlag herunter. Fürlich und ruhig paßt sich die Musik dem Ereignis an.

Ina schweigt. Sie tanzt in Jaspers Arm und findet vielleicht so schnell keine Antwort. Sie wird noch glücklicher sein, denkt Jasper und wartet geduldig auf ein Wort von ihr. Er hat doch nicht leise gebrochen. Sie muß ihn doch verstanden haben. Natürlich hat sie ihn verstanden. Es ist vielleicht nur das große Glück, das sie verstummen läßt. Er malt sich alles genau aus. Gut, daß er nun endlich abgesprungen ist. Warum hat er nicht schon ein Jahr früher den Mut gehabt? Ein ganzes Jahr verloren. (Forts. folgt.)

Der Kaiserpokal zu Osnabrück

Ein Meisterwerk mittelalterlicher Goldschmiedekunst

Von Dr. Wilhelm Becker, Osnabrück

Mit berechtigtem Stolz weisen in den aufstrebenden Tagen der Gegenwart, die die ererbten Kulturgüter wieder weit höher zu schätzen weiß als die Geschlechter der letzten Jahrzehnte, die ehrwürdigen deutschen Städte, die auf eine lange Vergangenheit schauen können, auf den Besitz von vielfach wundervollen Kunstwerken hin, die heute an rein wirtschaftlichem und weit mehr noch an kunstgeschichtlichem Wert eine beträchtliche Höhe bedeuten und in ihrer Kunst und Eigenart immer wieder den Forscher und Besucher anlocken. In jenen herrlichen Tagen des Mittelalters, in denen Dichter wie Wolfram von Eschenbach und der Minnesänger Walther von der Vogelweide ihre unsterblichen Dichtungen schufen, entstand der kostbare Kranz der deutschen Dome, Perlen kirchlicher Baukunst, wie auch die Stadt Osnabrück sie im Dom, in St. Johann, St. Marien und St. Katharinen besitzt. Auch die Meister, die als ehrsame Handwerksmeister die Kunst der Metallverarbeitung zu kirchlichen und weltlichen Geräten aller Art ausübten, haben in jenen Tagen Wunderwerke geschaffen, die immer wieder die Bewunderung der Nachwelt erwecken.

Von den kunstgewerblichen Schätzen, die sich noch in kirchlichem Besitz befinden, soll hier nicht die Rede sein, sondern nur von dem berühmten Ratssilber. Und auch hier soll, wenn auch die einzelnen Stücke kurz aufgezählt werden, um dem Kern der Abhandlung einen gefälligen Rahmen zu bieten, in erster Linie nur der sog. Kaiserpokal behandelt werden. Die vielseitige, überreiche künstlerische Ausführung verdient ohne Zweifel eine eingehende Betrachtung, zumal wir kaum ein zweites Beispiel für die liebevolle Art finden, wie sich der in Edelmetall schaffende Künstler zu seinen Motiven durch eine bedeutsame Dichtung hat anregen lassen.

Immer wieder müssen wir staunen, wenn wir lesen, wie reich an Schätzen Rat und Kirchen in Osnabrück bis in die furchtbaren Zeiten des 30jährigen Krieges hinein gewesen sind. Erst den Schweden blieb es vorbehalten, die Stadt fühlbar zu erleichtern. Im Jahre 1633 mußten, um den Forderungen auf Kontribution zu genügen, rund anderthalb Zentner an silbernen Kunstgeräten eingeschmolzen werden. Dabei steht Osnabrück selbst heute noch mit seinen damals geretteten Schätzen mit an führender Stelle. Aus dem Inventarium des Schätzeverschirrs anno 1622 vom 8. Januar geht hervor, daß damals das Ratssilber aus 24 Einzelstücken bestand. Was bis auf den Kaiserpokal und wenige andere Stücke genommen wurde, wurde nach dem 30jährigen Krieg noch und noch ergänzt, so daß ein Inventarverzeichnis aus dem Jahre 1673 wieder eine größere Anzahl aufweist. In noch später aufgenommenen Verzeichnissen werden außer dem Kaiserpokal und sechs anderen kostbaren Pokalen noch drei silberne Würfel, drei güldene Pfennige und ein silberner Löffel mit genannt. Jeder Pokal erhielt seinen Namen. Daher kennen wir außer dem Kaiserpokal noch die Traube, den Barfischerer, den Delbrügge, den Goldschmied, den Göcker und die Römer. Die Traube, ein ganz vergoldeter Ananaspokal, gilt als das Meisterstück des Osnabrücker Goldschmiedes Delbrügge. Der Meister des Barfischerers, eines ganz vergoldeten Buckelpokales, ist nicht bekannt. Der Goldschmied, ähnlich wie der Delbrügge, ein ganz vergoldeter Pokal, soll gegen Mitte des 16. Jahrhunderts in Nürnberg hergestellt worden sein. Der besonders prächtige Delbrügge entstammt der Werkstatt des Meisters Conrad Delbrügge des Jüngeren. Der massiv silberne, nur im Innern und am Rand vergoldete Göcker, stammt von Hermann Brawe, der anno 1606 Aldermann der Gilde und später auch Münzmeister von Osnabrück war. In den reich ornamentierten Römern vermutet man Erzeugnisse des ums Jahr 1560 lebenden Osnabrücker Goldschmiedes Bertold Gobel Meyer. So köstlich auch alle diese Kunstwerke sind, so werden sie doch alle an künstlerischer Arbeit, Wirkung und Bedeutung von dem Kaiserpokal übertroffen, der in der Tat nach dem Urteil führender Kunstschriftsteller eine der wertvollsten und eigenartigsten deutschen Goldschmiedearbeiten des 14. Jahrhunderts bildet.

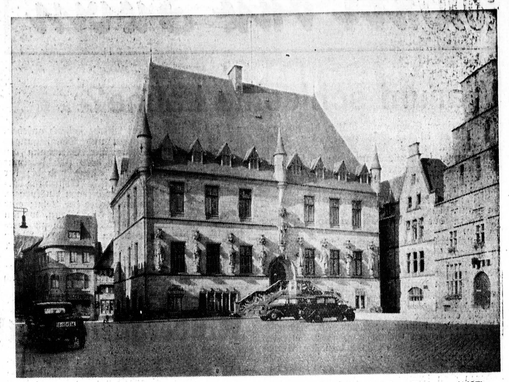
Der Kaiserpokal befindet sich laut Urkunde seit dem Jahre 1581 im Besitze der Stadt, und ist nach dem Urteil des bekannten Kunstschriftstellers Max Creutz die bedeutendste frühmittelalterliche Arbeit in der Art. Der fünfteilige Fuß enthält auf jedem der fünf Teile, die schon eine wirkungsvolle Grundlage des ganzen Kunstwerkes bilden, je zwei Grubenschmelzfüllungen und je zwei Felder mit grotesken Gestalten auf schraffiertem Untergrund. Auf der Schale vom Schaft ausgehend bemerkt der Betrachter zwölf Spitzbogenfelder mit

Der Kaiserpokal, das Hauptstück des Osnabrücker Ratssilbers.

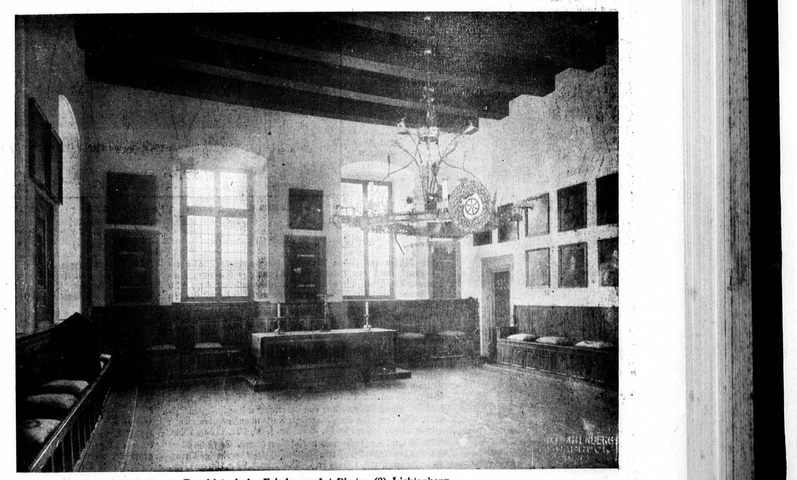
guren, ferner zwölf Rundfelder mit Einzelfiguren zwischen Zweigen mit frühgotischen stilisierten Efeublättern. Vom Fuß bis zur Spitze übersieht ein Ueberreichtum figürlicher Darstellungen. Dabei hat sich wissenschaftlich klar ergeben, daß sich der leider unbekannte Meister des der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörenden Pokals gerade mit der Wahl der wundervoll ausgeführten allegorischen Gestalten hat leiten lassen, sondern dem Gesamtkunstwerk eine beherrschende Idee verliehen hat, und zwar eine Idee, die sich gerade in der Dichtung des ganzen Mittelalters immer wiederholt, nämlich der Kampf zwischen Tugenden und Lastern. Es ist dieses dieselbe tragende Idee, die wir im Spiel von Jedermann wie überhaupt in den unendlich zahlreichen Mysterienspielen des Mittelalters in der deutschen, französischen und englischen Dichtung und nicht zuletzt auch noch in der Blüte der klassischen spanischen Dichtung besonders bei Calderon finden. Wie diese Idee die Dichtung immer wieder beherrschte und schon zu Beginn des Mittelalters den zwar in Spanien geborenen, aber ganz wie ein Römer denkenden und in klassischen Hexametern seine didaktische Pinchomachia nach dem Vorbild klassischer lateinisch-didaktischer Dichter schreibenden christlichen Dichter Prudentius ein gern gelesenes Werk verfassen ließ, so hat durch Vermittlung dieser Dichtung dieselbe Idee gerade in dem nun der Stadt Osnabrück gehörenden Kaiserpokal durch die Meisterhand eines unbekannten Goldschmiedes ihre künstlerische Ausdeutung gefunden.

Wie vielseitig und künstlerisch reich wirkt sich doch die Formsprache und die Symbolik der mittelalterlichen Gotik am Kaiserpokal aus! Auf der Seite der Tugenden wohnt stiller Friede, während die Laster von stärkster Leidenschaft zeugen. Man wird an ähnliche Darstellungen in Amiens und Chartres und an die Fensterrose in Notre Dame erinnert. Das Wort bei Paulus vom Soldaten Christi, ein Erbgut der kirchlichen Schriftsteller, ist von Prudentius dichterisch verwertet worden. Glaube und Götzendienst, Reinheit und Schamlosigkeit, Geduld und Zorn, Hochmut und Demut, Ausschweifung und Mäßigkeit, Geiz und Mildtätigkeit kämpfen miteinander. Nach dem Siege der Tugenden hält die Sapientia, als die man wohl die Kaiserin im Innern der Schale ansprechen darf, eine Ansprache an die Tugenden. Der Platz verbietet es, in allen Einzelheiten auf die wundervolle, bis ins Kleinste durchdachte und meisterhaft gestaltete künstlerische Durchführung der allegorischen Figuren einzugehen.

Jedermann weiß, daß der flache Kelch früher gottesdienstlichen Zwecken gedient hat. Erst später kam die inzwischen wieder beseitigte Sitte auf, daß aus ihm ein Ehrentrunk dargeboten wurde. Solange diese Sitte bestand, mußte der Bürger, der zum erstenmal den Rat betrat, den Kelch so weit leeren, daß im Schoß der Kaiserin kein Tropfen verblieb, jedoch der Wein auch nicht unter die Linie der Kaiserin kam. War nicht den richtigen Augenblick trat, mußte den Pokal, ganz auszutrinken. Ein bequemes Gefäß zum Trinken war der Kaiserpokal besonders in seiner ursprünglichen Gestalt wohl kaum. Nur als kostbares Prunkstück, als hoher Beweis gediegenen, edelbeseelten künstlerischen Schaffens aus den ruhmreichen Tagen früherer Jahrhunderte, wird der Kaiserpokal in der Mitte des Osnabrücker Ratssilbers weiter seinen kunstgeschichtlichen Platz behalten.



Ein schönes Denkmal mittelalterlicher Städtebaukunst: Das Osnabrücker Rathaus (1487).



Der historische Friedenssaal / Photos (3) Lichtenberg

Welt der Frau

Warum schlechte Laune?

Mit unseren Sorgen und Nöten, die wir gemeinsam in der Ehe tragen, hat unsere schlechte Laune gar nichts zu tun. Wir können traurig sein, wir können ehrlich böse sein über eine nach unseren Begriffen falsche Stellungnahme unseres Ehepartners: schlechte Laune ist das nicht!

Bei schlechter Laune ist Gewitterspannung im Haus. Ungreifbar liegt eine gereizte Stimmung in der Luft; ausgehend von einer Person.

Vielleicht hatte der Mann einen Fehlschlag in seinem Geschäft; oder, was schlimmer ist: Berufskärger, der ihn demütigte. Im ersten Falle zwingt sich der Mann zuerst zu einem gleichmütigen Gesicht, um seine Frau zu schonen. Im zweiten Fall aber läßt es sein Männerstolz nicht zu, sich frei zu reden von dem Gefühl erlittener Demütigung.

Beide Male kommt der Mann möglicherweise mit einem frohen Gesicht nach Haus, mit lustigem Begrüßungswort. Er will die Wahrheit verschleiern. Manche Frau, die ihren Mann gut kennt, so gut, wie ein Mensch den anderen eben kennen kann, sieht das zu grelle Licht, spürt den falschen Ton. Sie wird sich beherrschen und sich nichts merken lassen, aber sie wird innerlich auf der Hut sein; sie wird nichts tun, die noch ungünstigere Spannung zu steigern. Und sie wird nicht überrascht sein, wenn der Mann in kurzer Zeit die künstlich hochgetriebene Stimmung verliert. Auch Männer sind nur Menschen. Auch ihnen ist es auf die Dauer nicht möglich, ihre wirkliche Grundstimmung, Verärgerung usw., zu unterdrücken. Jetzt tritt dieser unerquicklichste aller Zustände ein, den wir — leider — wohl alle kennen: Unseren Mann ärgert die Fliege an der Wand!

Hat eine Frau längst ihren Mann durchschaut, wird sie ruhig bleiben. Sie weiß ja: irgend etwas will er innerlich loswerden; irgendwie gereizte Stimmung sucht einen Ausweg, ein geöffnetes Ventil. Ihm ist alles recht im Augenblick: nur loskalkern können, um innerlich frei zu kriegen . . .

Fehlt einer Frau aber die Fähigkeit, diese Spannung im Mann zu sehen, sieht sie nur grundlose, fehlende Laune, unglaubliche Unbeherrschtheit. Unsympathisch kann es nun werden, wenn die Frau mit ihrer Einstellung zu „gerechtem" Zorn noch Oel ins Feuer gießt.

Es gibt eine Zeit, eine blühjunge Zeit, da haben wir Männchen alle: Bei uns wird das niemals vorkommen!

Und doch! Keine Ehe hat einen ewig wolkenlosen Himmel über sich. Entmüdungen kommen und gehen auch ohne Gewitterstimmungen. Es gibt keine gleichgestimmte Uniformsseele; es gibt kein einziges Leben, das immer im schönsten Gleichmaß läuft. Und es gibt Männer, die es unter ihrer Würde ansehen, sich über Verärgerungen und Demütigungen draußen auszusprechen. Die Entladung am rechten Platz wäre dann da. Ihr Freimut schonte viel Nervenkraft: eigene und die der Frau. Eine gewisse heilsame Gesinnung gehörte zu dem Entschluß der offenen Aussprache. Eine gerettete Stimmung wäre der Lohn; eine seelische Erleichterung für den Mann, wenn seine Frau gütige und kluge Worte zu sprechen verstehe. Statt dessen ist es dem Mann fast immer peinlich, zu zeigen, daß auch er sein Menschentum zu tragen hat.

Wenn wir spüren, daß eine draußen gebovene schlechte Laune des Mannes im Haus sich aus falschem Stolz an verkehrter Stelle entladen will, müssen wir von Anfang an ruhig bleiben. Wo kein Echo ist, ruft man nicht lange. Und jeder Mann schämt sich ein bißchen, wenn er hinterher merkt, daß er allein unbeherrscht war. Wir Frauen sollen auch keinen falschen Stolz haben und in unserem Mann so eine Art Uebermenschen sehen wollen. Dann kann er ja nie die Wahrhaftigkeit finden, zugegeben, daß ihm draußen eine „kleine" Misere zustieß. Wir sollen die rechte Güte haben, ihn nicht „kleiner" zu sehen, wenn er „groß" genug war, uns sein menschliches Erliegen zu beichten.

Es ist schon so: die meisten Launen werden aus einer hochmütigen Unwahrhaftigkeit geboren. Wir Menschen neigen leicht dazu, alles überschätzt hoch sehen zu wollen: uns selber, unsere nächsten Mitmenschen; alles, was überhaupt zu uns gehört. Die unterdrückte Wahrheit der Menschenschwäche wird zur Launenhartigkeit. Warum verpassen wir, daß wir niemals größer in unserer Seele sind, als wenn wir ehrlich zugeben, wie klein wir sind? Ohne verlogene Bescheidenheit unser Unzulängliches kennen und wenigstens in der Familie sich aussprechen wollen und können, das ist der Damm gegen Launenhartigkeit.

Friedel Birkenfeld.

Kindergärten entlasten die Mutter

Die Landarbeiterfrauen hatten es in früheren Jahren besonders schwer, weil sich niemand während ihrer Feldarbeit um die Kinder kümmerte. Entweder mußten sie sie mit hinausnehmen aufs Feld oder sie allein zu Hause lassen.

Da es aber das Interesse des Staates erfordert, gesunde Familien zu besitzen, in denen die Mutter wieder zum Mittelpunkt wird, so mußte der Landarbeiterfrau eine Hilfe gegeben werden. Die Landarbeiterfrau soll heute nicht mehr auf dem Felde arbeiten, sondern soll sich ihren Aufgaben als Frau und Mutter widmen und nur in den Arbeitsspitzen mithelfen. Wenn viele Kinder vorhanden sind, wird es für die Frau nie einfach sein, sich um jedes einzelne sehr eingehend zu bekümmern. Sie wird seine Unarten manchmal als Mut und Tatkraft hinstellen oder vergessene Unwegeln als Krankheit, dabei aber wirkliche Erkrankungserscheinungen vielleicht übersehen und damit dem Kinde für sein ganzes Leben Schaden zufügen. Es geht aber nicht an, daß Kinder an ihrer Gesundheit geschädigt werden, weil die Mutter nicht so für sie sorgen kann, wie es das Volkswohl erfordert. Auch soll die Mutter ja diejenige sein, zu der die Kinder mit ihren Anliegen kommen und die ihrem Manne Kameradin ist und für seine Wünsche Interesse zeigt. Aus diesem Grunde hat die NSV. Kindergärten eingerichtet. Nicht nur die Erntekindergärten während des Sommers sind wichtig, sondern vor allem die ständigen Kindergärten, für deren Errichtung nicht die Größe des Dorfes maßgebend ist, sondern seine Bedeutung in volkspolitischer, grenzpolitischer oder gesundheitlicher Hinsicht.

In diesen Kindergärten werden die Kinder während der Arbeitszeit der Mutter unter Leitung der Kindergärtnerin, der Braunen Schwester oder auch des weiblichen Arbeitsdienstes zusammengefaßt und betreut. Die Helferinnen kennen jedes einzelne der Kinder und wissen, wann sie eingreifen müssen, um es vor Erkrankungen und Schaden zu bewahren. Durch ihr Beispiel lernen die Kinder auch, ihre eigenen Wünsche zugunsten der Gemeinschaft zurückzustellen und sich sicher Gemeinschaft einzuordnen. Sie lernen neben der selbstverständlichen Kameradschaft Sauberkeit und Ordnung, die sie oftmals im Elternhause entbehren müssen. Schon dadurch, daß die Kindergartenleiterin kein unsauberes Kind duldet, sondern es heimschickt, hält sie die Kinder zur Sauberkeit an. Ebenso müssen vor dem Frühstück die Hände gründlich gewaschen und die Zähne geputzt werden. Wenn auch die Mütter anfangs den Wert einer Gesundheitspflege nicht einsehen wollen, nach und nach gewöhnen sie sich daran und lassen die Kinder gewähren.

Der Kindergarten bedeutet mehr als nur Arbeits- und Verantwortungsentlastung für die Landarbeiterfrauen. Er besitzt einen großen erzieherischen Wert. Die an Sauberkeit und Ordnung gewöhnten Kinder werden ihre Mutter im Haushalt entlasten, weil sie nichts unbeseitigen lassen. Dadurch gewinnt die Mutter ein wenig Zeit für Mann und Kinder und ist aufnahmefähig für deren Sorgen. Sie hilft durch ihr Verständnis und durch ihre Teilnahme mit, ihre Kinder froh und stark zu machen.

Mit Rat und Tat

Das Waschen von Wollsachen. Wenn Wollsachen dick und filzig werden, kann man sie wieder in eingewaschen guten Stand bringen, indem man sie für fünf Minuten in lauwarmes Borarwasser legt und sie dabei unausgesetzt knetet und bearbeitet. Das Wasser darf jedoch keinesfalls zu warm sein, da die Wolle in heißem Wasser einläuft. Ein Reiben der Wollsachen ist zu vermeiden, da die Wolle dadurch nur noch mehr verfilzen würde. Die Sachen werden dann in neuem Borarwasser, dem man eine halbe Tasse Essig zugesetzt hat, nachgespült. Dadurch wird die Wolle weicher. Nun trocknet man die Gegenstände in saubeven Frottiertüchern gut ab und legt sie zum Trocknen. Sie dürfen aber immer nur ganz langsam trocknen, da die Wolle sonst einläuft.

Die Frühjahrsreinigung. Beim wir mit Bürsten, Tüchern und Seifenwasser auf den winterlichen Staub und Schmutz losgehen, sollen wir überlegen, ob die Gegenstände oder Wände, die wir säubern wollen, eine Behandlung mit Seifenwasser vertragen. Wenn z. B. eine Wand nicht gerade mit der allerbesten Farbe gestrichen ist, soll man zum Abwaschen lieber einen Aufguß von Quillsabarinde nehmen. Dieser Aufguß ist auch gut für alles gestrichene Holz, das oft gesäubert werden muß, also für Türen usw., da er die Farbe nicht angreift. Hat die Tapete Fettflecke, so kann man diese größtenteils entfernen, indem man sie mit einem Kartoffelmehl auf einem dicken Läppchen sehr vorsichtig abreibt. Polierte Möbel dürfen niemals mit Wasser behandelt werden. Lebermöbel kann man sehr gut wieder instand setzen, indem man sie mit Schuhcreme in der Farbe des Leders abreibt, dann leicht poliert und mit einem unansehnlich, wenn ihm das nötige Fett fehlt. Korbmöbel, die schmutzig geworden sind, dürftet man mit saubverem Seifenwasser kräftig ab.

Richtig atmen! Daß die richtige Art des Atmens für die Gesundheit überaus wichtig ist, wissen wir alle. Mit das Wesentlichste ist, daß wir durch die Nase ein- und ausatmen. Wir müssen vor allem bei den Kindern darauf achten, daß sie stets auch durch die Nase ausatmen. Hier wird nämlich sehr oft ein Fehler gemacht, indem nämlich die Kinder zwar durch die Nase ein-, aber durch den Mund ausatmen.

Schöne Haut! Jetzt zum Frühjahr ist die Haut besonders dankbar für gute Behandlung. Wie wäre es, wenn man einmal einige Wochen zum Frühstück keinen Tee oder Kaffee tränke, sondern vielleicht statt dessen einen Obstsaft? Auch eine Tasse Kamillentee mit einer Zitronenscheibe ist gesund. Möglichst bei jeder Mahlzeit soll man Salat oder rohes Obst essen. Wenn man das Gesicht mit Seife wäscht, soll man stets eine sehr gute Fettseife nehmen. Ist die Haut nicht sehr empfindlich, so schadet es gar nicht, wenn man das Gesicht beim Abtrocknen mit einem Frottiertuch kräftig reibt, — die unter der Oberhaut liegenden Gewebe werden dadurch günstig beeinflußt.

Das Kostüm und seine Bluse

S 22522

S 22520 S 22496 S 22493 S 22483

B 22508 B 22538 B 22507

B 22463

Modelle aus „Beyers Mode für Alle" Zeichnungen u. Vrodukt

S 22522. Elegantes Kostüm aus feinem Wollstoff mit hinten verlängertem, frackartigem Schoß. Erforderlich: 2,90 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Obw.

S 22520. Neu an diesem Kostüm aus leichtem Wollstoff ist der miederartig angesetzte, hinten glockige Schoß der Jacke. Der Kragen ist mit Seidentresse eingefaßt. Erforderlich: 3,10 m Stoff, 130 cm br. B. Beyer-Schn. für 88, 96, 104 cm Obw.

S 22496. Sportliches Kostüm aus Herrenstoff mit aufgesetzten Taschen. Die dem Rock vorn eingesetzte Falte ist aufknöpfbar. Erf.: 3,10 m Stoff, 140 cm br. B. B.-Schn. f. 96, 104, 112 cm Obw.

S 22493 zeigt ein Jackenkleid in klassischer Form. Es ist in seiner strengen, smokingartigen Form für jede Tageszeit der richtige Anzug. Erf.: 2,45 m Stoff, 130 cm br. B. B.-Schn. f. 92 u. 100 cm Obw.

S 22483. Gut angezogen ist man in dem Kostüm aus modischem Mischgewebe oder karriertem Tuch. Die Jacke hat tütenartig umgelegte Revers. Erforderlich: 2,85 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite erhältl.

B 22508. Eine neue Schnittform mit breiter Passe und weichfallendem Vorderteil zeigt die Bluse aus gemusterter Seide. Erf.: 1,30 m Stoff, 90 cm br. B. B.-Schn. für 88, 96 cm Obw.

B 22538. Zum sportlichen Kostüm paßt die Westenbluse aus gestreiftem Waschstoff, der längs und quer verarbeitet ist. Dem Schnitt liegt auch ein langer Aermel bei. Erforderlich: 2,30 m Stoff, 95 cm br. B. B.-Schn. f. 96, 104, 112, 120 cm Obw.

B 22507. Als Ergänzung zum Kostüm S 22483 wird die reizende Bluse aus Lüll getragen, mit Samtschleifen verziert. Erf.: 1,60 m Stoff, 90 cm breit. B. B.-Schn. f. 92, 100 cm Obw.

B 22463. Auch für stärkere Figuren vorteilhaft ist die Schoßbluse aus gestreifter Hemdseide, die auch mit kurzen Aermeln gearbeitet werden kann. Erforderlich: 2,45 m Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 und 112 cm Obw.

Der einsame Weg

Wanderfahrten in U.S.A. / Von Hans O. Lange

5. Fortsetzung

Im Nacht-Asyl

In Texas war die Regenzeit angebrochen. Frank Inselhofer, der von Galveston nach Houston gekommen war, um hier seine Arbeitssuche fortzusetzen, saß sich nun auch noch den Unbilden der Witterung ausgesetzt, von denen er im sonnigen Westen jahrelang verschont geblieben war. Drei Tage hatte er vergeblich damit verbracht, irgend eine Beschäftigung zu finden, die ihn wenigstens für die nächste Zeit über Wasser halten könnte, während er die beiden ersten Nächte seines Aufenthaltes in Houston bei der Heilsarmee geschlafen hatte. Nun gehörte er auch zu jenen, die ziellos durch die regennassen Straßen wanderten.

Am Abend schloß er sich einer Gruppe von Männern an, die an der Ecke der Jasmine- und Prairiestreet standen und darauf warteten, daß das Asyl „Stern der Hoffnung" ihnen seine Pforten öffnete. Der „Stern der Hoffnung" war eine Rettungsmission, eines jener Großstadt-Institute, die auf dem Bibelwort aufgebaut sind, das da gebietet, die Hungrigen zu erquicken und den Müden Rast zu gewähren.

Sie alle einte das Elend, die hier fanden und warteten. Sie sprachen den Jargon der Straße und in ihren Augen war der trostlose Ausdruck eines herrenlosen Hundes. Sie hatten noch nicht den traurigen Mut zum Betteln aufgebracht und bewahrten in ihrer Seele noch einen letzten Funken von Anstand. Eng aneinandergeschart standen sie und warteten, daß die Tür geöffnet werde. Sie hatten nur den einen Wunsch, herumgekommen von der Straße, heraus aus dem niederdrückenden Regen, der die Kleider aufschwemmte und keinen trockenen Faden an den Männern ließ, der durch ihre zerfetzten Schuhe eindrang und in traurigen Rinnsalen von dort wieder seinen Weg auf die Straße nahm.

Endlich öffnete sich ihnen die Tür des Asyls, und langsam schoben sich die Männer durch die kleine Kapelle in einen hohen Raum. Den zerlumpten Hut oder die verschnittte Mütze in den Händen, nahm einer nach dem andern vor einem Pult Aufstellung, an dem ein Angestellter der Mission die Namen aufschrieb, die die Obdachlosen ihm angaben. Nach Papieren wurde nicht gefragt, irgend ein Name tat es schon. Nach Erledigung dieser Formalitäten defilierten die Männer wieder im Gänsemarsch in die Kapelle zurück, wo sie sich mit einem wohligen Aufseufzen in die steilen Holzbänke sinken ließen. Vor jedem lag ein Gesangbuch, doch konnten die wenigsten englisch lesen, geschweige denn eine englische Hymne singen. Neben Frank, der in der vordersten Reihe Platz gefunden hatte, saß ein alter verwitterter Mann, der wie ein Farmer aussah und inbrünstig alle Strophen des einleitenden Chorales mitsang.

Nach dem Gottesdienst wurden die Männer in die oberen Stockwerke geführt, in denen die Schlafräume lagen. Jeder hatte unten ein Pappschild erhalten, auf dem die Nummer der Schlafpritsche aufgedruckt war. Der Schlafraum, in den Frank geführt wurde, war schlecht gelüftet und schmutzig, und auch die Pritschen machten keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Doch draußen regnete es ununterbrochen, und wenn auch mancher sich im ersten Ekel abwenden mochte, so besann er sich doch noch und suchte rasch seine Pritsche auf.

Die Erfahrenen unter den Männern rollten ihre Kleidungsstücke zu einem Bündel zusammen, das sie unter dem Kopfkissen verstauten und banden ihre zerfetzten Schuhe unter der Stahlmatratze zusammen, denn in dieser Miniaturhölle repräsentierten selbst diese armseligen Kleidervreste noch einen gewissen Wert. Still und friedlich schliefen die Einen, während Andere verzweifelt den Schlaf suchten. Aus einer Ecke ertönte unterdrücktes Schluchzen, das unter den heftigen Flüchen der Nachbarn hastig verstummte.

Noch vor Tagesanbruch wurden die Obdachlosen durch das minutenlange Geschepper einer klebernen Glocke aufgeweckt. Verdrossen und unausgeschlafen stiegen sie in ihre zerknüllten und feuchten Kleidungsstücke und nahmen unten in der Halle an rohbehauenen Holztischen Aufstellung. Aus großen Eimern wurde ein kaffeeähnlicher Aufguß gereicht, wozu es pro Mann eine ungefähr fingerdicke Weißbrotschnitte gab. Wer zuerst kam, steckte sich noch einige Brotscheiben unter das Jakett, denn der Tag war lang, der vor ihnen lag. Die Nachzügler gingen darum leer aus und mancher, der sich bereits vorher die Taschen mit Brot vollgestopft hatte, mochte von Scham befallen sein. Doch Scham war eine zarte Pflanze, die in dieser Umgebung nicht gedieh, und die Stummen lernten schnell ihre Lektion, daß es besser sei, als erster am Brotkorb zu stehen.

Als die Männer im Morgengrauen das Asyl verließen, regnete es noch immer. Einige gingen zu den Fabriken hinaus und zu den Fleischhäfern, um dort nach Arbeit zu fragen. Andere suchten den Güterbahnhof auf, wo sie hoffen konnten, einen Frachtzug zu besteigen, der sie herausbringen würde aus dieser Misere.

Frank Inselhofer aber wanderte mit aufgeschlagenem Rockkragen nach Harrisburg hinaus, wo die Schiffe dockten.

„Zeigen Sie Ihre Papiere!"

Im Hafen von Harrisburg lot sich dasselbe traurige Bild wie in Galveston. Im Turning-Basin lagen nur drei Dampfer des Shipping-Board und ein Brasilianer, während weiter oben nach dem Kanal zu die „Lafanette" lag, die nach Frankreich bestimmt war. Gegen Mittag lief ein holländischer Dampfer ein, der in der Mitte des Beckens ankerte. Als er später an der Pier lag, ging Frank an Bord, doch der Erste Offizier, an den er sich wandte, schickte ihn wieder fort. „Keine Hände gebraucht!"

Nachmittags saß Frank in dem winzigen Seemannsheim von Harrisburg herum und studierte die Liste der einkommenden Schiffe. Für die nächsten Tage war nichts zu erwarten, was für ihn in Frage kommen konnte. Die großen Routenschiffe legten hier nicht an, kamen diesen meist über New Orleans. Frank ging wieder nach dem Hafen hinunter und setzte sich ungeachtet des dichten Regens auf einen Poller, wobei er verdrossen das Verhalten des französischen Dampfers beobachtete, der bereits den blauen Peter gesetzt hatte, das Zeichen zur Abreise. Am Municipaldock standen die schwarzen Hafenarbeiter untätig herum, bis der Vormann mit einem Fluch zwischen sie fuhr und sie wieder an die Arbeit trieb. Unter Gelächter und Singen rollten sie die Baumwollballen heran, und Frank hörte deutlich ihr Rhythmisiervd beriberklingen: „Ah need money, Ah need money, move dem bales away, honey!" Gerade das richtige Lied für mich, dachte Frank, ich brauche Geld und verteufelt notwendig sogar.

Er erhob sich und marschierte zwischen den Verladeschuppen hindurch nach den entfernter liegenden Docks des Manchester Terminal. Vielleicht lag dort irgendwo ein „Kasten", auf dem er nach Arbeit fragen konnte. Aber außer einem einzigen westindischen Bananenboot war weit und breit keine Schiffsplanke zu sehen. Da der Regen inzwischen in einen Wolkenbruch übergegangen war, stellte sich Frank im Hallen des Dockwächters ein. Dieser, ein einarmiger älterer Mann, erzählte, daß augenblicklich auf dem ganzen Houston-Canal nichts los sei. Die Höfen von Deepwater, Baytown und Texas City seien voll von Tankschiffen, die stillgelegt wären. Sei wohl mal wieder zuviel Oel in der Welt, meinte der Wächter und nun hätten die Petroleumbarone erst mal den Daumen auf die Bohrlöcher gedrückt, damit die Presse wieder anziehen könnten.

„Schlechte Zeiten", brummte er, und man weiß nicht, wie alles noch enden wird. Wenn die Schiffahrt ganz still liegt, werden sie mich wohl auch ablegen'. Haben mich aus Mitleid angestellt, weil ich Invalide bin. Mein Arm liegt drüben in Flandern."

Der Regen hatte wieder etwas nachgelassen und Frank konnte seinen Rückweg nach Harrisburg antreten. Als er am Büro des Hafenmeisters vorbeikam, stand dort ein uniformierter Beamter der Einwanderungspolizei, der ihn scharf ins Auge faßte. Frank ging mit einem unbehaglichen Gefühl weiter, während er unauffällig seine Schritte zu beschleunigen suchte.

Gerade, als er das Seemannsheim betreten wollte, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. Er drehte sich um; hinter ihm stand der Beamte, der barsch befahl: „Zeigen Sie Ihre Papiere!"

Zwangsmusterung

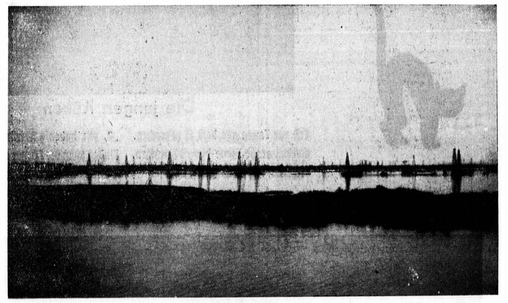
Frank hatte bei all seinem Mißgeschick noch mal Glück. Im Büro des Hafenmeisters, in dem Frank wegen seiner Papierlosigkeit vorläufig „unter Arrest", gehalten wurde, ging am Spätnachmittag von dem Houstoner Schiffsmakler Brothers die Aufforderung ein, dreißig Seeleute für einen dänischen Dampfer bereitzustellen, dessen Besatzung durch Krankheits- und Unglücksfälle stark dezimiert worden war und wieder aufgefüllt werden mußte, ehe das Schiff seine Heimreise antreten konnte. Frank wurde von dem Immigration-Officer aufgefordert, sich als Ersatz-Mann zur Verfügung zu stellen. Wohl oder übel mußte er seine Einwilligung geben, da er nur so einer Internierung in einem Konzentrations-Camp für illegale Einwanderer entgehen konnte. Er erhielt eine halbe Stunde Zeit, sein bescheidenes Gepäck, das er bei seiner Ankunft von Galveston im Seemannsheim unterzebracht hatte, zu holen und abzuholen und ging dann, ständig „beschattet" von dem Beamten, hinaus nach den Docks des Manchester Terminal, wo inzwischen der dänische Dampfer eingetroffen war.

Es war bereits dunkel, als sie dort ankamen und so konnte er nicht einmal den Namen des Dampfers ausmachen, der für die nächsten Wochen seine Heimat werden sollte. Er wurde zum Kapitän geführt, der in der Kajüte hinter einer Flasche Aquavit saß. Nach einer kurzen Befragung über seine seemännischen Kenntnisse wurde Frank als Matrose angenommen, in die Musterrolle eingetragen und war nun vollzähliges Besatzungsmitglied der „Orkild", die nach zweijähriger Charterfahrt zwischen Rio de Janeiro und den Golfhäfen die Heimreise nach Kopenhagen antreten sollte. Nun war auch der über ihn verhängte „Arrest" aufgehoben, und nun hatte der Kapitän des Dampfers die Verantwortung übernommen für Franks definitive Abreise. Der Beamte bekam noch einen Anauf eingeschärft und verabschiedete sich dann mit einem herzlichen Händedruck von Frank. Schon auf dem Herweg hatte er ausgeführt, daß Frank sich froh preisen könne, so leichten Kaufs davongekommen zu sein. Seit der Verschärfung der Einwanderungsbestimmungen ihre USA waren sämtliche Konzentrationslager für papierlose Einwanderer überfüllt und man war schon daran gegangen, sie in den Gefängnissen der Hafenstädte unterzubringen, ein Willkürakt, für den der Einwanderungsbehörde jede gesetzliche Handhabe fehlte. Die Internierten mußten oft monatelang, mitunter über ein Jahr, warten, bis sich endlich ein Schiff fand, das sie mitnahm. Am schlimmsten waren die Staatenlosen dran, größtenteils Seeleute aus den baltischen Provinzen, die infolge jahrelanger Abwesenheit aus dem Heimatland ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen waren. Auf der Engels-Insel bei San Francisco sah beispielsweise seit drei Jahren der Matrose Lojzinski, der im ehemaligen Westpreußen geboren war, nicht optiert hatte und nun weder von den Deutschen noch von den Polen anerkannt wurde. Dreimal schon war er von San Francisco aus dem Dampfer gesteckt worden und immer wieder zurückgekommen. Sowohl in Danzig als auch in Gdingen hatten ihn die Behörden die Einreiseerlaubnis verweigert. Erst, als die Presse sich des Falles annahm, wurden Schritte unternommen, dem Staatenlosen den Manfenpaß zu verschaffen.

Abschied von Amerika

Am nächsten Morgen — es war der Neujahrstag — brachte die „Schwarze Maria" (Gefangenauto) zwölf ausländische Seeleute, die gleichfalls papierlos aufgegriffen und bis jetzt im Grafschaftsgefängnis von Galveston interniert gewesen waren.

Frank stand auf dem Achterdeck, als sie an Bord kamen, begleitet von zwei Polizisten und einem uniformierten Beamten der Einwanderungsbehörde. Im Gegensatz zu Frank, der mehr oder weniger freiwillig an Bord gegangen war, waren diese zur Deportation in ihr Heimatland verurteilt, was bedeutete, daß sie nie wieder in die Vereinigten Staaten zurückkehren durften. Diese Ersatzmannschaft bestand aus drei Deutschen, einem Esten, drei Holländern, je einem Franzosen, Engländer und Slowaken und zwei Russen. Der Canadier war ein Schlitzohr, wie sich bald herausstellte, und der Auseinandersetzungen durchgeführt wurden. Er fuhr mit dem Dampfer nach Dänemark, von dort unter Begleitung zweier Gendarmen nach Hamburg, wo er dann ungesichts seiner Einwanderungsbestimmungen ihre USA waren sämtliche Konzentrationslager für papierlose Einwanderer überfüllt und man war schon daran gegangen, sie in den Gefängnissen der Hafenstädte unterzubringen, ein Willkürakt, für den der Einwanderungsbehörde jede gesetzliche Handhabe fehlte. Die Internierten mußten oft monatelang, mitunter über ein Jahr, warten, bis sich endlich ein Schiff fand, das sie mitnahm. Am schlimmsten waren die Staatenlosen dran, größtenteils Seeleute aus den baltischen Provinzen, die infolge jahrelanger Abwesenheit aus dem Heimatland ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen waren. Auf der Engels-Insel bei San Francisco sah beispielsweise seit drei Jahren der Matrose Lojzinski, der im ehemaligen Westpreußen geboren war, nicht optiert hatte und nun weder von den Deutschen noch von den Polen anerkannt wurde. Dreimal schon war er von San Francisco aus dem Dampfer gesteckt worden und immer wieder zurückgekommen. Sowohl in Danzig als auch in Gdingen hatten ihn die Behörden die Einreiseerlaubnis verweigert. Erst, als die Presse sich des Falles annahm, wurden Schritte unternommen, dem Staatenlosen den Manfenpaß zu verschaffen.



Abendstimmung am Golf
Ein Heer von Bohrtürmen kennzeichnet das Land, wo das Oel, das „flüssige Gold", gewonnen wird

Zwei Kulturen begegnen sich
Mexikanische Händler an einem modernen Pullmanzug

Photos (2) Lange

Franks sich in krimineller Hinsicht etwas zuschulden kommen lassen; ihr Vergehen bestand darin, daß sie nach der Einwanderungssperre das Land ihrer Sehnsucht betreten hatten, indem sie bei der Landung ihres Schiffes in einem amerikanischen Hafen einfach dieses verließen und in der Stadt untertauchten.

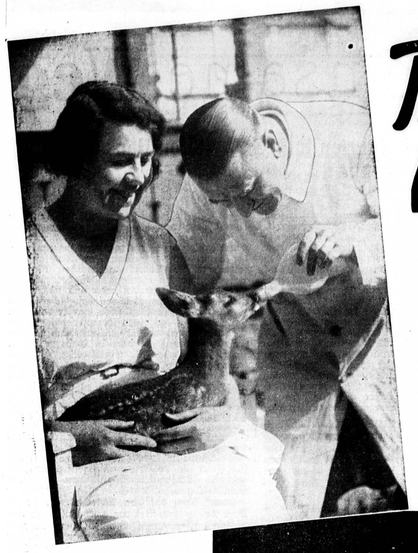
Nachdem die zwölf Deportees gemustert waren und sich notdürftig in ihrem Logis eingerichtet hatten, wurde der Dampfer seeklar gemacht. Der Maschinentelegraf klirrte, von der Brücke ertönten Kommandos und langsam fielen achtern und vorn die Trossen, letzte Verbindung zwischen Amerika und dem dänischen Schiff. Dreimal heulte die Sirene auf, dann ging ein Vibrieren durch den Schiffskörper und langsam glitt der Dampfer den Houston-Canal hinunter.

Bei Sonnenuntergang passierte die Orkild Galveston und wiegte sich bald in der ersten Dünung des mexikanischen Golfs. Frank Inselhofer, der auf Wache am Ruder stand, blickte noch einmal kurz auf das entschwindende Festland, dann senkte er die Blicke wieder auf die beleuchtete Scheibe des Kompasses.

— Ende! —

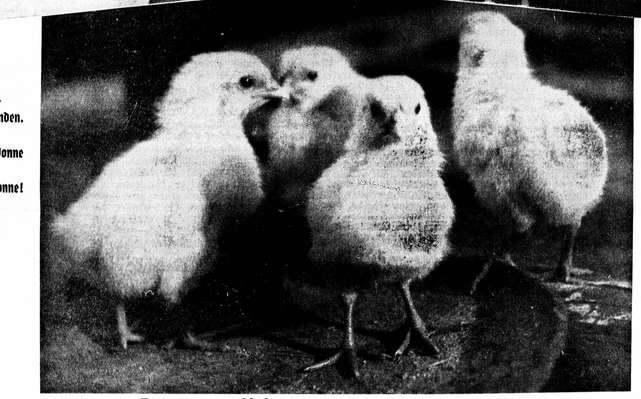
Tierkinder

Fünf Bilder mit Versen



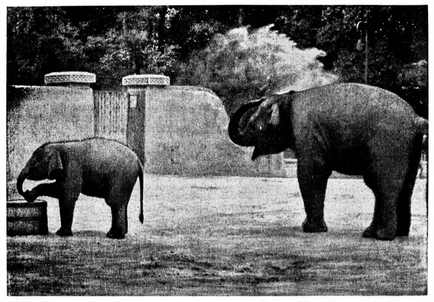
Der Pflegling

Ein junges Rehkitz, arg zerschunden,
ward so, verirrt, im Walde aufgefunden.
Nun freut es sich des Lebens,
trinkt mit Wonne
Die Flaschenmilch und bimmelt
in die Sonne!
Der Pflegeltern mühevolle Hut
tut unserm Patienten sichtlich gut!



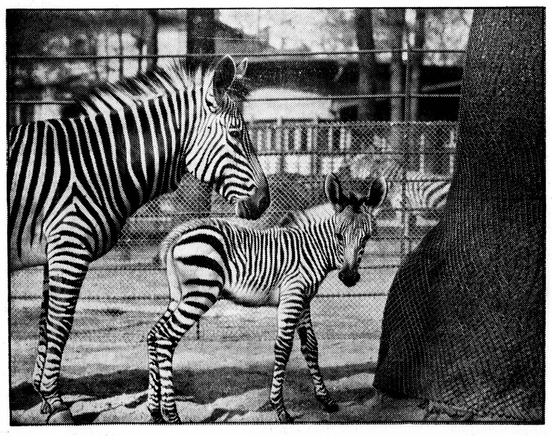
Die jungen Küken

Erst vor Tagen aus dem Ei gekrochen.
„O, wir haben's herrlich weit gebracht!
werden große Dinge schon besprochen.
Finden schon die Körner aus dem Dreck . .“
Sicherlich hat eines grad gedacht:
– Das hat jeder wohl am ersten weg!



Das Elefantenbaby

Kluge Eltern scheuen nie Beschwerden,
Daß die Kinder etwas Ordentliches werden.
Also lernt hier – wenn auch unter Fauchen –
Orje seine Glieder zu gebrauchen;
Auf der Tonne muß es aufrecht sitzen,
sowas kann – wer weiß – ihm später nützen!



Vornehme Gesellschaft

Hier sieht man zwei Damen, wunderschön,
still im Sonnenschein spazieren gehn.
Gnä' Frau Zebra (mit dem strengen Blick!)
lehrte Fräulein Tochter Scharm und Schick.
Wie sich's ziemt, wenn man so schönes Kleid
tragen darf zur frohen Frühlingszeit.

Das arme Schaf

Der erste Ausgang fiel dem Lämmchen schwer,
Darob beklagte „mäh“-end es sich sehr.
Der Hirte – von Natur ein guter Mann –
nahm sorgend sich des armen Schafes an.
Das schaut verzweifelt um sich in der Welt:
So hat's das Leben sich nicht vorgestellt . .

Photos:
Bavaria (3), Mauritius (2), Presse-Photo (1)

Haus, Hof und Garten

Fortschritte im Gemüsegarten

Durch Züchtung zu neuen und besseren Gemüsesorten

Unsere Ernährung hat sich in den letzten Jahren recht stark gewandelt. Immer mehr Menschen wenden sich von der Fleischnahrung zur Gemüsekost hin. Das bedeutet natürlich auch, daß stärker als bisher Gemüse verzehrt wird. Denn gerade das Gemüse enthält ja so unendlich viel wichtige Aufbaustoffe für den menschlichen Organismus, daß es heute wenige geben wird, die damit nicht mit Freude ihren Tisch bereichern. Vor allem werden dies die Menschen sein, die ein kleines Stück Land ihr eigen nennen. Ueberall rings um die Städte ziehen sich die Laubenkolonien als Ausdruck der Naturesehnsucht des Städters. Ueberall werden mit grenzenloser Hingabe die wenigen Quadratmeter Land bebaut, die Eigentum bedeuten. Hier ist ein gesunder Wettbewerb ausgelöst, jeder will so gutes und so viel Gemüse wie nur irgendmöglich ernten. Der besondere Stolz jedes einzelnen ist es, den anderen überlegen zu sein, ihm mit besseren und ergiebigeren Sorten zu schlagen.

Alle diese Menschen, die auch dem unscheinbaren Gemüse sowohl von der Verbraucher- wie auch von der Erzeugerseite eine neue Bedeutung beimessen, wird am stärksten der Fortschritt, der gerade in der Gemüsezüchtung eingesetzt hat, interessieren. Es ist meist so, daß Fortschritte auf diesen Gebieten gegenüber den großen Ereignissen des Fortschrittes nur so am Rande bemerkt werden. Jeder weiß wohl von Erfindungen auf dem Gebiete der Technik usw., wer aber weiß denn schon von der gewaltigen Arbeit und den Erfolgen, die auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung und hier speziell der Gemüsezüchtung erreicht sind? Und doch gehören hierzu ebensoviel, wenn nicht noch mehr Mühe und Arbeit und ein seltenes Fingerspitzengefühl wie zu großen bekannten Erfindungen.

Diese Neuzüchtungen, die heute überall auf dem Gebiete der Gemüsezüchtungen zu finden sind, machen die Beschäftigung damit lohnender und leichter als früher. Man hat nicht mehr die Sorgen, daß Gemüse z. B. im Garten unschön aussieht, daß der Geschmack nicht bei jeder Sorte den Wünschen des Verbrauchers entspricht usw. Noch leichter ist heute der Gemüsebau geworden durch die Sortenvereinheitlichung. Nicht mehr Hunderte von Sorten mit Phantasienamen gibt es, in denen sich ein Anfänger gar nicht zurechtfindet, sondern durch die Arbeit des Reichsnährstandes sind all diese Sorten vereinheitlicht und nur noch wenige gute Sorten zugelassen.

Wenn man all dieses betrachtet, was an Fortschritt durch die Züchtungen eingetreten ist, so fragt man immer wieder, wie es nur möglich ist, daß die Menschen in ihren Gärten die Fülle der Gemüsefortschritte sich so wenig zunutze machen. Wie ist es möglich, daß man immer wieder Klagen der Enttäuschung hört, daß Gemüse beim Anbau zu viel Arbeit mache usw.? Wer so klagt, der weiß eben nichts von den Fortschritten. Weshalb pflanzt er z. B. nach Grünkohl an, der so weit unten seine Kohlknöspchen ansetzt, daß jedes Kaninchen sich über einen solchen gedeckten Mittagstisch freut? Heute gibt es Grünkohl, der viel hochstieliger geworden ist und darum so weit oben seine Knospen ansetzen kann, daß kein Kaninchen mehr heran kann. Durch diese Hochstieligkeit ist er auch schöner geworden und hat geradezu etwas Palmenhaftes bekommen.

Mit dem Porree ist es fast ebenso. Früher machten solche Beete, wenn sie den Winter hindurch gestanden hatten, keinen erfreulichen Eindruck. Die Blätter waren zerschlissen und wirkten unschön. Heute hat der Porree an Winterhärte so zugenommen, daß er gleichzeitig auch im Winter schön und malerisch aussieht. Durch Züchtung ist es also möglich geworden, Schönheit und Zweckmäßigkeit miteinander zu verbinden.

Noch ein Beispiel dafür: Bohnenbeete sahen früher auch nicht gut aus. Sie wurden bald gelb und unansehnlich. Heute sind Sorten gezüchtet, deren Früchte fast drei Monate lang in frischgrünem Verbrauchszustand bleiben. Jede Hausfrau wird sich heute darüber freuen, denn nun hat sie es nicht mehr nötig, in aller Eile die Bohnen zu verbrauchen oder einzumachen.

Groß ist der Fortschritt auch bei den Salaten. Kam früher einmal eine Hitzewelle, so war es aus mit der Salatpracht. Dann schossen die Pflanzen mit fast militärischer Exaktheit in Blüte und sahen dann auch nicht gerade schön aus. Hier haben züchterische Bemühungen eingesetzt und Salate hervorgebracht, die festgeschlossene Köpfe auch in Hitzezeiten behalten, in denen ja am meisten Bedarf für Salat besteht.

Ueberall, wohin wir im Gemüsebereich blicken, harren unserer Ueberraschungen. Ueberall sind Enttäuschungen weggezüchtet und neue Sorten mit hervorragendem Geschmack und anderen guten Eigenschaften hervorgebracht. Beim Rhabarber z. B. sind drei Sorten gezüchtet, die zeitlich nacheinander folgen und so die köstliche Rhabarberzeit verdreifachen. Bestimmte Karottensorten behalten ihren Frühlingsgeschmack und ihre Zartheit bis zum Ausgang des Winters bei. Winterspinate und edelste Salate zeigen mit all ihren phantastischen Sortennamen die Höhe deutscher Züchtung an. Nicht zu vergessen die Maiserbse, die anderen Erbsensorten weit voraus liegt. „Butterradieschen“ werden jeden, der sie einmal verspeist hat, unvergeßlich bleiben.

Eine neue Welt des Gemüses ist durch Züchterfleiß erschlossen. Eine neue Ernährungsanschauung wird manchen veranlassen, sich mehr als bisher um diesen Fortschritt zu bekümmern. Selbst wer auf kleinstem Raume die Fortschritte in der Gemüsezucht erprobt, wird überrascht sein von all dem Neuen, was sich ihm erschließt.

Frühling bei den Zimmerblumen

Wenn die Sonne wieder höher am Himmel steht, und der Tag wieder länger und heller durchs Zimmerfenster schaut, dann regen sich auch die Zimmerblumen zu neuem Wachstum. Der Winter ist immer eine böse Zeit für unsere grünen Pfleglinge im Zimmer, deren Vorfahren im wärmeren Klima zu Hause sind. Der Lichtmangel läßt die Blätter wenig arbeiten, und dadurch sind auch die Wurzeln z. B. gegenüber größerer Feuchtigkeit empfindlich. Die trockene Luft geheizter Zimmer macht das Laub wenig widerstandsfähig gegenüber den Schädlingen, und „trockene Spitzen“ sind oft nicht zu vermeiden, auch wenn man täglich mit einer feinen Brause die Blätter überprüft. Aber nun im Frühling kann neues Wachstum einsetzen, und Blätter und Blüten können sich von neuem entfalten. Palmen und Kamelien begrüßen die Frühlingssonne mit ihren roten und weißen Blüten. Möglichst in einem ungeheizten Zimmer sind sie überwintert und können jetzt auch in einen wärmeren Raum gestellt werden. Wenn die Blütenblätter abgefallen sind, mag ein Umpflanzen nötig sein. Bei Kamelien jedoch nimmt man das nur jedes alle drei Jahre vor. Bei einem zu häufigen Umsetzen gedeiht wohl die Pflanze, sie blüht dann aber weniger. Im späteren Frühjahr ist es gut, die Töpfe ins Freie zu stellen, und zwar an einen halbschattigen Ort im Garten. Die Töpfe werden etwas eingesenkt, und so kann die Topferde nicht zu schnell und zu scharf austrocknen. Solch Standort im Freien ist den Pflanzen zuträglicher als im Zimmer. Azalen fühlen sich auch in freier Luft wohl. Wir bringen sie nach der Blüte ins kühle Zimmer, alsdann in den Garten, wo sie Sonne gut vertragen.

Ein Frühlingsblüher anderer Art ist die Amaryllis. Sie wird leider nach der Blüte oft nicht richtig behandelt. Gerade wenn die Blüte welk ist, bedarf die Pflanze sorgfältiger Pflege, damit sich das Laub kräftig entwickeln und Nährstoffe bilden kann, um neue Knospen vorzubilden. Eine Düngung ist fast immer am Platze. Wir haben heute ja allerlei gute Blumendünger im Handel. Aber auch eine schwache Jauche aus Kuhdünger ist angebracht, wenn man die Töpfe draußen im Garten an einem geschützten Platz aufstellen kann. Ein richtiges Gießen darf nicht vernachlässigt werden. Die Kalla gehört auch zu den oft falsch behandelten Zimmerpflanzen. Sie blüht meist schon im Winter. Aber nach der Blüte wird das Laub gelb, und nun setzt hier zum Frühjahr eine Ruhezeit ein. Man gießt die Pflanzen ein bis zwei Monate wenig und verpflanzt sie im Zimmer, damit sie dann neu treiben können. Durch diese Ruhezeit, die also ganz anders als bei der Amaryllis liegt, wird die Blütenbildung angeregt.

Die meisten übrigen Zimmerpflanzen sind zufrieden, wenn sie im Frühjahr mit Beginn der Wachstumszeit umgetopft werden. Die Myrte wird in kräftige Erde umgesetzt, ohne daß der Wurzelballen stärker verletzt wird. Die Pflanze verträgt später auch eine Auffrischung im Freien, aber nur an geschützten Ort. Palmen brauchen auch neue Erde. Aeltere Pflanzen werden aber nur etwa alle drei Jahre umgetopft. Sehr wichtig ist ein richtiges Gießen. Vollständiges Austrocknen beantworten die Palmen schnell mit gelben Blattspitzen oder dem Abfterben von ganzen Blättern. Wenn im Frühling keine Fröste mehr zu erwarten sind, dann bringen wir sie ins Freie, aber nicht in die volle Sonne. Unter höheren Bäumen, die sie besonders zur Mittagszeit gut beschatten, sind sie gut aufgehoben. Die Aspidistra oder Plectogyne, eine äußerst widerstandsfähigsten Topfgewächse, will auch etwa in jedem zweiten Frühjahr umgepflanzt werden. Dabei lassen sich große Pflanzen teilen. Aber auch im Frühling stellen wir sie nicht in die volle Sonne. Halbschatten gefällt dieser Pflanze besser. Blattbegonien, auch Schiefblatt genannt, vertragen den Winter oft schlecht. Als wärmeliebende Pflanze stehen sie im Wohnzimmer, und der Blumenfreund wartet meist sehnsüchtig, daß die wärmere Jahreszeit kommt, damit nach einem Verpflanzen in humose Erde neue Blätter zur Entwicklung kommen. Auch für unsere Kakteen ist im Frühjahr die Hauptzeit zum Umpflanzen gekommen. Größere Pflanzen werden aber nicht alle Jahre in einen neuen Topf gebracht. Frühlingsblüher kommen erst nach der Blüte zum Umsetzen. Manche Kakteen standen im Winter ziemlich dunkel, so daß sie der ersten Frühlingssonne nicht zu stark ausgesetzt werden dürfen. Etwas Seidenpapier schützt vor zu kräftiger Besonnung. Das Gießen wird erst allmählich gesteigert und kann nur bei denen, die deutlich neues Wachstum zeigen, etwas reichlicher ausfallen.

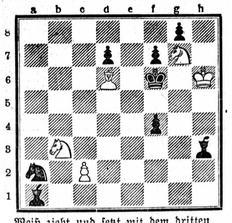
Frühling ist eine schöne Zeit, wenn auch eine Zeit mit viel Arbeit für den Blumenfreund. Aber jetzt zeigt sich, ob die Pflanzen gut durch den Winter gekommen sind und das oft mühsame Gießen, Spritzen, Abwaschen und Nebenlockern im Winter mit neuem Wachstum gut lohnen.

Aus praktischer Schau

Gartenarbeiten, die wir im April nicht vergessen dürfen. Im Laufe dieses Monats können schon die ersten Saaten, entwickeln sich die ersten Pflänzchen auf den Gemüsebeeten. Wir versäumen nicht, ihr Wachstum durch Hacken und rechtzeitiges Entfernen des Unkrautes zu unterstützen. Dabei gibt es jetzt noch vieles, was auszupfen und zu pflanzen ist. Eine zweite Erbsen-, Karotten- und Spinatsaat wird notwendig, Kopfkohlsamen kommt auf vorbereitete Saatbeete, dazu wird etwas Majoran und Bohnenkraut sowie späte Kohlrabi gesät. Ende des Monats können vielleicht schon die ersten Buschbohnen ausgelegt werden. Im Mistbeet angezogene Kohlrabi und auch Blumenkohl werden auf die Beete gepflanzt. Wir vergessen weiterhin nicht, einige Kürbis- und Gurkenkerne in Blumentöpfe zu legen, die wir z. B. in der Küche an das Fenster stellen können. Im Obstgarten entwickeln sich die Blüten des Kern- und Steinobstes weiter und entfalten sich auch. Damit ist denn auch die Zeit gekommen, in der wir auf Blütenschädlinge und andere Schmarotzer achten müssen. Den frisch gepflanzten Obstbäumen widmen wir unsere besondere Aufmerksamkeit und denken hier auch rechtzeitig an ein Bewässern. — Im Blumengarten haben wir die Buchsbaumeinfassungen geschnitten, die Rosen abgedeckt und den über Winter auf die Staudenbeete gebrachten Dünger untergehackt. Nunmehr können auch neue Stauden gepflanzt werden. Weiter mag ein Umpflanzen und Teilen alter Stauden notwendig geworden sein. Gladiolen sind auszulegen, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht und auch die Tausendschönchen werden als Frühlingsschmuck auf Beete oder als Einfassung gepflanzt. Mohn und duftende Reseda sollen im Sommer nicht fehlen, darum säen wir sie jetzt aus. Säen und Pflanzen sind also die Hauptarbeiten dieses Monats, und wir dürfen nichts von dem vergessen, was wir im Sommer oder Herbst blühen sehen oder ernten wollen bis auf einige frostempfindliche Blumen und Gemüse, die erst im kommenden Monat ins freie Land gesetzt werden dürfen.

Immer abends als Letztes
Chlorodont

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (13): Weiß (5): Kh6; Ld6; Sg7 und b3; Bc2. — Schwarz (8): Kf6; La1 und h3; Sa2; Bd7, f4, f7 und g8.

Buchstabenrätsel.

— — . — — Beleuchtungsgegenstand
— — . — — Singvogel
— — . — — Zeiteinteilung
— — . — — orientalischer Herrscher
— — . — — griechischer Philosoph
— — . — — weiblicher Vorname
— — . — — Naturerscheinung
— — . — — Wendepunkt
— — . — — weiblicher Vorname

Man suche die bezeichneten Wörter, deren mittlere, durch Punkte angedeutete Buchstaben, zu einem Wort verbunden, einen Kalendertag ergeben. — Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind:

l — m — w — s — p — g — w — t — u.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Die Wörter bedeuten waagerecht: 1. heftiger Wind. 4. mittelalterliches Kleidungsstück. 7. Naturerscheinung. 9. Markgraf der Ostmark. 10. Mittelmeerinsel. 11. Vorderwasser. 12. Nebenfluß der Elbe. 13. genießbare Früchte. 14. Nebenfluß der Donau. 15. Naturerscheinung. 18. Ort in Tirol. 22. römischer Gott. 23. Zufluß zum Rhein. 24. Ringschmuck. 25. Teil des Rades. 26. englisches Bier. 27. chinesischer Fluß. — Senkrecht: 1. weiche Speise. 2. Stadt in Schlesien. 3. Nadelbaum. 4. Bezeichnung für Frau. 5. griechischer Gott. 6. Stadt in Schlesien. 8. italienisches Fürstengeschlecht. 9. unhöflicher Mensch. 15. Mädchenname. 16. babylonische Gottheit. 17. berühmter Kaiserdom. — Die Diagonale A—E nennt einen westdeutschen Eisenbahnknotenpunkt, B—F ein mehrstimmiges Musikstück und C—G einen Nebenfluß des Rheins in der Schweiz.

Umwandlungsaufgabe.

Das Wort „Sauregurkenzeit“ soll derartig zerlegt werden, daß daraus vier neue Wörter entstehen, die als Anfangsbuchstaben G — U — S — Z und als Endbuchstaben a — r — t — r aufweisen. Wie lauten die Wörter?

Steigerungsrätsel.

1. **Zur Jagd auf Hasen, Füchse brauchst jeder Weidmann mich,**
   Gesteigert bin 'ne Sängerin und Freundin Goethes ich.
2. **Ich diene, um zu ehren den Mann, der**
   Großes schuf,
   Gesteigert bin ich Handwerksmann, doch Künstler auch von Ruf.
3. **Im Kriege findst du mich, bald bin ich groß, bald klein,**
   Gesteigert dann ein Handwerksmann, wie mag mein Name sein?

Kettenrätsel.

Art — Buch — Gang — Heim — Holz — Lauch — Schau — Schnitt — Spiel — Tier — Ur.

Aus den vorstehenden 11 einsilbigen Wörtern ist durch Zusammenketten die gleiche Anzahl zweisilbiger Wörter zu bilden, und es sind diese dann zu einer Kette zu vereinigen.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sc3—b1, Ke5×d4: 2. Lg5—f6 matt. — a) 1. . . ., Td8×b6; 2. Td1—e1 matt. — b) 1. . . ., b7×c6; 2. Sb1×c3 matt. — c) 1. . . ., Le2—c4 (f3), 2. Sd2—f3 matt. — d) 1. . . ., beliebig; 2. Td1—b5 matt.

Bruchstückaufgabe: Akiba, Muskau, Krempel, Estrade, Aloeger, Tunika, Schalmei, Theodora. — Kursbuch; Baedeker.

Hononym: Senf.

Silbenrätsel: 1. Wiesbaden, 2. Allegorie, 3. Skentor, 4. Mikado, 5. Abl, 6. Neckar, 7. Nonne, 8. Indikativ, 9. Cicerone, 10. Halali, 11. Turban, 12. Abkommen, 13. Urania, 14. Forchheim, 15. Gallert, 16. Ikchia, 17. Emmerich, 18. Basalt. — „Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren!“

Ein langer Schritt. Die Frage, ob man um 12.01 Uhr mittags nur einen Schritt zu gehen braucht, um an den Platz, den man im selben Augenblick betritt, zwölf Stunden früher, nämlich um 12.01 Uhr morgens, zu sein, ist durchaus ernsthaft zu beantworten. Sie läßt sich bejahen, allerdings muß man zu diesem Zweck sich nach dem Nordpol bemühen. Man müßte dort um 12.01 Uhr mittags auf dem — sagen wir — Breitengrad von Greenwich gehen und in gerader Richtung einen Schritt tun. Der Fuß würde auf dem 180. Breitengrad landen. Auf dem Greenwichgrad war die Zeit 12.01 mittags, auf dem 180. Breitengrad ist sie in dem gleichen Augenblick erst 12.01 Uhr nachts.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Abda, 5. Oels, 9. Krieg, 11. Tee, 12. Tanne, 13. Ton, 14. Ennani, 16 Ala, 18. Mil, 19. Kresse, 22. Neb, 23. Anbau, 26. Inn, 27. Niete, 28. Maer, 29. Eger. — Senkrecht: 1. Affe, 2. Ira, 3. Din, 4. Aenes, 6. Ettal, 7. Leoni, 8. Senf, 10. Ger, 15. Maenier, 16. Arena, 17. Lehne, 19. Krim 20. San. 21. Auer, 24. Beg, 25. Ate.

Der Flußübergang: Die beiden Jungen fahren zuerst hinüber. Hans bringt dann das Boot zurück. Dann fährt Mutter Lehmann hinüber, Gerhard bringt das Boot zurück. Dann fahren die Jungen wieder hinüber, Hans bringt das Boot zurück. Darauf fährt Vater Lehmann hinüber. Gerhard bringt das Boot wieder zurück; darauf setzen dann die beiden Jungen endgültig über den Fluß.

Tätigkeitsrätsel: Limonade.

Der Uberpünktliche

Frau: „Also ich verstehe dich nicht, mein lieber Alfred. Du hast mir ganz fest versprochen, spätestens um 9 Uhr zu Hause zu sein, und jetzt ist es gleich 12 Uhr. Man kann sich auf dein Versprechen wirklich nicht verlassen."

Mann: „Aber, liebe Frau, wie kannst du so kleinlich sein, wenn ich nun wirklich neun Stunden zu früh komme!"

★

Stadtkind (das zum erstenmal auf dem Lande ist): „Du, das sieht doch ganz aus wie Rasen."

Landkind: „Na, das ist doch auch Rasen."

Stadtkind: „Das ist nicht wahr. Bei richtigem Rasen sieht immer dran: das Betreten ist verboten!"

Weg mit den Fremdwörtern!

Unbarmherzig heiß fallen die Sonnenstrahlen auf die staubige Landstraße.

Schmiede wischt sich mit dem Taschentuch die Stirn ab und meint: „Das sind heute mindestens 30 Grad Celsius."

„Celsius?" ärgert sich Schmiede. „Mensch, rede deutsch und sage: Hitze!"

Der kleine Rechenkünstler

„Von Berlin nach Luzern sind es 750 Kilometer", sagt der Lehrer. „Eine Brieftaube fliegt in der Stunde 150 Kilometer. Wieviel Stunden braucht sie, um von Berlin nach Luzern zu fliegen? Karlchen!"

„Sieben Stunden, Herr Lehrer."

„Falsch! Dividiere 750 durch 150. Was erhältst du dann?"

„Fünf."

„Siehst du, du kannst ja rechnen! Wie kommst du darauf, daß die Brieftaube sieben Stunden gebraucht?"

„Nu, Herr Lehrer, sie wird sich in Frankfurt e bissel ausgeruht haben."

★

Der Schulrat kam unerwartet in die Schule und in ein Klassenzimmer, wo er einen ihm den Rücken zukehrenden großen Jungen stehen sah, der sehr laut mit den übrigen Schülern schimpfte. Ohne weiteres packte ihn der Schulrat am Kragen, setzte ihn in eine Ecke und sagte: „Jetzt hältst du aber einmal den Mund und bleibst hier ruhig sitzen, bis ich dich rufe." Zu den Schülern sagte er: „Wo ist denn euer Lehrer?" Da schrie die ganze Klasse: „Sie haben ihn ja eben in die Ecke gesetzt!"

★

„Meine Frau hat morgen Geburtstag. Sie wünscht sich etwas über die Hände oder für den Hals."

„Was meinst du zu einem Stück Seife?"

Eine Entschuldigung

Richter: „Sie haben zwölf Dutzend Taschentücher gestohlen. Können Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anführen?"

Dieb: „Jawohl. Ich hatte Schnupfen."

Auch ein Trost

Sie: „Mama ist gar nicht mehr so unbedingt gegen unsere Heirat. Heute sagte sie, so dumm, wie du aussähest, könntest du ja unmöglich sein!"

Silberne Hochzeit

Der Direktor des Theaters erklärte: „Ich bin nächste Woche zur silbernen Hochzeit eingeladen."

„Bei wem?"

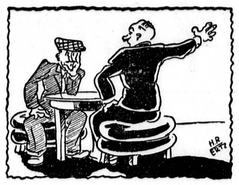
„Bei unserer jugendlichen Naiven."

Seine Hoffnung

Der Arzt zur Patientin: „Sie werden sehen, gnädige Frau, ich mache einen ganz neuen Menschen aus Ihnen!"

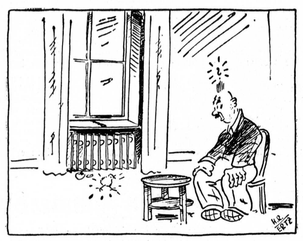
Der anwesende Gatte: „Also, Herr Doktor, was das anbetrifft, ich scheue keine Kosten!"

„Knoten im Taschentuch? Ach — — Waffen und Munition vergessen."



„Du hast wirklich das Känguruh selbst geschossen?"

„Und wie! Du hättest sehen sollen, wie es mit den Flügeln schlug, als es herunterkam."



Nach Ostern . . .

Ich wußte doch, daß ich noch ein Osterei versteckt hatte . . .

„Geld her, oder ich lasse die Maus laufen"

„Ja, mein Junge, ich gehe stets mit den Hühnern schlafen."

„Nanu, Onkel Heini, wie kommst du denn auf die Stange rauf?"

Nicht zu schlichtern

Sie: „Du bist dumm, faul, verschlafen, unzuverlässig, lügenhaft, hast einen schlechten Charakter und . . ."

Er: „Aber liebe Else, hast du schon mal einen Mann kennengelernt, der ganz frei ist von kleinen Fehlern?" (Hjemmet)

Unterschied

„Was ist der Unterschied zwischen Spekulation und Geschäft?"

„Wenn man an einem Geschäft Geld verliert, dann war es eine Spekulation, aber wenn man an einer Spekulation verdient, dann ist es ein Geschäft!" (Morgenbladet)

Er weiß Bescheid

Der Lehrer gibt eine Rechenaufgabe: Klon Neustadt fährt ein Auto um 10 Uhr vormittags mit 50 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde die Chaussee nach Frankfurt hinunter. Um 12.30 Uhr mittags startet ein zweiter Automobilist, dessen Wagen 80 Kilometer in der Stunde zurücklegt, in Neustadt und nimmt denselben Weg. Wo treffen sich beide?"

Moritzchen weiß wieder einmal das Richtige: „Im Wirtshaus, Herr Lehrer!"

Der ehrliche Junge

„Vater, ich habe eine Brieftasche mit Geld gefunden."

„Weißt du, wem sie gehört?"

„Ja. Aber er hat nicht gesehen, daß ich sie aufgenommen habe."

★

Mutter: „Wenn du dich anständig beträgst, bekommst du einen Apfel."

Junge: „Wie lange muß ich mich anständig betragen und wie groß ist der Apfel?"

Der Urlaub des Briefträgers

„Nun, Herr Brand, haben Sie denn während Ihres Urlaubes viel Freude gehabt?"

„Ach, ich wußte nicht so recht, wo ich hinreisen sollte und da habe ich meinem Stellvertreter auf seinen Bestellgängen Gesellschaft geleistet."

Im Badezimmer

„Aber Kinder, was schreit ihr so? Was ist denn los?"

„Wir spielen Schiffbruch, Mama, und Max will nicht untergehen!"

Vorher und nachher

„Wenn du mir einen Kuß gibst, bekommst du zehn Pfennig, Kurtchen! Aber du mußt dir vorher den Mund abwischen!"

„Nachher, Tante!"

★

Ein Mann, der es liebte, seine Frau zu necken, fuhr mit ihr über Land. Unterwegs trafen sie eine Schar Gänse, die beim Anblick des Autos heftig schnatterten. „Sie begrüßen dich", sagte der Mann. „Wohl Verwandte von dir?!"

„Jawohl", antwortete die Frau fröhlich. „Angeheiratete!"

Reis mit Rosinen

Ullmann kommt ins vegetarische Restaurant und bittet den Kellner um die Speisekarte. Der Kellner bedauert, eine Speisekarte hätten sie nicht, aber er wüßte alles auswendig.

„Wieviel kostet Reis mit Rosinen?" fragt der Gast.

„Eine Mark!" antwortet der Kellner.

„Hm, und wieviel kostet er ohne Rosinen?" fragte Ullmann weiter.

„Reis ohne Rosinen kostet eine Mark und fünfzig!"

„Das kann doch nicht stimmen!" ruft der hungerige Gast. „Wie kann denn Reis ohne Rosinen teurer sein als mit Rosinen?"

Der Kellner guckt die Dächsen. „Können Sie sich das nicht erklären? Sie müssen doch einsehen, daß es eine furchtbare Arbeit für uns ist, den ganzen Reis durchzusehen und die Rosinen herauszusuchen!" (Berlingska Söndag)

Rücksichtsvolle Mahnung

Der Schaffner steckte den Kopf in das Nichtraucherabteil, in welchem acht Herren in undurchdringlichem Zigarettenrauch und Tabaksqualm saßen. Der Schaffner räusperte sich: „Meine Herren! Es bestehen zwei Vorschriften für die Bahn. Erstens ist es verboten, in den Nichtraucherabteilen zu rauchen. Zweitens ist es dem Personal untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Das eine dieser Verbote haben die Herren bereits übertreten . . ." (Söndagnisse)

Gegen Darmträgheit nehmen Pfarrer Kneipp-Pillen
Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Edelbuschrosen
20 Stck M. Wahl nur RM 3.–
jede Pflanze m. Namen u. Farbe bezeichnet. Gestiftet in den Farben weiß, gelb, orange, bronze, perlrot, tiefrot, lichtrosa, hochrot, rosa, lachs. Gleiche Überraschungen. Zweifarbe bestellen nach. Bei Nichtgefallen Rücksendung und meine Kosten. Kulturanweisung wird gratis beigelegt.
Ludwig Sontag, Steinfurt 56 über Bad Nauheim
Steinfurter Rosen sind weltberühmt!

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H. Paderborn Te'egramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl Volksbl. Paderborn. Hannover 3304

Zick-Zack-Nähmaschinen
für das Handwerk, besond. preiswert
Ritter
Paderborn
Dom gegenüb.

Aquarien Terrarien Tiere und Pflanzen
i. größter Auswahl bei
A. Dörnken, Leipzig S 3
Tauchaer Str. 32. / Ill.
Preisl. frei Katal.-Nr. 60

Pfennigs Lotzbett!
107 Betten
Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt
Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzerute. Ausk. ert. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 121
Werbung schafft Arbeit!

Kieler Matrosen-Kinderanzüge, Kleider und Mäntel, 3—4 mont. Ratenzahlg. ohne Anzahlg. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis Versand. Angebot u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körpergr. Scheitel bis Fußsohle, Knabe oder Mädchen u. Berul. Marine-Offizierstuche u. Yachtclubserg., licht-, luft-, seeech, farb. Kammgarnstoffe, Triker, Cord, auch Reste! Anzüge, Kostüme, Mäntel, Kleid., Röcke, Hos Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 128

Herdfeger wurde in kurzer Zeit ein Begriff für Güte und Billigkeit!
Höhn's Herdfeger
Herdfeger pützt Herdplatten, Messer, Aluminium

Heiraten
Nettes, hübsches Mädel, alleinstehd. (kath.), 26 J., mit gutem Aussehen, groß vollschl., aus gut bürgerl. Fam wünscht Neigungsehe mit gut situiertem Herrn in sich. Stell. (Wwr. nicht ausgeschl.), evtl. evtl. als Haushalt. Nur reelle ausf. Zuschr. m. B. lind zu richt. unter Nr. 7/141 an „Der 7. Tag", Pbd.

Suche für meine Tochter, 33 Jahre, katholisch, blond, gesund, gut aussehd., im ländl. u. städtisch. Haushalt erfahren, einen Bauer, 28 Jahre alt, kath., aus guter, angesehener Familie, tüchtig im Beruf, wünscht Einheirat auf größeren Hof. Gute Aussteuer und größeres Barvermögen vorhand. Nur reelle ausführl. Zuschriften wenn möglich mit Bild unter Nr 7/146 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Lebensgefährten
in gesich. Arbeitsverhältn. Möbelausstatt., 2000 RM bar vorhand Off unter Nr. 7/145 an „Der 7. Tag", Pbd. täglich, auch Sonntags.

Eheanbahnung erfolgreich, gewissenhaft, diskret. Damen und Herren aller Kreise und Berufe durch Frau Höller-Hagemeister Bielefeld, Ravensbergerstraße 29. Ruf 3441 — Sprechzeit (außer Mittw.)

Schlank
Preisgekrönt im Concours prakt. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos R. Gohl Nürnberg 63/Zg

RHEUMA?
dann ford Sie meinen Gratis-Prospekt. Auch Sie werd dankbar sein. Billig! Unschädlich! OSAV-Vertrieb, Bremen A 31, Postfach 300

Anzeigen
im „7. Tag" haben groß. Erfolg!

Gebild. Fräulein, kath., 37 Jahre, jugendl. Aussehen, häuslich, musikal., naturlieb, wünscht zwecks Heirat Bekanntschaft mit feinsinnig., charakterf. Herrn, passend. den Alters, von sonnigem Gemüt, auch ländl. Umgeb. unter Nr. 7/143 an „Der 7. Tag", Paderb.

Selbst. Schreinermeister mit Landwirtsch., groß. Werkstätte, 31 J., kath., sucht die Bekanntschaft eines Mädels vom Lande zwecks Heirat. Verm. nicht unbedingt erforderlich. Nur ernstgem. Zuschrift., mögl. mit Bild unt. Nr. 7/142 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Für 23.– erhaltet Ihr kraftv. 1 Dusch. 180/180cm mit 3 kg Fed., 2 Kiss. 80/80 cm mit 1 kg Fed., leicht gut, federnd, recht ind. rot od. blau, Fed. daun. gew. Alles was z. Bett geh. find. Sie in uns. Preisliste. Muster kostenl. Nichtg. Geld zur. Josef Christ Nachf. Inh. K. Schwarz Cham 503 Bayr. Ostm.

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh
nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden? Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie einmal eine Zeitlang „Glipsbocalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Glipsbocalin" wirkt nicht nur auswurflösend, schleimlösend, entzündungshemmend und krampfwidrig, sondern es verfügt die angegriffene Schleimhaut mit Gerüst, Aufbau und Panzerstoffen gegen die tödlichen Reize und dient so als wirksames Heilmittel. „Glipsbocalin" ist von Professoren, Ärzten und Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Glipsbocalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabletten RM. 2.74 in allen Apotheken, wo nicht, dann Roten-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift 3 305 a. Dr. phil. nat. Straub

Motorfahrrad RM 148.–
Frontantrieb Außenlistung Beleuchtung
Stricker-Herrenrad geliefert .. RM 36.–
Drei-Sperrenrad mit Fr. R. Br. RM 29.–
Katalog kostenlos
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Stellenanzeigen
haben in dieser Zeitung guten Erfolg!

Es gibt wieder Eier!
In Garantol halten sich Eier über ein Jahr!

Zwei Nummern kleiner
können Sie das nächstemal Ihre Kleider tragen und damit wieder elegant und jugendlich aussehen. Ohne gesundheitsschädigende Hungerdiät — nur mit Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee erzielen Sie gesunde Schlankheit und Jugendfrische. Beginnen Sie bald und trinken Sie Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee täglich — er hat schon Hunderttausenden geholfen!
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM, DOPPELTABLETTEN

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag"; IV. V. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Elchsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

8. Jahrg. – Nr. 16 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 18. April 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Die Meldung". Zeichnung von L. G. Schmidbauer Bavaria-Verlag

Zimpfe

Auf den Geburtstag des Führers freuen sich in ganz besonderer Weise die Zehnjährigen; sie sollen an diesem Tage in die Reihen des Jungvolks aufgenommen werden. Sie erwarten mit Ungeduld die Stunde, in der sie die Uniform anlegen und unter der Fahne des Jungvolks marschieren dürfen. Denn die älteren Kameraden haben ihnen ja das Herz heiß gemacht von all dem, was sie aus dem Dienst, von den Fahrten und Lagern zu erzählen wissen. Von welchen Gefühlen diese Zehnjährigen beseelt sind, das kann man am besten beobachten, wenn sie sich — freiwillig und nur mit Erlaubnis der Eltern — auf den Meldestellen des Jungvolks einfinden.

Es ist nicht übertrieben: eine unbeschreibliche Begeisterung liegt auf den Gesichtern der meist schon ganz strammen Kerlchen. Fragt man sie, worauf sie sich denn am meisten freuen, so lautet die Antwort: auf die Uniform! Den Zehnjährigen der Vor- und Nachkriegszeit lag daran, möglichst schnell einen modischen Herrenanzug mit langen Hosen und Bügelfalten zu bekommen. War der Anzug besonders elegant, so fühlten sie sich höher als diejenigen, die ein Wams von der Stange trugen. Die heutigen Zehnjährigen denken ganz anders. Sie wissen schon: Alle, die den Dienstanzug des Jungvolks tragen, sind gleich. Es gibt keine Söhne aus „besseren Familien". Ob einer das Kind eines Generaldirektors oder eines Arbeiters ist, bleibt gleichgültig. Auch werden im Laufe der Ausbildung nicht die Sprößlinge von hergestellten Vätern zu Jungmotführern gemacht, sondern diejenigen Jungen, die das Zeug dazu in sich haben, denen die Führereigenschaft angeboren ist. Jugend wird von Jugend geführt. Der Stand der Eltern ist aber nicht entscheidend. Die Uniform des Hitlerjungen ist ja auch nicht der Anzug irgendeiner sozialen Schicht oder eines besonders vornehmen Vereins, sondern die Tracht der gesamten deutschen Jugend, die sich um einen Führer freiwillig schart. Sie ist damit das Ehrenkleid der Nation. Und wenn man die Jungen fragt: Was gefällt euch hier in der Meldestelle am besten? so erwidern sie: Die Fahne! Die schwarze Fahne mit dem silbernen Zeichen! — Ganz richtig, sie weht einer Jugendorganisation voran, die in der Welt einzig dasteht. Wie gehen den Jungen die Herzen hoch, wenn sie eine schon „fertige" und eingekleidete Jungvolkgruppe vorbeimarschieren sehen! Das ist eine Einheit, ein Schritt, ein Lied, eine Kameradschaft. Jeden kleinen „Hinwärter" packt der Gedanke: Auch ich werde dieser Gemeinschaft angehören! Wir Alten aber freuen uns beim Anblick so froher und schneidiger Jugend und haben die Gewißheit, daß sie einmal mit gleicher Zuversicht ins Leben zieht und es mit tapferem Herzen meistern wird. Diese Jungens werden sich nicht unterkriegen lassen. Sie werden alle für einander einstehen, weil es ihnen selbstverständlich sein wird, daß alle Deutschen schicksalhaft miteinander verbunden sind.

Freilich müssen auch die Eltern dieser Jugend volles Vertrauen entgegenbringen. Sie können auch unbesorgt sein: Die körperliche Ertüchtigung in der HJ ist keine vormilitärische Erziehung. Unsere Jungen bekommen nicht etwa Gewehre in die Hand gedrückt, sie werden nicht „gedrillt", sie werden nicht im Schießen ausgebildet. Viele der neuen Zimpfe aber werden vielleicht zum ersten Male geboren sein, ohne dafür etwa mit Süßigkeiten oder sonstigen Annehmlichkeiten belohnt zu werden. Sie werden lernen, daß z. B. Essen nicht auf sie wartet, sondern daß sie pünktlich sein müssen. Sie werden lernen, daß eine kleine Schramme am Bein kein Grund zum Heulen ist. Auf Fahrt und im

Wir dienen!

Es war ein Wort von kleinem Klang
und ging in grauem Kleide.
Nun hob es sich zum großen Sang,
nun überflieg es jeden Rang
und strahlt in Gold und Seide.

In jedem Rad es surrt und singt,
es flammt aus Helm und Sense.
Im Flaggentuch so stolz es schwingt.
Es gräbt und wacht und hofft und ringt,
und flicht den Toten Kränze.

Es regt die Hände früh und spat,
und braust im Land wie Bienen.
Es adelt die geringste Tat,
trägt Mann und Weib und Volk und Staat —
das Königswort: Wir dienen!

Karl Burkert

Lagerdienst soll ihnen der Wind um die Ohren wehen. Die Jungen wollen ja so gern über Land marschieren, wollen sich im Wasser tummeln, wollen auf die Bäume klettern, wollen durch den Wald schleichen wie der Jäger und sich gelegentlich auch mal mit einem Kameraden harmlos, aber kräftig raufen.

Der Dienst im Jungvolk paßt sich den natürlichen Forderungen des jugendlichen Körpers an, und niemand wird überanstrengt. Jeder Dienstplan wird vorher mit dem Jungvolkarzt besprochen. Die Märsche sind so eingerichtet, daß alle, auch die weniger Kräftigen, gut mitkommen. Man berät gemeinsam, ob ein Zeltlager bei der Witterung durchgeführt werden kann, ob der ausgesuchte Platz günstig ist, ob man im Freien abkochen kann, welche Kleidung zweckmäßig ist usw. Der Arzt hat überall das letzte Wort. Er kümmert sich um die sanitären Anlagen, er sieht in die Kochtöpfe hinein, und er lehrt in den Feldscher-Kursen die Jugend, wie man sich bei Krankheit oder Gefahr richtig verhält. Es ist der Beginn einer allgemeinen gesundheitlichen Betreuung, die einmal über den Rahmen der HJ. hinausgehen und unser ganzes Volk erfassen wird.

Weltwunder von vorgestern

Sensationen, die man auf den Ausstellungen 1889 und 1900 bestaunte

In Kürze wird die Weltausstellung in Paris ihre Pforten öffnen, um unsere Zeit mit all ihren technischen Errungenschaften widerzuspiegeln. Es ist im Zusammenhang damit interessant, einen Blick auf die letzten Pariser Weltausstellungen des Jahres 1889 und 1900 zu werfen und die Sensationen, über die unsere Großväter gestaunt haben, zu betrachten.

Sechzig Kanonenschüsse eröffneten am 6. Mai um 14 Uhr die Pariser Weltausstellung des Jahres 1889. Sämtliche 22 Eingangspforten zur Ausstellung waren verstopft, galt es doch bei dieser Schau, wie die Zeitungen ankündigten, die „größten Wunder dieser Zeit" zu bestaunen. Man hat die Ausstellung 1889 einen „Triumph des Eisens" genannt. In der Tat hat hier zum erstenmal das Eisen als Baumaterial die wichtigste Rolle gespielt. Man hatte zum Bau des Eiffelturms 7 Millionen 300 000 Kilogramm Eisen verwendet, zum Bau des Industriepalastes 8 Millionen 300 000 Kilogramm und zum Bau der Maschinengalerie 8 Millionen 700 000 Kilogramm.

Der Eiffelturm war damals rot angestrichen, und die Künstler, Schriftsteller und Dichter jener Zeit protestierten lebhaft gegen diese barbarische Farbe. Die Maschinenhalle war von der riesenhaften Statue einer Frau geschmückt, die dem „Dampf" verfinnbildlichte, während die Abteilung „Elektrizität" zwei schöne Frauengestalten zierten, die die beiden Stromarten — Gleichstrom und Wechselstrom — personifizieren sollten. Großes Staunen erregte die „Kairo-Straße", die eine Hauptattraktion der Ausstellung bildete. Man fühlte sich in ihr unter den Tabakverkäufern und Eselstreibern wahrhaftig nach Aegypten versetzt. Eine andere Sensation war die Darstellung der menschlichen Wohnung im Verlauf der Zeitgeschichte, angefangen mit der „Originalhöhle der Troglodyten", um die ein Dornenverhau gezogen war.

Am Dienstag, dem 20. April, begeht der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler seinen 48. Geburtstag. Dankbar schaut das deutsche Volk innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen an diesem Tage zum Führer auf, dessen stetssichere und entschlossene Politik Deutschland von der Not der Arbeitslosigkeit befreit und der Nation die Freiheit, die Gleichberechtigung unter den Völkern und hohe Geltung in der Welt zurückerobert hat. (Weltbild, K.)

Anläßlich dieser Ausstellung wurde die erste elektrische Straßenbahn eröffnet; sie ging von Pantheon nach Courcelles und soll die Omnibuspferde furchtbar erschreckt haben. Unglücklicherweise erlitt diese Bahn gerade in dem Augenblick, als sie der Schah von Persien zu einer Fahrt bestiegen hatte, einen Kurzschluß und rührte sich einen Tag lang nicht mehr von der Stelle. Großes Aufsehen erregte auch eine von Oesterreich gezeigte 6 Meter lange, dünne Goldkette, die so fein gearbeitet war, daß man sie zusammenballen und in einen gewöhnlichen Fingerhut stecken konnte. Die Hauptsehenswürdigkeit der Gartenbauausstellung war eine 231 Meter lange Liane, die eigens von den Ufern des Amazonenstroms nach Paris gebracht worden war, und 374 Kilogramm wog.

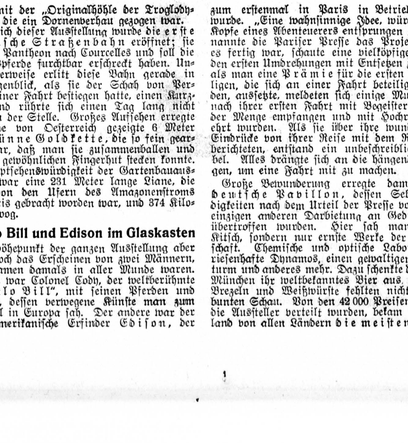
Buffalo Bill und Edison im Glaskasten

Den Höhepunkt der ganzen Ausstellung aber bildete doch das Erscheinen von zwei Männern, deren Namen damals in aller Munde waren. Der eine war Colonel Cody, der weltberühmte „Buffalo Bill", mit seinen Pferden und Cowboys, dessen vermeintliche Künste man zum erstenmal in Europa sah. Der andere war der große amerikanische Erfinder Edison, der selbst einen Phonographen und einen „telephonischen Apparat" auf der Ausstellung vorführte. Edison stieg persönlich auf die Spitze des Eiffelturms und ließ dort von einem Phonographen die amerikanische Nationalhymne ertönen. Der Andrang der Schaulustigen auf diese beiden Männer war so groß, daß man sich nicht anders helfen konnte, als sie in einen eigenen großen Glaskasten zu setzen, in dem man sie betrachten konnte, ohne daß sie durch die drängende Menge belästigt wurden.

Die Ausstellung des Jahres 1889 wurde von der des Jahres 1900 an Pracht fast noch übertroffen. Die Dekorationen und Bauten waren so phantastisch, daß die Zeitungen diese Aufmachung einen „Triumph der Phantasie und der Sinnlosigkeit" nannten. Man kombinierte indisch-russische Stilarten mit Schweizer Glockentürmchen und Karton-Minarets, es war ein wahres Mischmasch von Stilen — fritzig verziert und ins Riesenhafte vergrößert dem der Volksmund den bissigen Namen „Makkaroni-Stil" gab. Immerhin gab es auch auf dieser Schau beachtliche technische Sensationen zu sehen.

Tagesreisen in der Untergrundbahn

Das sensationellste Ereignis war die Eröffnung der Untergrundbahn. Manche Leute aus der Provinz mißverstanden die Sache. Da man auf der Pariser Untergrundbahn bekanntlich nur für den Eintritt bezahlt und das Umsteigen unter der Erde nichts kostet, wurden Familien aus der Provinz beobachtet, die ganze Tage lang ununterbrochen von der Porte Maillot nach Vincennes fuhren und zurück, nur weil es so „schön" war. Die Untergrundbahn jedoch wurde fast noch übertroffen von dem „Riesenrad", das heute das Wahrzeichen des Wiener Praters ist, damals jedoch



gefahren mit der „Originalhöhle der Troglodyten", um die ein Dornenverhau gezogen war.

Anläßlich dieser Ausstellung wurde die erste elektrische Straßenbahn eröffnet; sie ging von Pantheon nach Courcelles und soll die Omnibuspferde furchtbar erschreckt haben. Unglücklicherweise erlitt diese Bahn gerade in dem Augenblick, als sie der Schah von Persien zu einer Fahrt bestiegen hatte, einen Kurzschluß und rührte sich einen Tag lang nicht mehr von der Stelle. Großes Aufsehen erregte auch eine von Oesterreich gezeigte 6 Meter lange, dünne Goldkette, die so fein gearbeitet war, daß man sie zusammenballen und in einen gewöhnlichen Fingerhut stecken konnte. Die Hauptsehenswürdigkeit der Gartenbauausstellung war eine 231 Meter lange Liane, die eigens von den Ufern des Amazonenstroms nach Paris gebracht worden war, und 374 Kilogramm wog.

Große Bewunderung erregte damals der deutsche Pavillon, dessen Sehenswürdigkeiten nach dem Urteil der Presse von keiner einzigen anderen Darbietung an Gediegenheit übertroffen wurden. Hier sah man keinen Kitsch, sondern nur ernste Werke der Wissenschaft. Chemische und optische Laboratorien, riesenhafte Dynamos, einen gewaltigen Leuchtturm und anderes mehr. Dazu schenkte die Stadt München ihr weltbekanntes Bier aus, auch die Brezeln und Weißwürste fehlten nicht in der bunten Schau. Von den 42 000 Preisen, die an die Aussteller verteilt wurden, bekam Deutschland von allen Ländern die meisten.

Dies nebenbei

Auf wieviele Menschen kommt in den einzelnen Ländern Europas ein Badezimmer? Mit dieser interessanten Frage beschäftigt sich eine soeben in London erschienene Statistik, die zugleich ein interessantes Licht auf die Zivilisation in den einzelnen Staaten wirft. An erster Stelle in dieser Badezimmerstatistik stehen England und das Deutsche Reich. Sie weisen 31 bzw. 26 Badezimmer für je tausend Einwohner auf, und sind demnach, wenn man so will, die „reinlichsten" Länder Europas. Es folgen die Schweiz mit 21, Dänemark mit 20, Holland mit 19 und Belgien mit 18 Badezimmer auf je tausend Einwohner. Erst an achter Stelle folgt Frankreich mit 14 vor der Tschechoslowakei mit 10 Badezimmern. Norwegen hat 8, Ungarn 7, Italien 6, Polen und Spanien je 5, Portugal 4, Griechenland 3, Rumänien und Jugoslavien endlich ein Badezimmer für je 1000 Einwohner, wie die Londoner Statistik feststellt. Der Vollständigkeit halber sei hier auch noch Sowjetrußland angeführt: hier kommt nach dem neuesten Stand ein einziges Badezimmer auf je 10 000 Bewohner. Freilich darf man diese „Badezimmerstatistik" nicht absolut als einen Gradmesser der Kultur eines Staates werten, denn schließlich ist Kultur kein absoluter Begriff, sondern vielmehr gebunden an die Eigenart eines Volkes. Dazu kommt noch, daß ein Staat, in dem sich nur wenige größere Städte befinden und in dem die Mehrzahl der Bevölkerung Landwirtschaft betreibt, ganz naturgemäß nie so viele Badezimmer aufzuweisen haben wird, wie ein großer Industriestaat. Wir wollen hier noch zwei außereuropäische Ziffern nennen: In den Vereinigten Staaten entfallen auf je 1000 Menschen 35 Badezimmer und in Japan, das auch auf diesem Gebiet große Fortschritte macht, 12 Badezimmer.

✶

Das norwegische Parlament hat dem kleinen Prinzen Harald zur Taufe einen prachtvollen silbernen Bierkrug geschenkt. Die Abgeordneten haben sicher nicht daran gedacht, daß dieses hübsche Angebinde einen wahren Sturm im Wasserglas — oder besser gesagt: im Bierkrug — zur Folge haben könnte. Die norwegischen Abstinenzler — in Norwegen ist die Zahl der Alkoholgegner ziemlich groß, die Abstinenzler haben sogar ihre eigene Tageszeitung — haben sich nämlich über das Taufgeschenk des Parlaments außerordentlich empört und in ihrem Blatt lebhaft gegen den Bierkrug protestiert. „Man muß sich einmal vorstellen", sagen die norwegischen Alkoholfeinde, „daß der Erbprinz groß wird und dann über seine Taufgeschenke und ihre kulturelle und moralische Bedeutung nachdenkt. Was mag er dann über den im Namen Norwegens geschenkten Bierkrug denken? Ein gewöhnliches und vulgäres Geschenk, das für einen gewohnheitsmäßigen Biersäufer passen würde, nicht aber für einen Erbprinzen, der eben zur Taufe getragen wurde." Das Parlament geriet durch diesen Angriff, der so unerwartet kam, in keine geringe Verlegenheit, und ein Abgeordneter hat dieser Tage in einer scherzhaften Entgegnung versichert, der Erbprinz werde gewiß bis zu seiner Volljährigkeit aus dem ihm geschenkten Krug nur Milch trinken . . .

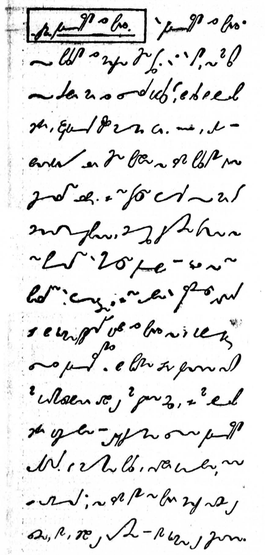
✶

In der Normandie ist es eine alte Sitte, die Gebühren für die Wiesenbenutzung auf eine sonst unbekannte Weise abzustufen. Häufig kann man am Rande der Landstraße auf einem Schild die folgende Inschrift lesen: „Hier können Pferde weiden. Pferde mit kurzem Schweif 2 Franken, Pferde mit langem Schweif 3 Franken." Wenn man sich über diese merkwürdige Unterscheidung wundert, so erhält man von den Bauern die Erklärung: Ein Pferd mit ein m langen Schweif ist ein teuerer Kostgänger, denn es frißt viel schneller. Wenn sich Fliegen auf ein Pferd mit kurzem Schweif setzen, muß es sie mit dem Kopf verjagen und kann währenddessen nicht fressen. Ein Pferd mit langem Schweif vertreibt die Fliegen mit dem Schweif, ohne das Maul von der Weide zu heben. — Man sieht, es steckt ein tiefer Sinn in alter bäuerlicher Weisheit.

✶

Im Juni dieses Jahres wird England eine große Antarktis-Expedition ausrüsten, die zwei Jahre lang im Südpolgebiet bleiben soll. Dr. Ernest W. Walker, der Leiter dieser Expedition, an der sich 32 Antarktisforscher beteiligen, ist auf den Einfall gekommen, eine Anzahl Frauen auf diese Reise mitzunehmen, aus der Erwägung heraus, daß die männlichen Mitglieder hinsichtlich ihrer Verpflegung und der Instandhaltung ihrer Kleidung viel besser versorgt seien, wenn sich diese Dinge in den Händen von Frauen befänden. Der Aufruf, den Dr. Walker an die Oeffentlichkeit erließ, hatte einen überraschenden Erfolg. Nahezu 1300 Frauen aus allen Teilen Großbritanniens hatten sich innerhalb von wenigen Tagen bei der britischen Antarktis-Expedition gemeldet und waren bereit, zwei Jahre im Südpolgebiet zuzubringen. Die jüngste der Bewerberinnen war eine 17jährige Kunstreiterblerin, die älteste eine 62jährige Köchin. Die Expedition ist jedoch gar nicht dazu gekommen, die Bewerberinnen auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Die Teilnehmer hatten sich nämlich inzwischen entschlossen, entgegen den ursprünglich befaßten Plänen „unbemannt" zum Südpol zu fahren, und so erhielten in diesen Tagen 1300 enttäuschte Frauen und Mädchen ein höfliches Schreiben, daß man auf ihre Dienste bei der Südpol-Expedition leider verzichten müsse. Wie man hört, war es in dieser Frage unter den männlichen Teilnehmern der Expedition zu wochenlangen Auseinandersetzungen gekommen, bis man sich endlich entschloß, auf weibliche Begleitung zu verzichten.

Kurzschriftnahe

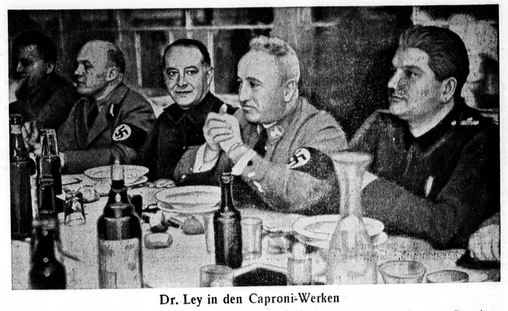


Zum Geburtstag des Führers

Der Geburtstag des Führers ist ein Festtag des ganzen deutschen Volkes. Er ist der Tag, an dem sich ein jeder mehr als sonst bewußt wird, daß erst durch Adolf Hitler die Wiedergeburt Deutschlands möglich war. Die Liebe und Dankbarkeit aller Deutschen finden an diesem Festtage ihren schönsten Ausdruck. In den Straßen wogt ein Meer von Hakenkreuzfahnen, Hoheitszeichen prangen an den Fronten der großen Gebäude und überall an den Fenstern der Wohnungen, in den Läden der Geschäftshäuser erinnert uns das blumengeschmückte Bild des Führers an die Bedeutung seines Geburtstages. Da fliegen unsere Gedanken nach dem Berchtesgadener Land zu dem stillen Hause, in dem Adolf Hitler bescheiden und zurückgezogen seinen Geburtstag verbringt. Wir möchten fast die Kinder beneiden, denen es vergönnt ist, an diesem Tage den Führer ganz nahe zu sehen, ihm die Hand zu reichen und ihm Blumen zu schenken.

Der Führer bei Geheimrat Kirdorf

Um dem 90jährigen Wirtschaftsführer zu seinem Ehrentage den Adlerschild des Deutschen Reiches selbst zu überreichen, begab sich der Führer und Reichskanzler zu dem alten Parteigenossen nach Mülheim/R. Am Familientisch im „Streithof". Der Führer und Dr. Goebbels mit Geheimrat Kirdorf, Frau Kirdorf und seinem Urenkelkind. (Weltbild, K.)



Dr. Ley in den Caproni-Werken

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley stattete den Flugzeugwerken von Caproni in Mailand einen Besuch ab, wo unser Bild während einer Betriebsfrühstückspause aufgenommen wurde: Dr. Ley mit dem Präsidenten Cianetti (rechts) und dem Leiter der Werke Caproni (links). (Weltbild, K.)

Der große Kampf auf der Eilenriede

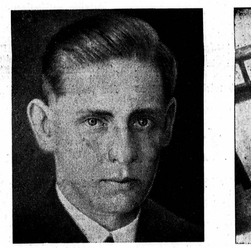
Die beiden BMW.-Fahrer Gall und Ley kämpften zum Schluß ging Gall an den führenden Ley (links) 20 Runden miteinander überlegen an der Spitze. Erst vorbei und siegte um einige Meter. (Schirner, K.)

Deutsche Arbeiter beim Comité France-Allemagne

Das Comité France-Allemagne gab zu Ehren der am Bau des Deutschen Pavillons tätigen deutschen Arbeiter einen Empfang. — In der Mitte von links: Stadtrat Graf de Castellan, der deutsche Botschafter Graf Welczek, der Präsident des Comité France-Allemagne, Scapini, (Weltbild, K.)

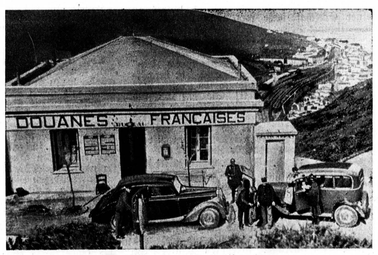
Reichsminister Rust in Athen

Reichsminister Rust besichtigt mit dem Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Dr. Wrede, die Akropolis. — Reichsminister Rust und Dr. Wrede (ohne Hut). (Weltbild, M.)



Prinz Nikolaus aus der Königsfamilie ausgeschlossen

Im königlichen Schloß zu Bukarest trat unter Vorsitz König Carols ein Kronrat zusammen, um den Ausschluß des Bruders des Königs, Prinz Nikolaus, aus der Königlichen Familie zu beschließen. Der Prinz war im Jahre 1931 die Ehe mit der bürgerlichen Frau Dumitrescu eingegangen und hat trotz aller Vorhaltungen der Regierung erklärt, an seinem Beschluß festzuhalten. Auf Grund einer gesetzlichen Bestimmung ist er durch den Kronratsbeschluß dieserhalb aller seiner Rechte und Vorrechte als Mitglied der Königlichen Familie für verlustig erklärt worden. (Erich Zander, Archiv, K.)



Der Sitz eines Kontrollpostens

Blick auf ein französisches Grenzwachthaus, in das jetzt eine der Kontrollstellen an der spanischen Grenze hineinverlegt wurde. Autofahrer werden sorgfältig untersucht, ehe sie die Straße nach Barcelona passieren dürfen. (Weltbild, K.)

Die „Goldene Rose" für Italiens Königin

Papst Pius XI. hat in der Paulinen-Kapelle des Königlichen Schlosses der Königin von Italien und Kaiserin von Aethiopien durch den Nuntius Borgoncini Duca eine „Goldene Rose" zum Gedenken an das 40jährige Hochzeitsjubiläum des Königspaares überreichen lassen. Unser Bild zeigt Nuntius Borgoncini Duca mit seiner Begleitung, rechts wird die „Goldene Rose" getragen. (Scherl Bilderd., K.)

Das Flugzeug „Gotteswind"

Die japanischen Flieger Masaoki, Jimuna und Kenji Tsukagaski trafen am Freitag um 16.30 Uhr (MEZ) mit ihrem Eindecker „Gotteswind" auf dem Londoner Flughafen Croydon ein. Sie haben die rund 16 000 Kilometer lange Strecke von Tokio nach London ohne Zwischenfall in der Rekordzeit von 94 Stunden 18 Minuten zurückgelegt. Damit haben sie ihr ursprüngliches Vorhaben erfüllt und in weniger als 100 Stunden die englische Hauptstadt überreicht. (Scherl Bilderdienst, K.)

Wahlsieger van Zeeland

Brüssel war am Sonntag der Schauplatz einer der seltsamsten Wahlen, die die belgische Geschichte kennt. Ursprünglich die Teilwahl der belgischen Hauptstadt, war sie mehr als einfache Wahlhandlung zur Bestimmung des Nachfolgers für den freigewordenen Rexistensitz im Parlament. — Hier verläßt Ministerpräsident van Zeeland sein Wahllokal. (Pressephoto, K.)

Mariechen

Von Ehrich Körding

Durch verschlammte Gräben, unter deren Holzraster das trübe Lehmwasser steht, ist die Ablösung nach vorn gestolpert, durch graue Dunkelheit, die feucht und kühl über der schwarzen, müden Erde liegt. Nur die vorn tuselnd emporsteigenden Leuchtkugeln werfen ihren krankhaft blassen Lichtschein über das zerklüftete, verwüstete Gelände, durch das die Gräben ihre Schlangenlinien ziehen. Ueberall glitzert Wasser, glänzt und schimmert es feucht.

So, nun ist man vorn. Flüsternd verteilt der Zugführer die einzelnen Gruppen auf die niedrigen Unterstände. Unterdrücktes Husten und Sprechen erklingt, Metall klirrt, Füße scharren und schlürfen. Hin und wieder erglimmt schwachrötlicher Lichtschein, wenn die kleinen Türen zu den Unterständen geöffnet werden, oder jemand, tief in eine Ecke geduckt, sich Pfeife oder Zigarette anzündet.

Die Gruppe Sonntorf bezieht sich in den ihr schon bekannten und lobsingen zugleich den Unterstand Nummer 7, gleich neben dem großen Betonbunker C, der wuchtig und vertrauenerweckend dasteht.

Nach während der Uebernahme des Unterstandes und seines Inventars, drängt sich ein Mann nach vorn, unterdrückt fragend: Is Mariechen noch da? Is se jesund, nischt passiert?"

Es ist Bußmann, der Berliner, von dem sie sagen, er hätte eine Schnauze wie ein Schellfisch, und ein Herz wie ein Backfisch. Beides ist wohl ein wenig übertrieben, stimmt aber doch ziemlich.

„Mensch, Bußmann, können Sie damit nicht noch einen Augenblick warten?" verweist ihn der Gruppenführer, Unteroffizier Sonntorf, seine Vorgesetzte. Eine gedämpfte Stimme und dem Unterstand aber gibt schon die Antwort:

„Alles in Ordnung mit Mariechen — sie wird immer dicker!"

Bußmann seufzt erleichtert auf: „Na, denn is jut, ick hab' immer Angst, ihr kann doch mal wat passieren."

Inzwischen ist die Uebernahme erfolgt, die Wachen sind abgelöst, die Leute betreten den kleinen, matt erleuchteten Unterstand und legen ihre Sachen ab; sie richten sich, wie man das so nennt, häuslich ein.

„Bußmann!" Der Gruppenführer ruft es ungeduldig. „Zum Donnerwetter, helfen Sie hier erst mal mit und kümmern Sie sich nachher um Mariechen! Die kann auch noch etwas warten!"

„Jawoll!" ruft Bußmann, brummt jedoch vorwurfsvoll hinterher: „Wat heßt denn, kann warten. So'n kleenes Jeschöpf." Wiederholt.

Nun kommt er.

Bald ist die nötige Arbeit getan, und jeder kann sich nun die Zeit vertreiben, wie er will. Einige kriechen gleich hinein in die Kojen, andere wieder setzen sich irgendwo zusammen, sitzen und rauchen, paden und ordnen. Bußmann legt etwas Holz auf den winzigen Kanonenofen.

„Da — se Mensch!" Es ist der neue, Beckmann, eben erst aus irgendeinem Rekutendepot angekommen. „Beinah hätt' ich sie gehabt!"

Wie der Blitz fährt Bußmann herum, springt auf den Rufer zu und reißt ihn von der rohverschalten Wand zurück. Dort ist eine Oeffnung im Holzwerk, ein kleines Fach, wie ein offenes Wandschränkchen.

„Du bläder Anfänger — hett is doch Mariechen! Mach se bloß nich bange, Männeken, sonst — —!" Drohend blitzt er den Rekruten an, der sich erstaunt und beleidigt zurückzieht.

Bußmann aber steht nun an der viereckigen, dunklen Wandöffnung und ruft mit leiser Stimme:

„Mariechen — Mariechen! — Komm man her. Wollst der Lümmel dir wat tun? Na, komm — ick bin et ja, der Bußmann! — — Na, siehste, da biste ja."

Seine grobe Stimme ist ganz zart geworden und lockend, fast wie die einer Mutter, die mit ihrem Kind spricht. „Na, kleenes Mariechen, wie jehts denn? Immer jesund und munter? Alles wieder zur Uberstanden? Hier — mat Scheenes — — hm, der schmeckt?"

So steht der große, breitschultrige Bußmann dort und spricht mit der kleinen Feldmaus Mariechen. Bußmann, der Mann mit der großen Schnauze, der jede Patrouille mitmachen muß, der immer dabei ist, wenn irgendeine mulmige Sache unternommen wird. Der gute Kamerad und zähzornige Raufbold, der Mann, der vorn im Graben großartig ist, im Ruhequartier aber eine Dummheit nach der anderen ausheckt. Ein gefährlicher Kämpfer, der den Feind sucht und findet — und der nun mit leiser, zärtlicher Stimme sich mit Mariechen unterhält, der Feldmaus, die vor ihm in der kleinen, dunklen Oeffnung sitzt, sich hin und wieder rasch das spitze Schnäuzchen putzt, mit scharfen, glänzenden Aeuglein hin und herängst, und sich nicht im geringsten vor dem mächtigen Schnauzbart Bußmanns zu fürchten scheint.

Dumpf klingt von draußen eine Detonation herein, ein leises Zittern durchläuft die Holzwände des Unterstandes, Sand rieselt durch Spalten und Ritzen. Gleich darauf folgt ein zweiter, schwerer Einschlag. Das Licht in der Lampe flackert.

Mariechen hat sich erschrocken zusammengeduckt, die kleinen runden Ohren liegen flach auf dem seidig glänzenden, grauen Fell.

Behutsam streichelt Bußmann mit seinem dicken Zeigefinger das zarte Tierchen. „Na, Mariechen, hatte dich erschrocken, weil die Affen wieder mit ihren Minen schmeißen? Laß man, kennst den Dreck ja schon."

So unterhält sich Bußmann mit der Feldmaus Mariechen. Diese kleine Feldmaus gehört schon längere Zeit zum festen Inventar des Unterstandes Nummer 7. Sie wird von der jeweiligen Mannschaft immer brav und ordnungsgemäß übernommen, verpflegt und gewartet, und dann der folgenden Ablösung wieder übergeben. Die hier liegenden Truppenteile haben den Grabenabschnitt bereits seit vielen Monaten besetzt, liegen vorn fast immer wieder in den gleichen Unterständen. Daher konnte die Freundschaft zu Mariechen solche Formen annehmen. Die Liebe zwischen Mariechen und Bußmann allerdings ist ein Ausnahmefall, über den sogar die ältesten Leute die Köpfe schüttelN.

Während er noch steht und sich mit Mariechen unterhält, peitscht ein Pistolenschuß betäubend durch den engen Raum. Wie ein Scherben ist Mariechen hinter dem Holz verschwunden.

„Verdammte Knallerei!" schimpft Bußmann ärgerlich. „Wieder Ratten?"

„Natürlich, was denn sonst?" kommt es böse hinten aus der achtersten Koje. Gleich darauf knallt es wieder auf. „Ihr verdammten Biester!"

Allmählich wird's dann still in dem Unterstand. Draußen stehen die Posten an den Lüchern oder Scharten, starren in das Dunkel hinein und schießen hin und wieder ihre fahlen Leuchtkugeln über das Zwischenland. Ruhig ist es, selten peitscht ein Gewehrschuß durch das nächtliche Schweigen. Ein milder Nachtwind surrt im verworrenen, Stacheldraht der spanischen Reiter vor den Gräben. —

Plötzlich fährt Bußmann hoch. Was war das? Auch die anderen sind erwacht, bis auf Minster, den Hamburger, der weiterschnarcht, der bekanntlich durch nichts zu wecken ist. Da wieder ein krachender Einschlag, nicht allzuweit entfernt. Minen! Nun wieder, und wieder. Der kleine Unterstand bebt und knistert. Aber die Leute legen sich murrend wieder hin. Das kennen sie ja schon. Wird wohl beim Nachbarn sein — sollen die sich Minen an die Köpfe werfen. Kann jedoch haben sich alle wieder mit ihren Wolldecken zugedeckt, als es ganz in der Nähe mit dumpfem Schlag niederfällt, um gleich darauf donnernd auseinander zu bersten. Der Unterstand wackelt wie ein Schiff in der Brandung. Alle springen auf.

„Schweinerei!" schimpft Winter, der sich als letzter aus einem Berg von Decken herauswühlt und sich die verschlafenen Augen reibt. „Können die einen denn nicht mal schlafen lassen, zum Teufel!"

Nun schlägt es nebenan wieder krachend ein. Man hört das heulende, wimmernde Surren von Sprengstücken und Trümmern, das dumpfschwere Niederfallen emporgeschleuderten Sandes. In kurzen Abständen folgen noch mehrere wuchtige Explosionen.

„Verflucht — das gilt Bunker C, hier neben uns!", knurrt Unteroffizier Sonntorf bissig vor sich hin. „Da können wir auch was abkriegen." Er überlegt kurz. „Alles fertigmachen und abwarten!"

„Det arme Mariechen!" Bußmann steht an der kleinen, dunklen Oeffnung in der Wand und streichelt behutsam den Kopf. Er hat Sorge um Mariechen. Daß ihm selbst etwas zustoßen könnte, auf den Gedanken kommt er gar nicht.

„Wat se nu wull für Angst hat, det kleene Ding."

Plötzlich hault es dicht neben dem kleinen Unterstand auf. Alle taumeln durcheinander. Berstend fährt ein Kaffeerohr Pfiff durch die Unterwand. Aber der Unterstand hält, steht. Es stinkt nach Pulverqualm und fürchterlich. Gasmasken raus! Dann stehen alle und warten. Was wird nun kommen? Ein Volltreffer? Der Befehl, den Unterstand zu räumen?

Aber zur allgemeinen Ueberraschung kommt gar nichts. Kein Minenaufschlag, kein Aufbrüllen — gar nichts. Schweigen. Sonntorf lacht heimlich, dann allmählich beruhigend. Die Leute nehmen die Masken ab, die Luft ist rein. Man legt die Sachen wieder ab, schimpft auf die Idioten drüben, packt sich wieder in seine Koje. Morgen muß der Unterstand überholt und ausgebessert werden. Jetzt erst mal schlafen!

Alle liegen wieder. Nein, Bußmann nicht. Der sieht dort an der Wandöffnung, ruft und lockt leise: „Mariechen — Mariechen!" Er äugt mit schräg gehaltenem Kopf hinter die Planke, wartet. „Wo steckste denn?"

„Natürlich, was denn sonst?" kommt es böse hinten aus der achtersten Koje. Gleich darauf knallt es wieder auf. „Ihr verdammten Biester!"

Allmählich wird's dann still in dem Unterstand. Draußen stehen die Posten an den Löchern oder Scharten, starren in das Dunkel hinein und schießen hin und wieder ihre fahlen Leuchtkugeln über das Zwischenland. Ruhig ist es, selten peitscht ein Gewehrschuß durch das nächtliche Schweigen. Ein milder Nachtwind surrt im verworrenen, Stacheldraht der spanischen Reiter vor den Gräben. —

Plötzlich fährt Bußmann hoch. Was war das? Auch die anderen sind erwacht, bis auf Minster, den Hamburger, der weiterschnarcht, der bekanntlich durch nichts zu wecken ist. Da wieder ein krachender Einschlag, nicht allzuweit entfernt. Minen! Nun wieder, und wieder. Der kleine Unterstand bebt und knistert. Aber die Leute legen sich murrend wieder hin. Das kennen sie ja schon. Wird wohl beim Nachbarn sein — sollen die sich Minen an die Köpfe werfen. Kann jedoch haben sich alle wieder mit ihren Wolldecken zugedeckt, als es ganz in der Nähe mit dumpfem Schlag niederfällt, um gleich darauf donnernd auseinander zu bersten. Der Unterstand wackelt wie ein Schiff in der Brandung. Alle springen auf.

„Schweinerei!" schimpft Winter, der sich als letzter aus einem Berg von Decken herauswühlt und sich die verschlafenen Augen reibt. „Können die einen denn nicht mal schlafen lassen, zum Teufel!"

Nun schlägt es nebenan wieder krachend ein. Man hört das heulende, wimmernde Surren von Sprengstücken und Trümmern, das dumpfschwere Niederfallen emporgeschleuderten Sandes. In kurzen Abständen folgen noch mehrere wuchtige Explosionen.

„Verflucht — das gilt Bunker C, hier neben uns!", knurrt Unteroffizier Sonntorf bissig vor sich hin. „Da können wir auch was abkriegen." Er überlegt kurz. „Alles fertigmachen und abwarten!"

„Det arme Mariechen!" Bußmann steht an der kleinen, dunklen Oeffnung in der Wand und streichelt behutsam den Kopf. Er hat Sorge um Mariechen. Daß ihm selbst etwas zustoßen könnte, auf den Gedanken kommt er gar nicht.

„Wat se nu wull für Angst hat, det kleene Ding."

So unterhält sich Bußmann mit der Feldmaus Mariechen. Diese kleine Feldmaus gehört schon längere Zeit zum festen Inventar des Unterstandes Nummer 7. Sie wird von der jeweiligen Mannschaft immer brav und ordnungsgemäß übernommen, verpflegt und gewartet, und dann der folgenden Ablösung wieder übergeben. Die hier liegenden Truppenteile haben den Grabenabschnitt bereits seit vielen Monaten besetzt, liegen vorn fast immer wieder in den gleichen Unterständen. Daher konnte die Freundschaft zu Mariechen solche Formen annehmen. Die Liebe zwischen Mariechen und Bußmann allerdings ist ein Ausnahmefall, über den sogar die ältesten Leute die Köpfe schütteln.

Während er noch steht und sich mit Mariechen unterhält, peitscht ein Pistolenschuß betäubend durch den engen Raum. Wie ein Scherben ist Mariechen hinter dem Holz verschwunden.

„Verdammte Knallerei!" schimpft Bußmann ärgerlich. „Wieder Ratten

Gläsern und Kisten nicht mehr. Der sonderbare Mensch hatte Geld, richtiges Geld, und er sprach wie andere Menschen. Vielleicht war er nur ein wenig verdreht und übergeschnappt wie so viele Stadtmenschen, die hier vorbeikamen, und bei denen man sich nie auskannte.

Es ging alles so schnell. Der Mann wählte rasch und sicher: Speck und Brot, Büchsen, Tee und Zucker. Da vorn tappte er schon wieder mit hängenden Schultern und den Kopf fast auf der Brust aus dem Dorf hinaus. Nein, diesmal einen anderen Weg, mehr nach Astenberg zu. Wo hauste denn der Mann? Er konnte doch nicht in einer Schneehöhle wohnen. Man mußte vielleicht doch einmal den Landjäger verständigen. Der Mann hatte einen zu finsteren Blick, als daß ein rechtschaffener Mensch dahinterstecken konnte. Natürlich, man mußte den Landjäger aufmerksam machen, ehe irgendwo ein Unglück geschah.

Aber das Geld war echt und klapperte auf der Tisch. Was es alles für Menschen auf der Welt gab . . .

Brot und Speck in kleinen Würfeln und ganz langsam gegessen, stärkt und macht froh. Das Feuer brannte, und das Teewasser zischte. Er schlürfte das heiße Getränk bedächtsam und mit einem lesen Gefühl von Dank. Wie gut, daß man noch lebte, so konnte man doch erst noch seine Aufgabe erfüllen.

Saß ihm nicht Rusch gegenüber und nickte zweimal zustimmend: Es bleibt abzuwarten, wie sich alles entwickelt. Zunächst ist es besser, als ich erwarten konnte!

Das war schon ein Lob, und gleich nach der Mahlzeit saß Martin schon wieder am Tisch, und die Feder lief von selbst, und die Gedanken kamen und gingen wie Feuer und dann wieder wie ein reißendes Wasser. Es knisterte und tröunte, und es wuchs aus der Vernichtung und dem Untergang.

José, der alte Indianer, fürchtete die Götter, die in den Steinen der verzauberten und untergegangenen Stadt hausten. Aber er wich nicht. Er grub und wälzte Steine, er lief und wachte. Gab es denn soviel Treue? Eine Erdhöhle rutschte und stürzte ein. Schon am Boden liegend, stützte er mit dem Rücken Felsen und Haustrümmer, bis Martin endlich zu Hilfe eilte und José und Rusch herauszog. Der Indianer setzte immer wieder sein Leben ein. Martin schrieb, oder es schrieb aus ihm heraus. Unaufhaltsam und von Dankbarkeit und Kraft erfüllt. Sein Blut strömte über die Bogen, nichts war sonst auf der Welt als diese Aufgabe.

Erst als die Dämmerung wieder durch die Scheibe stieg, kehrte er zurück. Er war nicht ermattet und leer. Das Feuer brannte weiter. Die Unruhe vom Herzen, gegen die er sich am Tage wehrte, wuchs am Abend, und zuletzt beherrschte sie ihn in jedem Gedanken: ob sie heute kommen würde?

Hoffnung und Enttäuschung wechselten ab. Er lief in großen Kreisen um die Hütte, sprang wieder durch die Schonung, um die Glieder geschmeidig zu machen, kehrte endlich zur Hütte zurück und wartete. Das Warten stieß ihn in der Hütte herum. Manchmal blinzelte es ihn listig oder spöttisch an, und dann wieder schüttelte es den Kopf: sie kommt nicht.

Da lag zwischen Papieren und Büchern die winzige Armbanduhr. Das Leben war sinnlos geworden, und dann zählte man nicht mehr die Stunden. Das Werk lief längst ab. Der kleine Zeiger glitt nicht mehr rastlos hinter der Sekunde her. Martin trug das silberne Herz der Zeit in der Hand. Unwillkürlich zog er die Feder auf, sofort begann das Zeigerlein seinen Kreislauf: tick tick tick tick . . .

Aus Sekunden wurden Minuten und Viertelstunden. Sie würde auch heute nicht kommen. Warten war nutzlos: tick tick klimmerte das Herz. War es die Uhr oder das Herz hinter den Rippen. Eine Stunde bedeutete sonst viel im Ablauf eines Tages. Jetzt wuchs sie zu einer unruhigen, wartenden Qual. Schweigend und groß rückte der dunkle Wald immer dichter gegen die Hütte. Ueber den Himmel zogen wieder weißgraue Wolken. Vielleicht fielen sie tiefer, schlitzten über den Bergen auf und brachten neuen Schnee.

Die Rehe zogen heute nicht über den Weg. Die Zweige schüttelten sich auch nicht mehr unter der Schneelast. Stille und Schweigen überall. Martin legte das lockende Herz an sein Ohr. Das Schweigen trat zurück, denn rastlos und ermunternd klimmerte das kleine Werk die Sekunden und Minuten.

Man darf auf nichts mehr warten. Das Leben ist da oben im Sporthotel und hinter den Bergen in den Dörfern und in den Städten. Er geht im Kreis um die Schonung und um die Hütte herum. Wie war es denn, wenn viele Menschenstimmen durcheinanderwirbelten. Männerstimmen und von Frauen? Er versuchte sich das Lachen und angeregte Plaudern vorzustellen. Es gelang ihm nicht mehr. Langsam und geschlagen tappte er an der Schonung vorbei durch das Holz auf die Hütte zu.

Da stand jemand vor der Hütte. Ohne Erschrecken wußte er sofort: Sie war also doch gekommen.

„Erwartet?" Martin zuckte unschlüssig die Schulter. „Nein. Ich erwarte niemand."

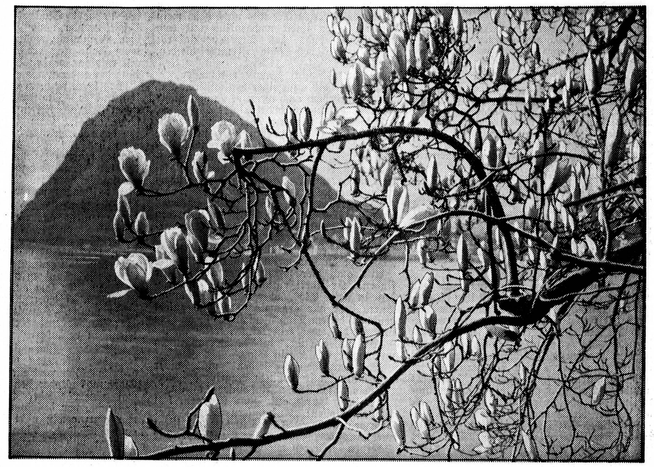
„Grobian!" Wie der Besuch es sagte, ein **freundschaftlicher Stoß. Das hieß: Du kannst ja sagen, was du willst.**

„Ich habe niemand erwartet!" wiederholte Martin noch einmal eigensinnig. Er klammerte sich daran fest, wenigstens den Schein zu wahren.

Der Besuch machte die Bindungen von den Schiern los und stapfte ohne eine Aufforderung abzuwarten in die Hütte: „Schön warm wenigstens. Haben Sie Tee?"

Martin schob die Papiere zur Seite. Natürlich hatte er Tee. Da war auch eine Kerze. Zum erstenmal flammte Licht in der Hütte auf. Die Kerze konnte ihn verraten, sie war doch nur wegen des Besuches gekauft.

„Die Welt sieht beleuchtet ganz anders aus. Auch Ihre." Ihr wollte eigentlich ein



Magnolienblüte am Luganer See

(Mauritius, M.)

spöttisches oder herabsetzendes Wort herausfahren, aber dann besann sie sich rasch, und sie sagte: „Auch Ihre Wohnung!"

Martin antwortete nicht sofort. Das Feuer mußte wieder in Gang gesetzt werden. Er kehrte ihr den Rücken zu. Die Neugierde ließ Ina nicht ruhen. Noch einen Schritt näher an den Tisch heran. Das Licht schwang in einer Flut von Papier. Bogen über Bogen, und jeder eng beschrieben. Ganz dicht vor ihr lag vielleicht das Bekenntnis einer schweren Schuld. Die Beichte eines zerstörten Lebens. Wenn man wußte, was hinter dem Manne lag, gab es vielleicht doch noch einen Weg zurück. Sie würde mit Direktor Wendler sprechen oder mit dem gewaltigen, alles vermögenden Generaldirektor Mohing. Der Weg in das Leben führte über ablenkende und befriedigende Arbeit. Sie wollte alles tun, was in ihren Kräften stand, denn sie verdankte diesem Manne ihr Leben.

Aber da war noch etwas anderes, ein Größeres, eine innere Unruhe, die sie vom Hotel heruntergetrieben hatte, in der Nacht und allein durch einen einsamen Wald. Warum kamen auch am Tage ihre Gedanken nicht von dem enttäuschten und verbitterten Gesicht los. Ein verwilderter Bart wuchs ihm über die Backen, abschichtig wild und ungepflegt. Dabei war der Mann noch jung, sehr jung vielleicht.

„Der Tee!" kam seine Stimme vom Herd her.

„Wozu ist denn der Tisch da?" tat Ina ganz unbefangen. Sie suchte vergeblich zwischen den Papieren einen Platz für den Becher. Dann hob sie die Bogen, legte sie vorsichtig zur Seite und legte sie in Ordnung übereinander.

„So, nun haben wir Platz!" sagte sie ganz ruhig und beherrscht. Zwei Sätze, drei, vier Sätze rissen ihre gespannte Erwartung an sich. Noch einmal und noch einmal hinsehen. In Sekunden entschied sich alles. Rusch und immer noch einmal: Rusch! Amazonas. Urwald. Drei Worte.

Ihre Hand hielt immer noch den Bogen. Sie wollte ihn zu den anderen legen, ganz ruhig und beherrscht tun. Aber das Papier blieb in ihren Händen hängen wie gläubenden Eisen. Der Name Rusch flammte über die Hütte hinweg und bis an die Wolken.

„Der Mann ist tot, das ist doch klar wie irgend etwas!"

Die Stimme Doktor Richters klingt überzeugend, und Burre nickt: „Klar! Der ist tot! Wir sind doch hier mitt im Urwald oder in Bokokuden, wo jemand versteckt gehalten werden kann!" Jasper will nichts von der ganzen Sache wissen und schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Schluß! Was geben uns fremde Männer an!"

Ihre Hand zittert, als sie sich endlich von dem Bogen befreien kann. Mit kleinen unsicheren Schritten tappt sie rückwärts bis zur Pritsche. Ich muß doch etwas sagen. Er darf **nicht merken, daß ich sein Geheimnis kenne.**

Kenne ich denn sein Geheimnis? Ina sah sich ratlos in der Hütte um. Hier haust nun der Mann, der seit Wochen gesucht wird, dem große Ehrungen zugedacht sind und der ein großes Werk zu einem Erfolg geführt hat. Die ganze Welt wartet darauf, Einzelheiten über die Ergebnisse der Expedition zu erfahren, und hier im Schnee und in der Verlassenheit vergräbt sich der Mann. Warum? Immer wieder stellte sie sich die Frage, und sie kam zu keinem Ergebnis.

„Der Tee ist fertig!" wiederholte Martin seine Einladung. Diesmal klang es wirklich wie eine Aufforderung. Er hatte den Besuch ja nicht kränken wollen, so deutete er ihr schweigendes Zurückziehen.

„Ja, ich danke!" Hundert Ueberlegungen zuckten noch einmal in Ina auf. Aber sie bezwang sich. Sie schlürfte den Tee in kleinen Schlucken, begann eine ablenkende Unterhaltung über das Wetter und dann über das Training auf dem Berg. Im Sportbotel seien nun die besten deutschen Abfahrer versammelt. Es werde ein fabelhaftes Rennen. Die Zeiten würden schon jetzt erstaunlich gut herausgefahren . . .

Ob Hans Stenhus auch zu einer Mannschaft gehöre, unterbrach Martin den Redefluß. Das Gespräch lief jetzt auf einem haarscharfen Grat. Wohin würde es abstürzen?

Nicht direkt, eigentlich nur so am Rande. Gute Freunde seien in der einen Mannschaft, und im übrigen habe man ja Ferien.

Welchen Beruf er denn habe? Sonst fragte Martin nie nach persönlichen Dingen, und dieses unerwartete Interesse trieb Ina in die Enge.

Sie wollte unbestimmt und nebenbei antworten, aber Martin sah sie so eindringlich an, daß sie zuletzt die Fabrik nannte, in der sie beschäftigt war.

„Das ist sicher ein großes Büro, und Sie müssen sicher über gute technische Kenntnisse verfügen?"

Ja, ja, das müsse man allerdings. Vielleicht wollte er mit seinen Fragen nur ihrer Neugierde begegnen. Inas Sicherheit kehrte allmählich wieder zurück. Lonsdam saa sie das Gespräch an sich: Ferien sind schön. Man kann sich so richtig ausruhen. Abends tanzen wir dann manchmal. Einer feierte Geburtstag, Burre, der Kapitän von der Mannschaft. Zwischendurch hört man Tagesnachrichten. Ja, gestern abend auch.

Ina holte noch einmal tief Atem vor dem Abfprung. Sie schloß noch einen überlegenen Moment lang die Augen: „Ja, ach so, und dann suchen sie noch immer nach dem verschwundenen Forscher, wie hieß er doch gleich, Rönne . . . Rönnenbeck. Die Polizei sucht ihn immer noch. Erst dachte man, ihm wäre vielleicht etwas zugestoßen, aber seine Freunde glauben nicht daran. Sonderbar genug ist ja das Verschwinden, nicht wahr?"

Das alles hatte Ina ganz rasch gesagt. Ihre Stimme verlor den heiseren Klang: „Nicht wahr?"

Die Frage stand groß und erwartend zwischen ihnen. Martin zuckte nicht einmal, er mußte sich aber gerade wieder um das Feuer kümmern. Das Feuer durfte jetzt nicht ausgehen, denn die Kälte lauerte vor der Hütte. Die Kerze war immer tiefer abgebrannt.

Ina wollte noch sagen: Haben Sie denn kein anderes Licht? Da fiel der Kerzenstumpf zur Seite und erlosch. Es mußte doch etwas gesagt werden. Ina hörte, wie ihr Herz klopfte. Der Mann stand regungslos vor dem Herde, als habe er die Frage **nicht gehört.**

Forts. folgt.

Was geht in Indien vor?

Kampf um eine Verfassung / Indiens politische Entwicklung

Am 1. April ist die neue indische Verfassung in Kraft getreten. Von Anfang an den Widerspruch der indischen Nationalisten herausfordernd, lenkt sie wieder das Weltinteresse auf das englische Dominion im Fernen Osten.

Die Aegypter und Phönizier standen bereits frühzeitig mit Vorderindien im Handelsverkehr, während Griechenland über Indien nur wenig Nachrichten, und auch diese nur über Persien, erhielt. Herodot war nur die Gegend um den Indus bekannt. Erst der Zug Alexanders des Großen ist das Ereignis, was sich geistig genau bestimmen läßt. In der römischen Kaiserzeit bestand dann ein regelmäßiger Handelsverkehr zur See. Den die Flottenstation Abana, das heutige Aden, überwachte. Der Geograph Ptolomäus unterscheidet schon Vorder- und Hinterindien und kennt Java und andere Inseln. Marco Polo erzählt in seinen Reiseberichten Genaueres über das reiche Land, das auch das Ziel von Kolumbus war, als er auf seine Entdeckungsfahrt ging. 1492 landete er auf Guanahani und glaubte, eine indische Insel unfern der Gangesmündung erreicht zu haben. Erst Vasco da Gama fand 1498 den Seeweg nach Indien, und da erkannte man, daß Europa nach Westen hin von Indien viel weiter getrennt sei als in der Ostrichtung. Der Name Indien für die von Kolumbus entdeckten Inseln Mittelamerikas ist jedoch unter der Bezeichnung Westindien bis heute verblieben, während das eigentliche Indien bis in die neueste Zeit als Ostindien von dem anderen unterschieden wurde. Ebenso blieben die Urbewohner des neuen Erdteils die Indianer, zum Unterschied von den Indern, den Bewohnern jenes Wunderlandes im Fernen Osten.

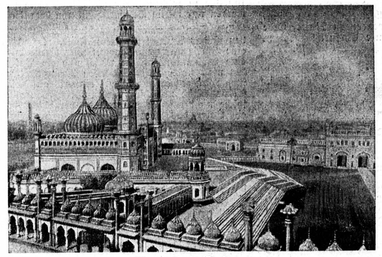
Die neuere Geschichte Indiens setzt mit dem Beginn europäischer Niederlassungen ein. Die Ersten waren die Portugiesen, denen Vasco da Gama den Seeweg gezeigt hatte. Sie verloren ihren Besitz im Jahre 1580 an Spanien, das sich bald mit den Niederlanden und England auseinandersetzen mußte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war England die führende Macht in Indien geworden. Was an dem Besitz ganz Vorderindiens noch fehlte, kam unter den einzelnen Gouverneuren nach und nach unter die Herrschaft des Inselreichs. Die einheimischen Fürsten wurden die Vasallen Englands, mißliebige oder schlecht wirtschaftende wurden abgesetzt. Starb ein Fürst, ohne Erben zu hinterlassen, wurde sein Gebiet eingezogen. Nach erfolgte die Einrichtung eines Staatssekretariats für Indien, und aus dem Generalgouverneur wurde der englische Vizekönig. Die Parlamentsakte vom 29. April 1876 mit der Erklärung der Königin zur „Kaiserin von Indien" ist ein Markstein in der politischen Geschichte des Landes. So war das anglo-indische Reich eine despotische Großmacht unter britischer Oberhoheit geworden mit unlösbarem Zusammenhang mit dem Mutterland und jederzeit bereit, ihre Berechtigung durch Verbesserungen und Neuschaffungen in Landwirtschaft, Verwaltung und Gesundheitswesen zu erweisen.

Ein neuer Entwicklungsabschnitt, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist, und der den Engländern schwer zu schaffen gemacht hat, beginnt mit dem Entstehen einer indischen Nationalbewegung. Die freie Vereinigung indischer Patrioten berief im Jahre 1885 einen Nationalkongreß mit dem Ziel, Indiens Selbstverwaltung und Selbstregierung herbeizuführen. Der Kongreß tagte seitdem alljährlich. Seine Teilnehmer waren überwiegend Hindus, während die Mohammedaner eine eigene Organisation schufen. Das Jahr 1907 leitet unter Earl of Minto als Vizekönig die Aera der politischen Zugeständnisse der britischen Regierung ein. Inder bekamen höhere Beamtenstellen und wurden Berater der Provinzialregierungen. Delhi wurde wieder an Stelle von Kalkutta zur Hauptstadt erklärt, und auch die unter Lord Curzon vorgenommene Teilung Bengalens wurde rückgängig gemacht.

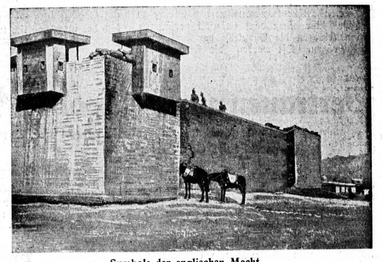
Einen gewaltigen Aufstieg erhielt die nationalistische Bewegung im Weltkriege, vor allem durch den in jener Zeit entstehenden Begriff vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Der vornehmlich hinduistische Indische Nationalkongreß begann mit der Organisation der Moslems seine Zusammenarbeit, der auch die britische Regierung zu weiteren Zugeständnissen veranlaßte. Im Jahre 1921 wurde die neue indische Verfassung eingeführt. Die britische Herrschaft blieb unangetastet, aber die Zulassung von Indern zu Regierung und Verwaltung wurde gesteigert. Neu und für das Land bedeutsam war die Einführung eines Parlaments. Das in der Provinzialverwaltung durchgeführte Regierungssystem war ein Gemisch von absoluter und verfassungsmäßiger Regierung. Ueber 500 Staaten werden heute noch von indischen Fürsten regiert, deren Verhältnis zur Zentralregierung jedoch in bestimmter Weise geregelt ist. Seit über einem Jahrzehnt pflegt der Vizekönig von Zeit zu Zeit einen Fürstenrat, allerdings nur als beratende Körperschaft, einzuberufen, der jedoch von den nationalen Führern des Landes als völlig unzureichend zurückgewiesen wird. „Indien den Indern", das blieb die Losung, der auch Gandhi mit seinen verschiedenen Methoden nächzukommen trachtete.

Am 1. April hat nun Indien seine neue Verfassung bekommen. Sie ist der Beginn eines weiteren Konflikts. Die sorgsam eingegrenzte — um nicht zu sagen beengte — Selbstverwaltung Indiens soll beginnen. Millionen der lendentuchbekleideten Wähler waren an die Urne getreten, um ihre Zettel mit den Kandidaten, auf denen statt des Namens nur Symbole, Schere, Locke, Sanduhr u. a. abgedruckt waren, da die meisten schriftenunkundig sind, abzugeben. Die neue Verfassung ist so organisiert, daß die englischen Gouverneure auch dann weiterarbeiten können, wenn es scheinbar keinen Ausweg mehr gibt. Wenn die gewaltige nationale Kongreßpartei sich nicht an der Regierung beteiligen will, so kann sich der Gouverneur auch an andere Parteien wenden, um mit ihnen zu regieren. Die Provinzialregierungen sollen sich auf die Mehrheit der Provinzial-Landtagsabgeordneten stützen. Andererseits dürfen die Gouverneure jedoch ihr Veto einlegen. Der Konflikt ist bereits zum offenen Ausbruch gekommen, als die Monarchspartei an die Regierung die Frage richtete, ob die Generalgouverneure auf dieses Recht verzichten würden, wenn sie die Provinzialregierung übernähme. Diese Frage ist mit einem glatten Nein beantwortet worden. Die unter der Führung Gandhis in der Kongreßpartei zusammengefaßten nationalen Kräfte haben in sechs indischen Provinzen die Mehrheit errungen. Da diese sechs Provinzen nämlich sehr viel ausgedehnter sind als die restlichen fünf, so beherrscht diese Partei tatsächlich über

Die Ergebnisse der letzten Wahl
Die weiß eingezeichneten Landstriche weisen die Mehrheit der Kongreßpartei auf. Die Minderheit der Kongreßpartei ist schraffiert, die indischen Staaten sind schwarz eingezeichnet

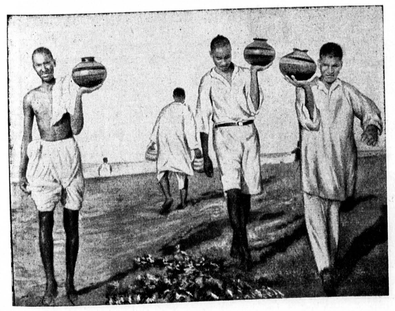


Eine indische Stadt
Lucknow mit dem prachtvollen Tempel



Symbole der englischen Macht
Ein englisches Fort an der indischen Nordwestgrenze

Kampf gegen die englische Herrschaft
Englische und indische Polizisten müssen gegen politische Demonstranten in Kalkutta einschreiten.



Der Fakir von Ipi

Es dürfte wohl die einzige existierende Aufnahme des Mannes sein, der gegen ein Weltreich Krieg führt (Pressephoto, K.)

Bild unten Mitte: **Nur über seine Leiche geht der Weg.** Der Boykott englischer Waren war von jeher das Hauptkampfmittel der Nationalen. Ein Inder legt sich demonstrativ vor einen mit englischen Stoffen beladenen Wagen. — Bild unten links: **Der Salzkrieg:** Anhänger Gandhis schöpfen Meerwasser, um auf primitive Weise das so heiß umkämpfte Salz zu gewinnen.

(Bilder [6] Erich Zander, Archiv, K.)

allem die Hälfte des indischen Gebietes. Die Uebernahme der Aemter in den sechs Provinzen hat die Partei aber als weitere Antwort auf die englische Ablehnung verweigert und damit eine neue kritische Lage geschaffen.

Mahatma Gandhi, der Indiens Freiheit schon jahrelang durch unkriegerische Mittel erreichen will, gehört zwar auch der Kongreßpartei an, seine Taktik wird aber von dieser heute abgelehnt. Der eigentliche Führer der Nationalisten ist Pandit Nehru, dessen Ziel im besonderen darin besteht, die englische Machtstellung, die bisher noch fest gegründet und unbestritten existiert, systematisch zu untergraben. Mit der Vernichtung der Kastenherrschaft verfolgt Nehru sozialistische Tendenzen, die stark an Kommunismus und Bolschewismus erinnern. Es mehren sich Anzeichen, daß es eben nicht nur allein Nationalisten sind, die hier ihren Kampf mit England austragen, sondern daß auch jene dunklen Mächte am Werke sind, die, wie überall in der Welt, das Bestehende stürzen und Tod und Verderben sien wollen.

Die neue indische Verfassung wurde seinerzeit von dem jetzigen Marineminister Samuel Hoare durch das Parlament gebracht. Sie ist in England gegen eine heftige, von Churchill geführte, Opposition durchgekämpft worden, aber die endgültige Befriedung Indiens dürfte sie nicht bringen.

Wohl der Frau

Jung gewohnt – alt getan

Wieder einmal entdeckt die Hausfrau im Brotkasten einige Scheiben vertrocknetes Brot. Sie nimmt es und hat sich schon dem Abfalleimer zugewandt, um die peinlichen Zeugen ihrer Unachtsamkeit schnell und heimlich aus dem Wege zu räumen. Doch da hält sie jäh inne und legt das Brot sorgsam in eine leere Büchse. Ihr fiel ihr fester Vorsatz wieder ein, nichts mehr an Brot im Haushalt umkommen zu lassen, sondern, wenn es bedauerlicherweise nun einmal trocken geworden ist, in anderer Form noch zu verwerten. Für altes Brot gibt es genügend Verwendungsmöglichkeiten. Es kann unter Zusatz von Magermilch zu einer dicken, schmackhaften und sättigenden Suppe verkocht werden. Aus Brot und Obst lassen sich leckere Puddings und Aufläufe bereiten. Hat die Hausfrau aus Achtung vor der köstlichsten Gabe unserer Erde die Einstellung gewonnen, selbst keine Scheibe Brot zu vergeuden, dann hat sie auch die Pflicht, alle ihre Hausgenossen das Gleiche zu lehren. Vor allem darf sie nicht verführen, ihren Kindern die Ehrfurcht vor dem Brote einzuprägen. Oft werden die Kinder durch unvernünftig große Mengen an Frühstücksbrot geradezu verleitet, den nicht verzehrten Rest auf dem Heimwege aus Angst vor Schelte heimlich fortzuwerfen. Auf solche Weise wird ein Kind zur Verachtung erzogen und ihm die Ehrfurcht vor dem Brot genommen. Die Jugend muß verstehen lernen, daß Brot eine Sonderstellung unter allen Nahrungsmitteln einnimmt, denn es bietet die wichtigste und wertvollste Grundlage unserer Ernährung. Jedes Kind sollte darüber aufgeklärt werden, wieviel Mühe und Arbeit des Bauern notwendig ist, ehe eine Scheibe Brot vor uns auf dem Teller liegt. Brot ist die heiligste Gabe des Ackers, es zu mißachten ist Versündigung an Arbeit und Himmelsgunst. Die selbstverständliche Verehrung, welche der Bauer vor dem Brot als dem edelsten Erzeugnis seines unermüdlichen Schaffens hat, muß in jedem einzelnen wachgerufen werden, auch wenn er durch seinen Beruf keinen inneren Zusammenhang mit der fruchttragenden Erde mehr verspürt. Brot muß der Allgemeinheit zum Sinnbild der unerschöpflich spendenden Mutter Erde werden, das unsere ganze Ehrfurcht verdient.

S. W.

Vertrauen zur Zellwolle!

Neue deutsche Faserstoffe setzen sich durch — Schöne und praktische Gewebe

nsk Zum ersten Male ist es gelungen, sämtliche an der Textil- und Bekleidungswirtschaft beteiligten Gruppen in der Textilausstellung zu einer Einheit zusammenzufassen. Ein einziger bilderreicher und lückenloser Tatsachenbericht rollt sich vor unseren Augen ab. Arbeitende, frohe Menschen, riesengroße Turbinenmaschinen in vollem Betrieb und auserlesenes Anschauungsmaterial zeigen Entstehung und Entwicklung der neuen Faserstoffe bis zum fertigen Erzeugnis. Es handelt sich hier nicht um irgendeine von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgehende Textilausstellung, sondern um eine Schau von weittragender volkswirtschaftlicher und kultureller Bedeutung, die sich vor allem an uns Frauen als Verbraucher wendet. Wir wissen, daß die Aufgaben, die der Textilwirtschaft im Rahmen des Vierjahresplanes gestellt sind, ohne eine durchdachte Mitarbeit der deutschen Frauen nicht zu lösen sind. Erzeugen, Schaffen und Verbrauchen gehen Hand in Hand. Einsatzbereitschaft und Verantwortungsbewußtsein ist uns Pflicht und Freude zugleich. Pflicht deshalb, weil wir mit dazu beitragen wollen, die deutsche Textilwirtschaft unabhängig zu machen von unberechenbaren natürlichen und geschäftlichen Krisenschwankungen. Freude deshalb, weil wir stolz sind auf die neuen herrlichen Stoffe, die unseren Bedarf sichern, und die wir deutschem Können zu verdanken haben.

Ein grundlegendes Wort ist den neuen Schöpfungen an Kunstseide und Zellwolle mit auf den Weg gegeben: „Was die Natur uns vorlegte, nachschaffend gebar es der Geist.“

Wenn die Staatsidee beweist, daß Deutschland bis zur Machtübernahme 96 v. H. seines gesamten Rohstoffbedarfs an Textilien aus dem Auslande einführen mußte, so bedeutet das für uns die Verpflichtung, den neugeschaffenen Wandel der Unabhängigkeit, des Bejahens auf eigene Kräfte mit dem ganzen Einsatz unseres Könnens zum weiteren Fortschritt zu verhelfen.

Wir wissen alle, wie lange die Kunstseide um Anerkennung ringen mußte, ehe sie sich durchgesetzt hat. Heute ist sie kaum noch aus unserem Bekleidungsbedarf fortzudenken. Einen ähnlichen Weg geht die Zellwolle, unser jüngstes Erzeugnis aller Spinnstoffe. Schon heute übertrifft ihre Erzeugung fast die der Kunstseide, und Amerika spricht von ihr als der „Sensation 1936“. Aus der Verarbeitung der Zellwolle mit anderen Rohstoffen wie Wolle, Baumwolle, Flachs, Jute und Kunstseide sind textile Prachtstücke entstanden. Stoffe von einer herrlichen Schmiegsamkeit, von einer eigenartigen Schönheit des Gewebes und einem wundervollen unaufdringlichen Glanz, — ganz abgesehen von einem erstaunlichen Farbenreichtum, liegen vor uns ausgebreitet.

Selbstverständlich ist die Eigenart der Faser und Gewebe sachkundig geprüft. Reißfestigkeit und Abnutzung sind erprobt und ganz besonders das Wärmehaltungsvermögen, was von großer Bedeutung für unseren Winterstoffe ist. Jedes wärmehaltende Gewebe muß auch die letzten Bedingungen für luftdurchlässige Stoffe erfüllen — das ist der Zellwolle in vollem Umfange gelungen. Im Hinblick auf die Bewährung im Tragen und Aussehen der deutschen Mischgewebe ist damit wohl auch das letzte Mißtrauen gegen das „unbekannte Neue“ überwunden. Dies gewonnene Vertrauen wirkt sich aber praktisch dahin aus, daß wir beim Einkauf nun nicht mehr ängstlich nach reiner Wolle und den verarbeitenden Rohstoffen fragen. Unsere deutsche Industrie und unser Handwerk haben uns in den neuen Stoffen den Beweis höchsten Könnens erbracht. Nun ist es an uns deutschen Frauen, alles einzusetzen, was wir können, im deutschen Geist und deutschem Schaffen in unserer Zeit zum Siege zu verhelfen.

M. G.

Wenn die Hausfrau krank ist ....

„Mir ist ja so elend! Aber wie kann ich es mir leisten, im Bett zu bleiben?“ Das ist ein Stoßseufzer echt hausfraulicher Art.

Aber wenn die Hausfrau wirklich organisieren kann und rechtzeitig Vorsorge trifft, so ist es nicht allzu schwierig, einmal bei beginnender Grippe zwei bis drei Tage überstehe durchzuführen und nachher wieder frisch und arbeitsfähig zu sein. Vor allem sollte die Frau nicht glauben, daß Mann und Kinder ohne sie völlig hilflos auf den Wogen des Lebens treiben. Bei einer richtigen Haushaltsführung wird der Mann gern die paar Handreichungen tun, die in solchem Falle nötig sind, denn sie werden nur wenig Belastung für ihn bedeuten.

Die Speisekammer mit zahlreichen Konserven ist das Arsenal für solche Fälle. Da steht eine Büchse mit gemahlenem Kaffee ebenso wie eine Büchse kondensierte Milch und ein Paket des nicht unter Alter leidenden Trockenbrotes. Den Kaffee aufzubrühen, einmal auf die frische Milch und die frischen Brötchen (falls solche nicht geschickt werden) zu verzichten, ist ein Opfer, das Mann und Kinder gerne bringen. Wurde das Frühstück verzehrt, sind alle aus dem Hause, so wird sich die Hausfrau für ein Stündchen, warm angezogen, in ihrer Wohnung bewegen können und die Betten machen, nachsehen, ob die vom Gatten in Brand gesetzten Oefen noch in Gang gekommen sind, Geschirr beiseite räumen, kurz — ohne Aufwirbelung einer, Bohnerbesen oder Staubsauger zu handhaben — die Räume ein wenig aufräumen. Dann bereitet sie das Mittagessen vor, was eine Kleinigkeit ist, da sie Konserven in der Kammer hat und der Mann ein wenig Obst mitbringen wird. Aus der Hausapotheke werden die nötigen Mittel entnommen, vielleicht nun ein Umschlag gemacht und das Bett aufgeschüttelt, damit es sich wieder kühl und duftig und des Gatten hat sie nun ein paar Stunden Ruhe. Dann gibt sie ihre Anordnungen für das Wartmachen der Speisen, läßt gleichgültig Wasser zum Abwaschen aufsetzen und gönnt sich ruhig im warmen Bett zu bleiben, selbst wenn draußen ein Teller zu Boden kracht oder aufgeregte Rennerei nach überlaufender Suppe entsteht. Der Hausherr wird feinesfalls daran zugrunde gehen, sondern am Nachmittag werden die Familienangehörigen gemütlich ihren Kaffee trinken und der Mutter vielleicht eine heiße Zitronenlimonade bereiten. Das Abendbrot ist nach der Lösung des Mittagtagesens nur noch eine Kleinigkeit.

Ganz kleine Kinder im Haushalt erschweren dies Programm, das natürlich nicht immer gleichmäßig und nun einfach durchzuführen ist. Aber schließlich ist die Welt in den vier Wänden nicht zuende. Ein Kindergarten, ein Säuglingsheim werden für die Sprößlinge sorgen, und die Mutter hat dabei nach die Erleichterung, zu wissen, daß die Kleinen aus der Ansteckungsatmosphäre der Krankenwohnung entfernt sind. In besonders schwierigen Fällen stellt die NSV. ihre tapferen Hilfskräfte zur Verfügung, haushalts- und kindererfahrene Frauen und Mädchen.

Nur keinen unnötigen Heldenmut.

E. Sch.

Wie bewältigt die Hausfrau ihre Pflichten?

Fleiß allein genügt nicht, um einen Haushalt so zu führen, daß er reibungslos läuft. Um der besonderen Schwierigkeit gerade des Hausfrauenberufes zu begegnen, die darin liegt, daß die Arbeiten meistens nicht geordnet nacheinander, nach Beendigung der einen zur nächsten übergehend, getan werden können, sondern oftmals die Hausfrau gleichzeitig beschäftigen und ihre Kräfte in ganz verschiedener Art beanspruchen (zum Beispiel eine Hausfrau, die Heringe ausnimmt, dabei ihr einjähriges Kind mit den Augen überwacht, im rechten Augenblick zum Herd springt, das mit die Milch nicht überläuft, zwischendurch dem Schornsteinfeger die Tür öffnet, der die Essen fehren will und außerdem noch mit ihrem Großen das kleine Einmaleins übt), um alle diese Vielfalt zu meistern, bedarf es restlich noch einer anderen Tugend, einer noch wesentlicheren: der Besonnenheit. Sie macht das Unmögliche möglich, daß die Hausfrau in jedem Falle die Situation beherrscht. Aber das will gelernt sein!

Die Besonnenheit wird der Hausfrau eingeben, sich eine festgefügte Grundlage der Wirtschaftsführung erst einmal dadurch zu schaffen, daß sie das gesamte Haushaltsgeschehen gründlich organisiert. Dazu gehört die Aufstellung eines Arbeitsplanes, die Einhaltung dieses Planes in großen Zügen, eine vernünftig eingerichtete Wohnung, eine gesunde Geldeinteilung, geeignete Maßnahmen, um die Hausfrau im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte zu erhalten und eine in Rücksicht aufeinander erzogene Familie.

Der Arbeitsplan wird am besten schriftlich gemacht. Selbstverständlich muß er von Zeit zu Zeit neu aufgestellt werden, da sich auch der praktischen Arbeit laufend Verbesserungen oder Aenderungen ergeben, die die ursprüngliche Fassung des Planes umstoßen. Man sollte nicht zu starr oder zu genau sein, etwa alle halbe Jahre den Haushalts-Arbeitsplan von neuem zu entwerfen. Allmählich wird man in dieser Arbeit soviel Uebung gewinnen, daß man ihn nur mehr zu flüchtig benutzt. Genau auf eine schriftliche Planung zu verzichten, empfiehlt sich nicht.

Eine vernünftig eingerichtete Wohnung trägt entscheidend dazu bei, ob die Hausfrauenarbeit auf ein vernünftiges Maß beschränkt bleibt oder sich zur Danaidenarbeit auswächst. Das Fehlen staubfangender Einrichtungsstücke, der Verzicht auf entbehrliche Gegenstände, besonders auf doppelte Garnituren beim Hausrat, die Verwendung guter Materiale bei allem, was mit der Wohnung zusammenhängt, sei es Farbe zum Anstrich von Fenster und Türen, Cocos für die Möbel, Bezugsstoffe und Vorhänge, vereinfachen die Hausfrauenarbeit um ein Vielfaches. Ganz besonders wichtig ist eine sinnvolle Einrichtung der Küche. Das feststehende Inventar muß so angebracht sein, daß noch genügend Stellflächen für die beweglichen Einrichtungsstücke der Küche übrig bleibt. In engster Beziehung zur Arbeitsweise der Hausfrau wird jedem Gegenstand sein Platz angewiesen: das Lebensmittelbrett in Griffbereitschaft über dem Anrichtetisch, eine Messergarnitur über dem Herd, die notwendigen Bürsten über dem Abwaschtisch an einer Hakenleiste, ein größerer Mehls- und Zuckervorrat in den hohen Schubfächern des eigens dafür gearbeiteten Tisches für solche Haushalte, die im großen und oft zu backen haben, ein durchdachtes und bis ins kleinste unterteiltes Materialschränkchen oder «regal für die vielen herrenlosen Gegenstände eines Haushaltes: Schnüre, Zeitungspapier zum Reinigen, Knebel, ungeputzte Schuhe, ein fester Holzkasten für Drogen und Farben, Putzlästen.

Eine gesunde Geldeinteilung. In einem Hause, in dem für die rechtzeitige Beschaffung der Lebensnotwendigkeiten kein Geld vorhanden ist, wird die Hausfrau mit allen ihren Arbeiten stets im Rückstand sein. Sie wird niemals den Monats- oder Wochenbedarf an Mehl, Zucker, Kartoffeln auf einmal decken können und zur Einbringung der vielen kleinen Einzelausgaben zahlloser Besorgungen bedürfen auf Kosten ihrer Zeit und Kraft. Sie wird die Frühjahrsputzlieder der Familie nicht in Ruhe schon im Februar vorbereiten und im März unter Nutzung aller Vorteile in Ruhe fertigstellen können. Sie wird, um den allerletzten Zahltermin der Telefonrechnung wahrzunehmen, sich auf die Bahn setzen müssen zum betreffenden Zahlschalter an einem Tage, wo ihr die Pflichten schon übereich zugewachsen sind. Sie wird sich bestimmt zermürben. Darum ist dieses nötig: daß sie an allererster Stelle es lernt, mit ihren Gegebenheiten zu rechnen und zu wirtschaften.

Der Maßnahmen zur Erhaltung der Körper- und Geistesfrische der Hausfrau gibt es viele. Und nur wenige werden angewandt. Eine vortreffliche vorbeugende ist die, daß man sein junges Mädchen, gleich, ob es sich später einem anderen Berufe zuwendet oder nicht, ohne eine gründliche ein- oder mehrjährige hauswirtschaftliche Ausbildung läßt. Gründliches Können auf allen hauswirtschaftlichen Gebieten erhalten der Hausfrau ihr Gleichgewicht und ihre Selbstachtung und bewahren sie davor, beim Arbeitssturm Schiffbruch zu erleiden. Gründliches Können läßt schnelleres Arbeiten zu, entlastet den Kopf, erhält heiter. Körperliche Frische wird sich die Hausfrau durch Gymnastik, regelmäßige Spaziergänge, sorgfältige flüchtige tägliche Körperpflege mit einfachen Mitteln (mit Wasser, Luft, Bürsten) und durch eine gute derbe Kost zu erhalten wissen. Die geistige Frische jedoch, der so mannigfache gute Eigenschaften zu Nutz und Frommen des Haushaltes, wie Fleiß, Energie, Tatkraft, Ordnungssinn, Umsicht und Arbeitsfreudigkeit, entsprungen, diese zu erhalten, wird nicht nur ihre eigene Sache sein, sondern vielmehr tief verankert sein in ihrer Familie. Die Hausfrau wird sich seitsin frisch fühlen, wenn sie glücklich und harmonisch mit ihrer Familie lebt. Und die Familie wiederum wird der Hausmutter zu dienen wissen, indem sie sich gerne Rücksicht ihr gegenüber auferlegt in unzähligen Kleinigkeiten: die Kinder durch Handtücher und Türgriffe, putzen ihre Schuhe selber, hängen ihre Sachen auf, der Gatte legt sein Rasierzeug fort, faltet die Serviette, nimmt Einkäufe, die auf seinem Arbeitswege liegen ab, repariert allenthalben. Da gäbe es noch vieles aufzuzählen, aber was wäre das nötig! Der Hausmutter zu dienen, beinhaltet genug, daß sie frisch und froh bleibt, dazu ist man ja freudigen Herzens bereit.

Ilse Deike.

Siedler-Wohnküche. Sitzbank als Truhe. Stühle Binsengeflecht. Bodenbelag Manillahanf. Handgewebter Wandbehang. (Die Heimgestalter.) (Deike M)

Verkanntes Nahrungsmittel

Die Magermilch in der Volksernährung

nsk Der Wert der Milch liegt in ihren Nährstoffen: Eiweiß, Fett und Milchzucker, und in ihren ergänzenden Stoffen, den Mineralsalzen und Vitaminen. Die Magermilch enthält sie alle außer Fett. Darum verdient sie weit größere Beachtung, als ihr bisher zuteil wurde.

Wozu sollte sich Magermilch verwenden? Einmal und hauptsächlich zur Käsebereitung und Quarkherstellung, in der Küche aber auch frisch oder als Magermilchpulver. Als Trinkmilch und Beigabe zum Kaffee bohauptet die Vollmilch ihren Platz. Aber zum Kochen von Milchspeisen, Suppen, Breien, Süßspeisen und Getränken ist die Magermilch billiger und doch hochwertig. Anderdem hat sie einige besondere Eigenschaften, die viel zu wenig bekannt sind: Sie löscht den Durst viel besser als Vollmilch (gemischt mit Fruchtsäften ganz besonders gut) und läßt sich zu Schaum schlagen, wenn man sie mit Mehl, Gries, Kartoffelmehl oder Gelatine gebunden hat. Diesen Schaum kann man als Grundlage zu den Süßspeisen nehmen, zu denen man sonst Eier und Schlagsahne genommen hätte.

Große Butterersparnis bedingt hohen Magermilchanfall. Ein Teil davon muß von der Hausfrau in der Küche verbraucht werden. Vielseitige Verwendungsmöglichkeiten und niedriger Preis machen es ihr leicht.

L. K-St.

Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Skizzen

Unsere Leser werden sich noch der großen Japan-Folge erinnern, die wir vor einiger Zeit an dieser Stelle veröffentlichten. Im Anschluß daran bringen wir nun die weiteren Reiseberichte des Weltreisenden Johannes Mayrhofer zum Abdruck, die uns über China (Schanghai, Hongkong) zu den Philippinen (Manila) und weiter durch die Straße von Malaka nach Colombo auf Ceylon führen. Ferner werden uns die Reiseskizzen von Vorderindien erzählen, das jetzt durch die Unruhen wieder im Mittelpunkt des Weltinteresses steht. Wir hören von der Schönheit dieses Weltteiles, von der Eigenart seiner Bewohner, ihrem Glauben und ihren Gebräuchen. Der ganze Zauber einer fernen Welt tut sich auf, in die wir unsere Leser uns zu folgen bitten.

Kreuz und quer durch Schanghai

Zwei Tage nach der Abreise von Japan kamen wir nach Schanghai. Reich an traurigen Erinnerungen war diesmal die Einfahrt auf dem Yangtsekiang und später dem Whang Poo. Noch sieht man zerschossene Gebäude und den Schutt, die sich hier vor nicht so langer Zeit abgespielt. Freilich, fast alles ist in der Zwischenzeit wieder aufgebaut. Ueberall neue Gebäude.

Lebensvoll wie immer ist damm der Hafen. Auch Kriegsschiffe sieht man, ein chinesisches, das sich recht klein und ärmlich vorkommen mag gegenüber der stolzen amerikanischen Herrlichkeit in unmittelbarer Nähe. Große Dampfer, Dschunken mit großen gestickten Segeln, kleine Boote, Sampans.

Und wieder baut sich vor mir die längst vertraute, wohl bekannte Hafenfront auf, all die hohen, stattlichen Gebäude, die so gar nichts Chinesisches an sich haben. Aber bald werde ich auch das richtige China sehen.

Wie schon vor einigen Jahren fahre ich hinaus nach Zikawei. Nachdem ich den Kanal mit den vielen Booten passiert, die gerade einer riesigen Strohhöferderung dienen, hinreichend bewundert, begebe ich mich in die Welt der Schulen und Institute. Da ist ein Priesterseminar, ein sogenanntes kleines Seminar, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Mittelschule für Knaben und eine für Mädchen, eine Volksschule, ein Kinderheim für die Kleinen. Eine schöne, zwiebelige Kirche erhebt sich zwischen all diesen Bauten, wo gerade eine Anzahl Knaben in merkwürdig singendem Ton ihre Gebete verrichten.

Eingehend besichtige ich das berühmte Observatorium, das so Hervorragendes leistet in geophysikalischen Forschungen, Erdbebenkunde, Astronomie und besonders auch in Wetterprognosen. Tag für Tag gehen von hier aus drahtlose Wetterberichte nach allen Richtungen der Windrose, und es ist nicht zum wenigsten diesem Institut zu danken, daß so mancher Taifun, der sich über dem Stillen Ozean zusammenbraute, rechtzeitig gemeldet wurde und so manches Schiff vor dem Untergang bewahrt blieb.

Ich besuche meine chinesischen Freunde, die Jesuiten, die mich über die kunstvoll gearbeiteten Möbel, betrachte die Familienbilder, die von alten Traditionen und von modernstem Sport berichten, lasse mich mit Tee und fein säuberlich hergerichteten Apfelsinen und Aepfeln bewirten und freue mich über die neugierigen Kleinen. Die Familie hat nicht weniger als elf Kinder, aber sie leiden keine Not. Mag die Wohnung auch nach europäischen Begriffen nicht sehr großartig sein; sie haben es sich sogar leisten können, eine ihrer Töchter fern im Osten der Vereinigten Staaten, an der Universität von Syracuse, studieren zu lassen. An der Wand hängt feierlich das Diplom, welches uns verkündet, daß das kleine Fräulein den Grad eines Baccalaureus erworben hat.

Am nächsten Tage empfange ich an Bord des Dampfers zum Staunen der Umwelt meinen chinesischen Gegenbesuch, die Studentin, amerikanisch gekleidet, die anderen in fachsten hemdartigen Gewändern.

Und wieder wechselt die Szenerie. Die Philippinen, Manila auf Luzon. Die Landschaft ist schön, tut mit ihrem kräftigen Grün und den leuchtenden Blumen dem Auge wohl. Aber man sagt mir, das sei noch gar nichts; es wird erst „richtig“ nach dem großen Regen. Ueberigens gönnete es auch an diesem Tage einmal gründlich genug.

Noch einmal mache ich eine Rundfahrt. Prachtvoll ist der Boulevard an der Küste. Aber ein Schiff, das dort an den Strand geworfen ist, zeigt, daß hier nicht alles eitel Poesie und Schönheit ist. Manila ist Taifunen und Erdbeben ausgesetzt. Selbst die Kathedrale ist schon wiederholt zusammengefallen.

John Hagenbeck zieht Tigern Zähne

Melancholisch einen Monat nach der Abfahrt von Yokohama treffe ich in Colombo ein, auf der grünen Perleninsel Ceylon. Welche Entfernungen! Wie groß ist doch die Erde! Und menschenleer! Aber denke ich: Wie klein ist sie. Ueberall bin ich zu Hause, überall habe ich Freunde und Bekannte. Hier sehe ich John Hagenbeck wieder, den Bruder des verstorbenen Kommerzienrates, der in herrlichem Park von Stellingen gegründet hat. Auch John hat seinen Beruf auf einem ähnlichen Gebiet gefunden. Er hat sich einen Namen gemacht als Großtierfänger. Elefanten und Tiger sind seine Beute. Und im Laufe der letzten Jahre hat er obendrein, wenn auch nicht ganz so großartig wie Stellingen, einen zoologischen Garten in Colombo geschaffen.

Er nahm mich in seinem Auto mit, und er zeigte mir die Anlagen und die prächtigen Exemplare der Tierwelt, die er in diesem Paradies untergebracht. Ueberall konnte ich in den Augen des praktischen Cohns bewundern, der auf einen solchen Posten hingehört. Gleich am Eingang übte er seine Kritik. Warum hat man auch heute, am Geburtstag Buddhas, da die Leute leiern und beten gehen, eine Eintrittsgebühr erhoben? Das ist natürlich viel zu teuer. Wie soll da eine Familie von vier oder fünf Köpfen den zoologischen Garten besuchen? Also das nächste Mal bitte ganz billig. Und Kinder natürlich die Hälfte.

Jedes einzelne Tier hat sein Interesse. Er weiß, was sie alle brauchen und was sie für Schwierigkeiten haben. Im Bärenzwinger liegt eines der Tiere apathisch und hilflos auf seinem Felsengrund. Hagenbeck ordnet an, daß der kranke Bär einen besonderen Käfig erhält und besonders gepflegt und betreut wird. Leider muß er mir, da ich einige Wochen später nochmals nach Colombo komme, berichten, daß das schöne Tier eingegangen ist. Auch sehr gerne hat er einen ähnlichen Kummer erlebt. Er seufzt wiederholt: „The beautiful crocodile!“ Das schöne Krokodil! Das ist nämlich auch den Weg alles Irdischen gegangen.

Vor einiger Zeit hat er einem feiner Tiger den Zahn gezogen. Eine Aufgabe, vor der jeder gewöhnliche Zahnarzt doch schaudernd zurückweichen würde. Einem anderen Tiger hat er einen eingewachsenen Nagel operiert. „Was tut man so ein Tiger in der Wildnis, im Dschungel, wo er nicht so gute Pflege hat?“ „Da wachsen ihm die Nägel auch nicht ein“, sagt Hagenbeck, „da haben die Tiere ja zu viel Bewegung.“

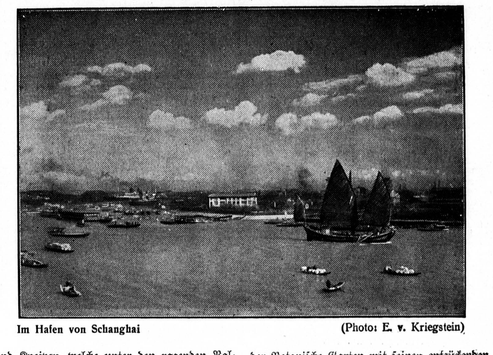
Der Geburtstag Buddhas

Colombo feiert den Geburtstag Buddhas. In vielen Stellen sieht man vor den Häusern nicht gerade immer sehr künstlerisch ausgeführte, aber doch farbenfreudige, zum Gemüt des Volkes sprechende Bilder aus den alten Mythen und Sagen, umrankt von ganzen Kränzen elektrischer Lampen. Und heute nacht ist weit draußen im Tempel von Kelani großer Betrieb. Das möchte ich gar zu gerne sehen. Aber mein freundlicher Begleiter, der sich das vor vielen Jahren einmal angesehen, hat kein Interesse mehr daran. Er ist jedoch freundlich genug, mir sein Auto wenigstens für einen Teil des Weges zur Verfügung zu stellen.

„Fahren Sie zum Kelani-River! Jenseits der Brücke können Sie dann warten, bis Sie den entsprechenden Omnibus erwischen. Es ist da heute nacht ein riesiger Verkehr.“

Aber ganz so einfach war das Problem nicht zu lösen. Freilich verkehrten da viele Wagen, aber der eine war überfüllt von Menschen, der andere fuhr in ganz anderer Richtung, ich kam nicht mehr von der Stelle. Schließlich trat ein junger Mann zu mir heran und bot mir seine Dienste an. Er wollte mir einen Rickscha-Kuli besorgen. Da ich das Geschrei und die entsetzliche Aufdringlichkeit der Händler in den Straßen von Colombo hinreichend kenne, dachte ich natürlich, daß dieser Jüngling sein Geschäft mit mir machen wolle. Aber ich tat ihm unrecht: Er meinte es wirklich selbstlos gut mit mir. Nach wenigen Minuten war ein Kuli mit einer schönen Rickscha zur Stelle, und mein Manager verabredete mit ihm, der anscheinend kein Wort englisch konnte, den Preis. Für 1,25 Rupien sollte er mich nach dem Tempel von Kelani und wieder zurück zur Brücke bringen. Der Handel wurde geschlossen, aber ich selbst fand den Weg so entsetzlich weit und die Anstrengungen, die Arbeitsleistung des armen Kuli so ungeheuer, daß ich ihm freiwillig das Doppelte gegeben habe.

Man glaubt nicht, was für ein Leben in dieser Nacht auf den sonst so einsamen Landstraßen und Wegen weit draußen vor Colombo herrscht, was für Menschenmassen da einherfluten. Und immer wieder sieht man eine helle oder geringere Festbeleuchtung zu Buddhas Geburtstag in den Häusern, Hütten, Läden und Kneipen, welche unter den rauschenden Palmen die Straße säumen. Papierlaternen, Lampions, Oellämpchen und große Dekorationen.



Im Hafen von Schanghai (Photo: E. v. Kriegstein)

Mit den Stieleln in der Hand

Nach langer, endloser Fahrt kommen wir zum Tempelbezirk. Auf dem freien Platz zwischen den Bauten drängen sich zahllose Besucher. Von Zeit zu Zeit zieht eine kleine Prozession vorüber. Mehrere Menschen tragen einen turmartigen Aufbau mit zahlreichen Lichtern. Und nun betrete ich einen Tempelraum, eine Vorhalle. Der Boden ist bedeckt von Menschen, von müden Pilgern, die hier ohne Betten wirr durcheinanderliegend übernachten wollen. Kaum habe ich ein paar Schritte getan, da werde ich angehalten. Ich darf die Halle nicht betreten, ohne die Stiefel auszuziehen. Nun, es ist da nicht viel zu sehen, es ist ja weiter nichts als ein riesiger, offener Schlafsaal. Ich kehre um und gehe zum großen Tempel, der jedenfalls Interessanteres bietet. Aber auch hier werde ich angehalten und mit großer Bestimmtheit aufgefordert, meine Stiefel abzulegen. Ich stecke in einem Gewühl flutender Menschenmassen; es ist schwer, sich in einen geeigneten Winkel zurückzuziehen. Und der Boden des Tempels ist derartig sandig und schmutzig, daß es mir leid tut um meine schönen weißen Strümpfe. Aber es hilft nichts: wenn ich etwas sehen will, muß ich mich wohl oder übel meiner Stiefel entledigen. In Japan könnte ich sie ruhig vor dem Tempel stehen lassen, es würde sie niemand mitnehmen. Die Botanische Garten mit seinen entzückenden Anlagen, Bäumen und Blumen. Den Lotos sah ich in seiner bezaubernden, leuchtenden Blüte. Und damit es auch an Bewegung und Komik nicht fehlt, erscheinen ganze Gesellschaften von schweifenden Affen, die Nüsse knacken, Kletterkunststücke vorführen und sich gegenseitig freundschaftlich von lästiger Einquartierung säubern. Sie kommen friedlich ganz nah heran, um auszukundschaften, ob der Besucher des Bohnenstehens Gartens auch für sie noch einiges Interesse erübrigt.

Die nächste Station war Belawan auf Sumatra, aber das habe ich jetzt auf meinen wiederholten Weltreisen bereits beschrieben. Ziemlich planlos wanderte ich, um die Zeit totzuschlagen, dahin, in der Richtung nach Medan, zunächst eine weite Strecke in glühendheißer Sonne, wobei ich der vorüberkommenden und schließlich durch den Wald, vorbei an den herrlichen Palmen und Eingeborenenhäusern, dann über einen breiten Fluß und durch eine größere, volkreiche Ortschaft. Schließlich kam mir der kühne Gedanke, ob ich nicht den langen Spaziergang gar noch bis Medan ausdehnen könne, um von dort mit der Bahn zurückzukehren. Eine Auskunft über die Entfernung war schwer zu erhalten; meine Fragen, meine Gesten und die Demonstration an meiner Taschenuhr wurden nicht begriffen. Endlich fand ich den befreienden Wegweiser mit der betrübenden Aufschrift: Medan 18 Kilometer. Ja hatte ich etwas gegessen? Ich hatte nicht. Ich mußte mich wohl oder übel meiner Stiefel entledigen. In Japan könnte ich sie ruhig vor dem Tempel stehen lassen, es würde sie niemand mitnehmen. Die

(Fortsetzung folgt.)

Von Singapore nach Penang

Viel Schönes gab es in Singapore zu sehen. Prachtvoll war das Bild, das sich vom Schiff aus darbot in der herrlichen Stadtbeleuchtung, mit der man das Regierungsjubiläum des englischen Königs feierte. Eindrucksvoll war auch der Straßenschmuck, den ich am nächsten Tage bei meiner Wanderung durch die von Malayen, Chinesen und Indern bevölkerte Welt betrachten und genießen konnte. Die Krönung der Erlebnisse aber war auch diesmal

Artillerie-Obrist
Balthasar Neumann

Der größte Baumeister des deutschen Barock

Vor 250 Jahren wurde der große Baumeister Balthasar Neumann geboren. Die herrlichen Barockwunder von Würzburg, Vierzehnheiligen, Bruchsal, Brühl u. a. werden als Zeugen seines genialen Wirkens im Jubiläumsjahre wieder besonderem Interesse begegnen.

„Das für mich erstaunlichste, was ich (auf der Sommereise durch Süddeutschland) neu sah, war das Schloß von Würzburg" — wer hätte nicht dieses Wort Jakob Burckhardts schon nach dem ersten Gang, den er im residenzstadt Würzburg, die, lieblich im Maintal gelegen, von alten Städten voller Kostbarkeiten umgeben, lebhaften Handel und Wandel und alte Handwerkskultur besaß. In der fränkischen Kreisartillerie, in die er eintrat und in der er auch unter Prinz Eugen an der Belagerung Belgrads teilnahm, ging es schnell aufwärts mit ihm: der Stückgießer wurde Feuerwerker, und der Feuerwerker wurde Festungsingenieur. Und eines Tages, im Jahre 1719 übernahm der Oberst die Leitung des gesamten Bauwesens des Fürstbistums Würzburg.

Das Treppenhaus in der Würzburger Residenz
Oben im Rande der Decke sieht man das Bild Balthasar Neumanns

Hoch über dem oberen Maintal, zwischen Lichtenfels und Staffelstein ragt die Kirche Vierzehnheiligen, Balthasar Neumanns Werk

Damit begann dann die Laufbahn des größten Baumeisters des deutschen Barock, den Altmeister Dehio Michelangelos „kongenialen Enkel" nennt, entfaltete sich ein Werk, das den machtvollsten Ausdruck der deutschen Seele im 18. Jahrhundert in der Baukunst darstellt. In der Heimat und mit heimischem Material kann dieser geniale Sohn Frankens in den herrlichen Städten, auf den Höhen und Rebhügeln, die sich am Silberband des Mains reihen, nach seinen Plänen Schlösser und Kirchen errichten, kleine Bauten in malerischen Dörfern, schöne Wallfahrtskirchen,

Ein Zauber seliger Heiterkeit ist der Innenraum von Vierzehnheiligen

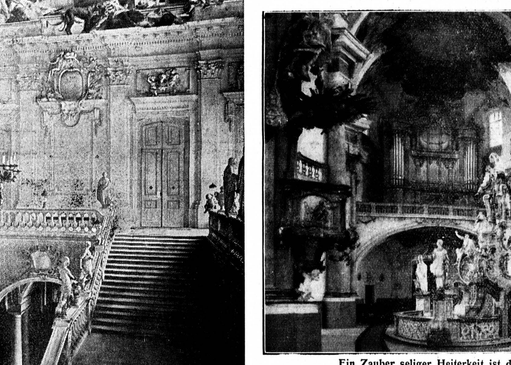
Ämtshäuser, Bürger- und Bauernhäuser. Speicher und alle Arten von Nutzbauten. Bis in weite Nebentäler erstreckt sich sein Wirken: flußauf bis Bamberg und zum Frankenwald, flußab bis zum Rheingau und rheinabwärts, ja bis zum Schloß und St. Paulin in Trier.

Immer meisterhafter und straffer werden die Kirchenbauten, bis sie in den Jubelhymnen von Vierzehnheiligen und Neresheim gipfeln, deren Vollendung aber sein Auge nicht mehr sieht, das sich im Juli 1753 in Würzburg schließt. — Seiner Meisterschaft im Schloßbau setzt er neben großen Leistungen während des Würzburger Baus noch in Bruchsal ein überragendes Denkmal in dem Treppenhaus, — das — wie Jakob Burckhardt in dem gleichen Briefe schreibt — „geradezu ersten Ranges ist und allen jetzt lebenden Architekten weit über den Kopf ginge. Das könnte keiner und keinem fiele es ein."

Aus den Kräften seines Stammes emporgewachsen, in den Grenzen seines Stammes mit seiner vollen Kraft wirkend, hat er wie nur wenige mit meisterlichem Blick und tiefer Liebe seine Heimat in den Plan seines Kunstwerkes aufgenommen. Jedem Reisenden wird es immer wieder ein Erlebnis sein, wenn im Rahmen des Zugfensters über der kahlen Kuppe nahe dem Stafelstein in bewegter Gebärde die Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen den Himmel aufreißt. Das „Käpfele" mit seinen drei Zwiebeltürmen und der „Stiege", die mit dem barocken Kreuzweg zu dieser Bergeskrone aufsteigt, gehört als wunderbare Erhöhung zu der Landschaft Würzburgs. Und all seine anderen Bauten stehen so in der Landschaft zugleich als leiser Fingerzeig zu ihrem Begreifen.

Von dem ganzen Reichtum der Phantasie und der unbändigen Gestaltungskraft sollen im Sommer dieses Jahres Gedächtnisausstellungen im reichgesegneten Würzburg und in der kaatlichen Kunstbibliothek zu Berlin, die Schätze an Entwürfen des Meisters besitzt, Zeugnis geben. Auch manche Gedenkstunde wird der Sommer dem Werk des großen Toten bringen, wenn wieder Menschen staunend und erschüttert vor seinen Schöpfungen stehen.

H. Butterwegge.



Die Gartenfront des Würzburger Schlosses, wohl des großartigsten Bauwerks des Meisters

Photos: Angelsachsenverlag (2), Archiv des „7. Tages" (2).

Haus, Hof und Garten

Dünge mehr und dünge richtig!

Kunstdüngerstreuen mit der Maschine

Wenn man im Herbst vor einer guten Ernte stehen will, so ist es jetzt an der Zeit, die Vorbereitungen für eine sorgfältige Düngung zu treffen. Die Kopfdüngung des Wintergetreides, die Düngung des Grünlandes, der Rüben- und Kartoffelschläge stehen im Vordergrund. Wenn nun der Rat erteilt wird: „Dünge mehr!", so hat dies seine große Berechtigung, denn wir müssen im Sinne der Erzeugungsschlacht in diesem Jahr vermehrt darum bemüht sein, den Ertrag von der Flächeneinheit zu vergrößern. Nur auf diesem Wege ist es nach Deckung des Bedarfs möglich, für andere wichtige Früchte Land in unserer Wirtschaft zu gewinnen. Es heißt aber auch: „Dünge richtig!" Jeder muß wissen, welchen und wieviel Kunstdünger das Feld bedarf und zu welchem Zeitpunkt er ausgestreut werden muß. „Dünge richtig!" ist gleichzeitig eine Aufforderung, keine Verschwendung mit dem wertvollen Kunstdüngermaterial zu betreiben. Da tritt die Frage auf, ob das Kunstdüngerstreuen mit der Hand heute noch in dem Maße angebracht ist, wie es noch oft gehandhabt wird. Das Kunstdüngerstreuen mit der Hand läßt oft eine gleichmäßige Verteilung des Kunstdüngers nicht zu, auf dem Acker und Grünland entstehen

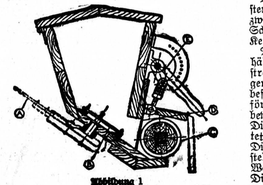


Abbildung 1
Walzendüngerstreuer mit Hörbersvorrichtung
A Stellvorrichtung zum Zubringer und Rührwerk, B Zubringer und Rührwerk, C Streuwalze, D Gußschiene, E Stellvorrichtung für die Gußschiene.

Streifen und Geißellen, und das bedeutet schon Kunstdüngerverschwendung. Aber auch eine wesentliche Arbeitserleichterung und Zeitersparnis tritt durch Benutzung der Maschine ein. Also gilt es, sich vermehrt der Benutzung der Kunstdüngerstreumaschine zuzuwenden. Mancher Bauer hat dem Düngerstreuer aus irgendwelchen Vorurteilen immer noch nicht die berechtigte Aufmerksamkeit entgegengebracht. Er sollte sich einmal überlegen, ob es jetzt, wo wir uns bereits erneut in der Erzeugungsschlacht befinden, nicht an der Zeit ist, auch diese Maschine in seiner Wirtschaft zu benutzen.

Wenn wir einmal die verschiedenen Düngerstreuerfabrikate betrachten, so finden wir hier zwei große Gruppen: 1. die einfachen Schieb-Schieder- und Walzendüngerstreuer und 2. die Kettendüngerstreuer.

Die Arbeitsweise der ersten Gruppe ist verhältnismäßig einfach. Beim Schiebdüngerstreuer wird mittels einer Rührwelle der Dünger durch einen verstellbaren Schlitz nach außen befördert. Beim Schieberstreuer sorgen gitterförmige sich am Boden des Kastens hin und her bewegende Schieber für das Ausstreuen des Düngers. Der Walzenstreuer schließlich arbeitet mittels einer Holz- oder Stahlwalze den Dünger aus dem Kasten heraus. Eine verstellbare Gußschiene oder auch eine zweite Walze bilden mit der Hauptwalze den Schlitz. Diese Düngerstreuer arbeiten im allgemeinen gut, nur bei der Ausstreu von Düngemitteln, die leicht die Luftfeuchtigkeit anziehen, wird hier und da die Streufähigkeit durch das Schmierigwerden des Kunstdüngers und das Entstehen harter Kunstdüngerklumpen beeinflußt.

Man ist natürlich dabei, auch diesen Mangel zu beseitigen, und auf der letzten Reichsnährstandsausstellung konnten wir Düngerstreuer dieses System betrachten, die bereits Neuerungen, wie z. B. eine im Kasten liegende Förderwicklung, aufwiesen, wie sie die Mobilisierung 1 zeigt. Diese Maschinen werden jetzt weiter vom Reichsnährstand geprüft.

Die zweite Streugruppe, die Kettendüngerstreuer, deren Name auf die den Dünger entdem Kasten herausstreichende Förderkette zurückzuführen ist, hat sich in der Praxis als Allesstreuer bewährt. Aber auch an diesen Maschinen werden weitere neue Vorrichtungen geschaffen, die bezwecken, daß gewünschte Menge und Gleichmäßigkeit der Streuung weitestgehend gewährleistet werden. Die Abbildung 2 zeigt einen Schnitt durch einen Kettendüngerstreuer. Hier ist die Rührvorrichtung neu. Sie besteht aus Rührfingern, die auf der schrägen Vorderwand im Innern des Streukastens pendelartig über die Streukette bewegt werden und dieser den Dünger zuschieben. Sehr oft machte sich der Fehler bemerkbar, daß beim Spurfahren mit dem Streuer nach dem Wenden ein Streifen doppelt bestreut wurde. Man ist dabei, auch diesen Fehler zu beseitigen. Die Abbildung 3 zeigt bei e eine Oeffnung im Boden unterhalb des Streuschlitzes, die verhindert, daß von der Kette bewegter Dünger außerhalb des Streukastens mitgezogen und abgeworfen wird. Der Abfall b (Abb. 3) zeigt den alten Fehler; der Abfall i zeigt, wie es sein muß.

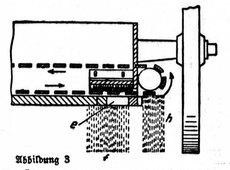


Abbildung 3
Eine Oeffnung (e) im Boden unterhalb des Streuschlitzes des Düngerstreuers verhindert, daß beim Wenden der Maschine der Streifen zwischen Kastenwand und Fahrrad doppelt bestreut wird
(i richtiger Abfall, h falscher Abfall)

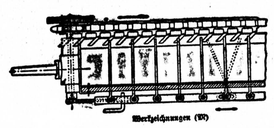


Abbildung 2
Kettendüngerstreuer mit Rührvorrichtung

Auf jeden Fall stehen uns sehr wohl recht gut arbeitende Düngerstreumaschinen zur Verfügung. Bei etwaiger Neuanschaffung ist es immer ratsam, wenn man sich an die Maschinenstelle seiner Landesbauernschaft oder auch an seine Kreisbauernschaft wendet. Man erfährt dann vor allem, welche Maschinen sich bereits in dem vorhandenen Gelände und in Nachbarwirtschaften bewährt haben.

Aber nochmals vor allem: Dünge mehr und dünge richtig in diesem Frühjahr! Es geht um die Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes!

Lbs.

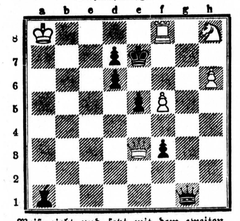
Schädlingsbekämpfung im Frühjahr

Im Frühjahr beginnt mit der steigenden Wärme und der neuen Vegetationszeit auch eine neue Entwicklungsperiode der Schädlinge und Krankheiten unserer Kulturgewächse in Garten und Feld. Nach dem Wort „Vorbeugen ist leichter als Heilen" wollen wir auf der Hut sein und durch rechtzeitige Maßnahmen uns und unsere Volkswirtschaft vor Schäden schützen. Im Obstgarten entfernen wir nicht nur die alten von Wind und Wetter mitgenommenen Leimringe, sondern denken auch daran, daß zahlreiche der vor dem Leim zurückweichenden Weibchen des Frostspanners ihre Eier an der Rinde des Stammteiles unterhalb der Ringe abgelegt haben. Die aus diesen Eiern schlüpfenden Räupchen können nach Entfernen des Leimringes ungehindert in die Krone klettern und dort ihre Zerstörungstätigkeit ausüben. Wir ergänzen deshalb die Herbstleimung durch sorgfältiges und kräftiges Abbürsten der Stämme unterhalb der Leimringe mit 5prozentigem Obstbaumkarbolineum oder Baumspritzmittel. Aus Gründen der Rohstoffselbstschaffung empfiehlt es sich, in der Hauptsache Baumspritzmittel zu verwenden, für die uns genug Rohstoffe zur Verfügung stehen. Die herbstliche Leimung der Bäume gegen den Frostspanner ist bei Ergänzung durch die beschriebene Stammbehandlung der unteren Stammteile eine sehr sichere Maßnahme, die für mehrere Jahre entbehrlich ist, wenn sie zwei Jahre lang sorgfältig durchgeführt wurde. Birnbäume, die im vergangenen Jahre stark unter der Birnblattgallmilbe gelitten haben, werden kurz vor dem Austrieb mit 20prozentiger Schwefelkalkbrühe oder 5prozentigem Solbar gründlich gespritzt. Wenn bei Kirschen, die von der Kirschblütenmotte befallen waren — die kleinen grünlich-gelben Räupchen zerstören versteckt in der Blüte, der man von außen nichts ansieht, die Fruchtknoten — die Winterspritzung mit einem Karbolineumpräparat versäumt wurde, kann eine Spritzung mit Arsenmitteln bald nach Beginn des Austriebs, solange die Blütenknöspchen noch nicht zu sehen sind, von Erfolg sein. Eine Behandlung um diese Zeit wird jedoch oft von der Unsinst der Witterung unmöglich gemacht. In Gegenden, in denen die Pflaumensäge im vergangenen Jahre stark auftraten, empfiehlt sich eine Ergänzung der Winterbehandlung durch eine Spritzung mit einem Nikotinpräparat, sobald die jungen Räupchen sich entfaltet haben. Diese Spritzung kann mit der Vorblütenspritzung der Bäume gegen fressende Insekten und Pilzkrankheiten verbunden werden. Man lasse sich von einer derartigen zusätzlichen Blattlausbekämpfung nicht dadurch abhalten, daß man zu dieser Zeit kaum Blattläuse an den Bäumen sieht. Bei genauem Zusehen wird man aber doch vereinzelte Läuse, die sogenannten Gründerinnen, finden, die den Ausgang für die Läuseseere des Sommers bilden. Birnen, die im letzten Jahr vom Birnsauger befallen waren, der einer Winterbehandlung unzugänglich ist, werden wie die blattlausbefallenen Bäume einer Vorblütenspritzung mit einem nikotin- oder pyrethrumhaltigen Präparat unterzogen, das einer Kupfer- oder Schwefelkalkarsenbrühe zugesetzt werden kann.

Die schon öfter empfohlene Vorblütenspritzung mit einer Brühe, die ein Frost-, ein Berührungs- und ein Magift enthält, richtet sich nicht nur gegen die Unzahl der fressenden und saugenden Insekten auf den Bäumen, sondern auch gegen zahlreiche Pilzkrankheiten. So ist diese Behandlung unentbehrlich bei der Schorfbekämpfung an Kern- und Steinobst. Sie ist ferner wirksam gegen die Schrotschußkrankheit des Steinobstes. Die den Pfirsichen so schädliche Kräuselkrankheit, bei der die Blätter blasig aufgetrieben sind und oft rot anlaufen, läßt sich sehr wirksam mit einer ½- bis 1prozentigen Kupferkalkspritzung bekämpfen, die man anwendet, sobald sich die ersten Blattspitzen zeigen. Gegen den immer stärker um sich greifenden Mehltau des Apfelbaumes ist noch kein Kraut gewachsen. Wir können seine Verbreitung an Busch- und Spalierobst sowie an Junganpflanzungen aber eindämmen, indem wir sobald als möglich alle nach dem Austrieb sich als befallen erweisenden Triebe ausbrechen und verbrennen. Stachelbeersträucher mit Befall durch den amerikanischen Stachelbeermehltau werden kurz vor dem Austrieb mit Schwefelkalkbrühe 1:3, Solbar 3prozentig oder Formaldehyd 0,8prozentig behandelt. Die befallenen Triebe sind vor dem Austrieb abzuschneiden und zu verbrennen. Vor dem Austreten von Wurzelkropf in Neuanlagen schützt man sich dadurch, daß man derzächtige Bäume vor dem Pflanzen in einen Lehmbrei taucht, dem 0,5prozentiges Upsilonin beigefügt worden war.

Die Umgebung von Rübenfeldern, die von nadeligen Schildkäfern verseucht ist, muß nach Möglichkeit frei von Melden gehalten werden, da diese Pflanzen von den überwinterten Käfern zuerst zur Eiablage aufgesucht werden. Man jätet oder hackt das Unkraut an den Wegen der Feldraine schon dann fort, wenn man die ersten Eiablagen und Junglarven daran gefunden hat. Wenn die Larven erst größer geworden sind, wandern sie von den ausgefressenen Pflanzen auf die benachbarten Rübenbestände über. Da die direkte Bekämpfung der Möhrenfliege, welche die sogenannte Eisenmadigkeit der Möhren und Kartoffeln hervorruft, schwer durchführbar ist, empfiehlt sich zur indirekten Bekämpfung die ganz zeitig im Herbst bis April durchzuführende Aussaat. Weiter darf man Felder, die für den Möhrenanbau bestimmt sind, nicht im Frühjahr mit Stallmist addüngen, da der Mist die Fliegen anlockt.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (13): Weiß (6): Ka8; Da3; Tf8; Sh8; Bf5 und h6. Schwarz (7): Ke7; Dg1; La1; Bd7, b6, e5 und f3.

Telegrammrätsel.

—— . . Wasserpflanze
—— . . — Naturerscheinung
—— . . . — Humanist aus der Reformationszeit.
. . — . — Zerfallendes Bauwerk
— . . — Stadt in Italien
— . . — Nordischer Wassergott
. . — Nebenfluß des Neckar

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die bezeichneten Wörter gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben aneinandergereiht, so ergeben diese zwei Naturerscheinungen.

Zusammengesetztes Federschönheit.

Rundreise durch Thüringen.

Gera—Ilmenau, Ilmenau—Erfurt, Erfurt—Plaue, Plaue—Erfurt, Erfurt—Ritschenhausen, Ritschenhausen—Eisenach, Eisenach—Oberhof, Oberhof—Grimmenthal, Grimmenthal—Schönau, Schönau—Neudietendorf, Neudietendorf—Gotha, Gotha—Gera.

Aus jedem der vorstehend aufgeführten Scheine ist entweder ein Anfangsbuchstabe oder ein Endbuchstabe einer der darauf vermerkten Stationen zu nehmen. Aneinandergefügt ergeben sie einen Wunsch des Blattes für die Leser zur Reise.

Silbenrätsel.

Aus den 46 Silben:

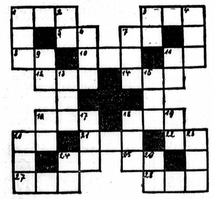
be — cy — dam — de — be — de — di — dol — e — ein — en — en — en — ent — gra — grab — hoch — hor — i — ka — ke — kirch — lau — lar — li — ma — na — nan — nar — ne — ne — neb — nit — nung — pe — que — ro — rot — satz — sche — se — spruch — ter — u — vi — zer

sind 18 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Stadt in Holland. 2. Schlachtort in Sachsen. 3. Stadt in Holland. 4. Salatpflanze. 5. Waffenrock. 6. Baldriangewächs. 7. Stern erster Größe. 8. Gestein. 9. militärische Handlung. 10. Futterpflanze. 11. amerikanische Münzeinheit. 12. deutscher Dramendichter. 13. Fluß in Westfalen. 14. andere Bezeichnung für Februar. 15. Rechtsbehelf. 16. hottentottisches Hirtenvolk. 17. Stadt in Frankreich. 18. Indianerstamm.

Wurden die Wörter richtig gebildet, so ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben und den vierten Buchstaben beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Waagerecht: 1. Volksbelustigung. 3. Technische Errungenschaft. 5. Mädchenname (Kurzform). 7. Göttin der Jugend. 8. Luftkurort in Thüringen. 10. Altgermanischer Volksstamm. 11. Ehemaliges Oberhaupt von Venedig. 12. Ameisenart. 14. Strafende Gerechtigkeit. 16. Fläche. 18. Afrikanischer Strom. 20. Kleine Sundainsel. 21. Stadt in Italien. 22. Körpervorgan. 24. Grasfläche. 25. Feines Gebäck. 27. Schiffsladeraum. 28. Stadt in Albanien. — Senkrecht: 1. Gemüsepflanze. 2. Mädchenname. 3. Vogel. 4. Südfrucht. 6. Italienische Bezeichnung für Morgenland. 7. Mädchenname. 9. Männliches Haustier. 11. Arzneigabe. 13. Armseligkeit. 15. Südfrucht. 16. Tirolischer Personenname. 17. Milde Gabe. 18 Mitglied des Rates der Alten. 19. Sekret der Leber. 20. Singstimme. 23. Gruppe der Rätischen Alpen. 24. Wut. 26. Gotenkönig.

Wortverringsungsrätsel.

Ein — Als — Ger — Riß — Ort — Berg — Uhr — Luft — Sack — Wehr — Rock — Frau — Dorn — Lohn — Stein — Bau.

Jedem der vorstehenden Wörter setze man eines der untenstehenden vor. Die dann entstandenen Doppelwörter ergeben in ihren Anfangsbuchstaben eine im Sommer von unserer lieben Schuljugend froh begrüßte Zeit.

Dienst — Ect — Ehe — Ei — Ei — Faust — Grund — Ist — Ifer — Nest — Not — Oel — Rot — Ruhr — Sand — Zug.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Be2—c3, La1×c3, 2. Sb3—c5, Sb3—f5 oder anders, 3. Sg7—e8 oder Sc5—e4 (b7) matt, a. L. . . ., Sd3×c5, 2. Sb3—b4, beliebig, 3. Sg7—e8 matt. (Andere Spielarten leicht.)

Buchstabenrätsel: Lampe, Meise, Woche, Schuh, Viato, Grete, Wolke, Krise, Urfel — Michaelis.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht: 1. Boe, 4. Mat, 7. Reif, 9. Gero, 10. Elba, 11. Ries, 12. Iser, 13. Ost, 14. Mais, 15. Ebbe, 18. Amer, 22. Mars, 23. Mare, 24. Maie, 25. Rabe, 26. Ale, 27. Tes. — Senkrecht: 1. Brei, 2. Oels, 3. Ebe, 4. Weis, 5. Ares, 6. Tost, 8. Farnese, 9. Grobian, 15. Emma, 16. Baal, 17. Brie, 19. Maat, 20. Erbe, 21. Rees. — Diagonale A—E Bebra. B—F Trio, C—G Mare.

Umwandlungsaufgabe: Genua, Ur, Sek, Zier.

Steigerungsrätsel: 1. Schrot — Schröter, 2. Mal — Maler, 3. Schacht — Schlachter.

Kettenrätsel: Art-Ur, Ur-Tier, Tier-Schau, Schau-Spiel, Spiel-Buch, Buch-Holz, Holz-Schnitt, Schnitt-Lauch, Lauch-Heim, Heim-Gang, Gang-Art.

Bilderrätsel: Ueberwinde das Böse mit Gutem.

Mustergespräch am Lautsprecher

Wenn man mit einem großen Bürohaus telefoniert, dann ist da immer ein Fräulein, das sich meldet. Da ist Büroluft. Das Fräulein sagt nie „Ich" — sie sagt „Wir". Wir: das ist das Büro, das Haus. Sie sagt: „Wir werden Ihnen die Abmachungen schriftlich bestätigen."

Falls man Verbindung bekommt, dann geht es meistens so:

„Ja — ich möchte Herrn Direktor Seelhoff sprechen."

„Einen Augenblick, bitte!"

Dann klickt es in der Leitung.

Dann klickt es noch einmal, und ein anderes Fräulein sagt:

„Ja, bitte?"

„Ich möchte Herrn Direktor Seelhoff sprechen."

„Einen Augenblick, bitte!"

Ach ja, denkt man. Es röhrt in der Leitung.

Dann meldet sich wieder eine Stimme: „Bitte, Sie wünschen?"

Gduldig wiederholt man: „Ich möchte Herrn Direktor Seelhoff sprechen."

„Herrn Direktor Seelhoff? — Moment!"

Es röhrt in der Leitung. Dann, nach einer Weile, sagt es wieder: klick!

„Hallo, sind Sie noch da? — Bitte, wen möchten Sie sprechen?"

„Herrn Direktor Seelhoff!"

„Einen Augenblick, bitte!"

Man wartet. Der Hörer schmilzt in der Hand.

„Hallo, sind Sie noch da?"

„Ja — bitte?"

„Herr Direktor Seelhoff ist nicht mehr im Hause."

„Ach so! — Danke schön!" Dann hängt man ab.

Vergebliche Mühe

Auf einem großen Kongreß war es ziemlich „klüfftig" zugegangen. Mitternacht war längst vorüber, als der Portier des Weinrestaurants vier Tagungsteilnehmer in eine Autodroschke verfrachtete und dem Chauffeur die erforderlichen Anweisungen gab: „Den in der linken Ecke zum Hotel W., den in der rechten Ecke zum Hotel F., den auf dem rechten Klotzig zum Gasthof Z."

Nach einer Viertelstunde steht die Taxe wieder vor dem Weinlokal, und der Fahrer ruft dem Portier zu: „Sortiernse mir die Herren doch noch mal; sie sind mir alle durcheinandergefallen!"

Vorsorglich

„Darf ich Ihnen zum Geburtstag diesen Strauß überreichen?"

„Aber, ich habe ja erst in vier Wochen Geburtstag."

„Gewiß, aber wer weiß, was dann die Blumen kosten."

Rücksichtsvoll

Schutzmann zum Einbrecher: „Wenn Sie wirklich in ehrlicher Absicht hier in der Villa sind, warum haben Sie sich denn die Stiefel ausgezogen?"

„Herr Wachtmeister, ich habe gehört, es ist ein Kranker in der Familie."

★

„Du wirst mal ganz dein Vater", lobt der Besuch.

„Davor hat meine Mutter auch schon immer Angst", entgegnete Fritzchen. (Nachtausgabe.)

★

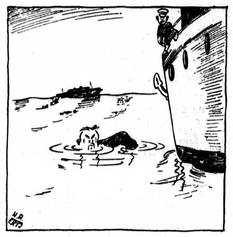
„Warum ist Kunze so aufgeregt?"

„Er sagt, sein Baby ist in finanziellen Schwierigkeiten."

„Mach doch keinen Unsinn. Wie kann ein Baby in finanziellen Schwierigkeiten sein?"

„Es hat einen Pfennig verschluckt."

Launiger April



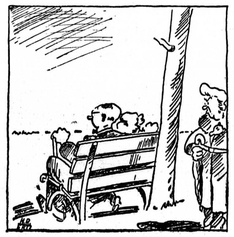
„Aetsch, es war doch nicht die Tür zum Rauchsalon."

„April, ich wollte meine Haare nicht so kurz geschnitten haben."

„Typisch, Zellenkoller!"

„Nein, Herr Anwalt, die haben im Zirkus immer das Pferd gespielt."

Unter Fachleuten: „Wat weenst du denn?" — „Ich darf mein Tiefrahmen-Chassis-Kabriolett nicht mehr mit in die Schule bringen."



„Warum seufzt du so, Emil?" — „Ja, weißt du, Liebling, ich habe so ein Gefühl, als wenn sich heute noch ein richtiges Aprilgewitter entladen würde."

Mißglückte Entschuldigung

„Kurt, wie kannst du nur zu Tante Selma sagen, sie sei dumm. Sofort gehst du zu ihr und sagst, daß es dir leid tut."

„Liebe Tante, es tut mir schrecklich leid, daß du so dumm bist."

Pink und Pank haben sich nach dem Schiffsunglück in ein kleines Rettungsboot gerettet.

„Wir werden verhungern", klagt Pink.

„Keine Angst", meinte Pank, „ich habe mein Scheckbuch dabei."

Der große Diplomat

Der General v. Ising, jener verdienstvolle Offizier, der im Kriege 1870 einen Arm verloren hatte und der nun seine Heimatstellung als Kommandant des Berliner Zeughauses dazu benützte, aus dem Arsenal die berühmte Waffensammlung zu machen, pflegte gern folgendes Geschichtchen zu erzählen:

Bald nach dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin traf eines Tages Fürst Bismarck an den alten Haudegen mit der Frage heran: „Was verstehen Sie unter ‚einige'? — ‚Einige' sind doch etwa 3 bis 4, nicht wahr?"

„Je nun, Exzellenz, das können auch 5 bis 6 sein", meinte der Gefragte.

„Na schön", erwiderte Bismarck, „ich wollte Sie bloß vorher mal fragen — Seine Majestät sagte mir, ich sollte mir einige von den französischen Geschützen für meinen Park in Schönhausen geben lassen. Wollen Sie die Güte haben, mir 6 bereit zu stellen?"

Was wollte der General machen? Der gewiegte Diplomat hatte ihm mit seiner schlauen Frage die Verantwortung für die Zahl zugeschoben, und es blieb nichts übrig, als die Kanonen in der gewünschten Anzahl auszuliefern.

Peter Purzelbaum.

„Frau Nachbarin, was nimmt Ihr Kaufmann denn für den Einmachzucker?"

„Dreißig Pfennig; und wenn er raffiniert ist, fünfundreißig Pfennig."

„Na, das sollte er mal bei mir versuchen!"

★

Lottchen und Willi horchen an der Tür.

„Es ist sicher Besuch da", sagt Willi. „Ich habe eben gehört, wie Papa zu Mama Liebling gesagt hat."

★

Stolz fuhr Mama zum erstenmal mit dem neuen Kinderwagen aus. Sie traf auch auf viel bewundernde Blicke, wie sie erwartet hatte, aber seltsam, auch auf viele lächelnde . . .

Das konnte sie sich nicht erklären. Zu Hause löste sich das Rätsel. Da klebte an der Seite des Wagens noch der Streifen:

„Unser eigenes Fabrikat — es gibt nichts Besseres!" (Hamburger Illustrierte.)

★

„Mein Vater hat in seinem Weinberg eine so fürchterliche Vogelscheuche aufgestellt, daß alle Vögel fortgezogen sind."

„Das ist noch gar nichts. Du hättest die Vogelscheuche im Obstgarten meines Großvaters sehen müssen! Da hat eine Elster zwei Kirschen wiedergebracht, die sie gestohlen hatte!"

„Ich werde nicht geküßt!"

Lehrer in der Schule: „Inge, wie heißt die Leideform von Ich küsse?"

Schülerin: „Ich werde nicht geküßt!"

★

Direktor: „Lieber Schmidt, Sie haben unser Geschäft durch Ihren Fleiß und Ihr Pflichtbewußtsein zur Blüte gebracht, bitte, nehmen Sie diesen Scheck über 2000 Mark dafür. Wenn Sie im nächsten Jahr so fortfahren haben, werde ich ihn unterschreiben!" (Die Woche.)

Gefährlich

„Mit deinem Zeugnis, Kurt, geh' nur zum Vater, der wird schon mit dir reden!"

„Ich möchte aber nicht, Mutti! Vater redet immer mit den Händen!" (Nachtausgabe.)

★

Gustav und Wilhelm spielen mit dem kleinen fünfjährigen Hermann im Garten Schweinehändler. Als sie einige Zeit vergnügt gewesen, kommt plötzlich der kleine Hermann weinend zur Mama gelaufen. Mem erkundigte sich teilnehmend nach seiner Not. „Mama!", sagt er, „wir spielen Schweinehändler. Gustav ist der Vater, Wilhelm kauft die Schweine und". — hier kann er vor Schmerz nicht weiter. „Nun?" fragt die Mama. — „Und ich soll immerzu das Schwein sein!"

Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre Herren- und Damenstoffe nach unserer großen Kollektion über 1000 Originalmustern. Auch einfarbige Wäschestoffe, Tapeten, Brücken Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Bemusterung unter Angabe des Verwendungszweckes. Zahlungserleichterung!

W. Michovius Cottbus 129 k. Seit 1843

Lieferant der Heer-, Uniformstoffe

Echte schöne Diesdl-stoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei bis u. zurück

Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Damenbart Radikal-Beseitigung lästiger Haare durch die weltbekannte Helmakur. Bewährt, empfiehlt u. klinisch erprobt. Reichspatentamt Nr. 468 509 Gold. Medaille. Großes Preis-Brillant 1935. London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Kleinkur RM 2.75, Haar RM 3.85, f. grö. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helmata G. m. b. H., Köln 114

Heiraten

Vertrauensstelle ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen

Heirat

kennen zu lernen Einheirat in Geschäfts- od. ähnl. wirtsch. Betrieb nicht ausgeschloss. Nur ernstgem. Off. mit Lichtbild und genauer Angabe d. Verhältn. wolle man u. Nr. 7/18 „Der 7. Tag", Paderborn, richten. Strengste Diskretion wird zugesichert.

Deutliche Schrift bei Manuskripten

Kathol., tüchtiger Handwerker, mit etw. Verm., sucht gut kath., tüchtig. Mädchen im Alter von 28—35 Jahr. zwecks baldiger

Heirat

kennen zu lernen. Witwe nicht ausgeschl. Wusteuer vorh. Ang. u. Nr. 7/17 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Ehe

dch. größ., älteres erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauenswegen. Neuland-Verlag R Herne i. W., stuhlstraße 7

Frl., 35 J., kath., guter Charakter, häusl. u. wirtsch., wünscht passenden

Lebensgefährten

kennen zu lernen. Witwe nicht ausgeschl. Ernstgemeinte Zuschriften unter Nr. 7/16 „Der 7. Tag", Paderborn.

Sommer-Sprossen Verschwinden wieder prompt in gold. Hecailli Hecailli Kosmetik Bonn Postfach 1 Nr. 210

Preiswert und dennoch gut!

Ritters Nähmaschinen

Paderborn

Dom gegenüb. Bes chtigung erbeten

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

Weite Verbreitung finden Ihre Stellen-Anzeigen in dieser Zeitung.

Pfarrer Kneipp's Tannensaft Tannenblüten-Lungenbalsam ist das hervorragende Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung b. Verstopf., Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 3.-. Knelppkurwegweiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg

Herdfeger putzt Herdplatten

Brave, kathol. Jungmänner im Alter v. 20 bis 36 Jahr., welche sich zum hl. Ordensstande berufen fühlen u. Gott im Gebet, Ausübung der Krankenpflege, Landwirtsch. od. der erlernt. Berufsarbeit dienen wollen, finden Aufnahme im Mutterhaus St. Alexius zu Neuß a. Rh. oder St. Josephs-Kloster, Berlin-Weißensee, Gartenstr. 1—5.

Heiratsgesuche finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Warum plagen Sie sich mit Rheuma oder Gicht? Ich kenne diese Schmerzen nicht, weil ich den allein echten verwende (mit der Marke Anker) Versuchen Sie es einmal!

ANKER-PAIN-EXPELLER

Verlangen Sie die kostenlose Broschüre „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Gesunde u. Kranke) F. Ad. Richter & Cie. A.-G. Chemische Werke Rudolstadt i. Thür.

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Motorfahrrad ca. 148.- Frontantrieb Außenlötung Beleuchtung Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.- Drei-Sperrenrad mit Fr.-Br. RM 29.- Katalog kostenlos E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 535

Henko zum Einweichen

Anzeigenpreise

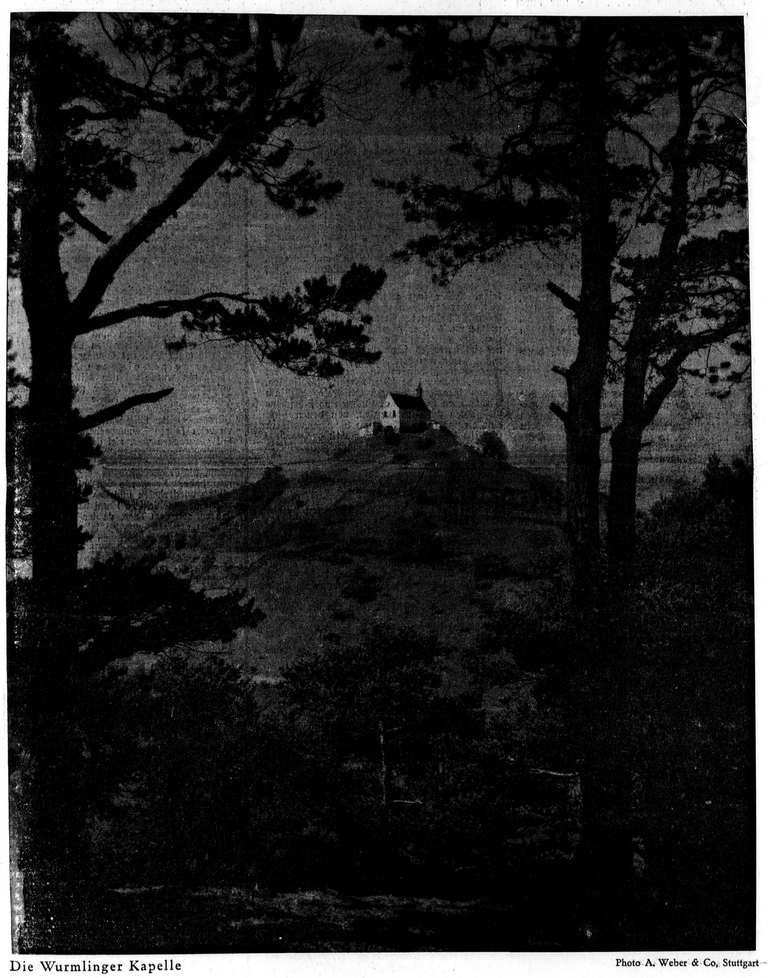
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Anzeigen-Verwalt.: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn, Fernsprech-Sammel-Nr. 29.-, Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn, Hannover 3504

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Großmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollerge'd, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 37: 38 595. Zur Z.it ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

4. Jahrg. — Nr. 17 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 25. April 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Die Wurmlinger Kapelle — Photo A. Weber & Co., Stuttgart

**Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab;
Drunten singt bei Wies und Welle
Froh und hell der Hirtenknab'.**

**Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor,
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.**

**Droben trägt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.-**

Jeder kennt dieses Lied und hat seiner gefühlvollen, traurigen Weise in Kindertagen gelauscht. Der es gedichtet hat, ist niemand anders als der Schwabe Ludwig Uhland, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 150. Male jährt. Wer aber weiß, daß es diese kleine Kapelle wirklich gibt? Es ist die Wurmlinger Kapelle, von der der Dichter singt, die sich unweit von Tübingen auf einem Hügel über dem lieblichen Neckartale erhebt. Ludwig Uhland ist nicht der einzige Dichter, den dies freundliche Landschaftsbild mit dem Kirchlein auf der Bergeskuppe zu Versen angeregt, aber sein Lied ist in seiner volksliedhaften Schlichtheit und Innigkeit Gemeingut des deutschen Volkes geworden. — Aber noch ein anderes seiner Lieder ist lebendig geblieben. Es gibt keinen Deutschen, der es nicht kennte, und wenn es heute aufklingt unter uns, dann ist immer einer von uns gegangen, der im Leben, vielleicht in Not und Gefahr, uns in soldatischer Kameradschaft verbunden war: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit . . . ." Und gerade dieses Lied wird den Dichter Uhland in unserem Volke unvergessen machen.

Sind Sie ein Pechvogel?

Wohl nicht immer, aber so hin und wieder in kürzeren oder längeren Abständen, betrachtet sich mancher Mensch als Pechvogel. Da kommen Ereignisse und Vorfälle geschäftlicher und privater Natur, die mit einer nahezu bewundernswerten Bosheit jene Strippe ziehen, welche wir mit der Bezeichnung Pechsträhne belegt haben. Es geht einfach alles schief! Die Voraussetzungen des sonst so schön geregelten, alltäglichen Lebens werden mit Hindernissen verlegt, die die Nerven je nach Veranlagung ins Cholerische oder Fatalistische umwerfen, immer in Unordnung bringen. Der eine versucht durch Raserei gegen die vermeintliche Pechsträhne anzugehen, der andere verlegt sich auf unnatürlichen Gleichmut — — — fast nie jedoch wird verstanden, dem Kinde das richtige Bad zu geben.

Und dabei gibt es gar keinen geborenen Pechvogel oder die sogenannte Pechsträhne als naturgewollt. Das zu glauben ist Unsinn! Der Pechvogel stolpert auf selbstverlegten Wegen und macht sich allein zu einem Unglückswurm. Er ist das Opfer seines eigenen Spiegelbildes und seine abgerundete oder geklärte, sondern immer eine verzerrte und sehr trübe Angelegenheit. Aus zwei oder drei Sachen, die aus irgendwelchen — und bisweilen ganz nebensächlichen Ursachen — verquer gingen, trägt er das Material für die bewußte Pechsträhne zusammen. Er kann anfassen, was er will, und alles trudelt ihm aus den Händen. Er wird nach und nach zu der Sorte von Menschen, von denen man sagt, sie beschrieben noch, im Krankenhaus überfahren zu werden. Sie berechnen bald im voraus ihr „bedauernswertes" Geschick und wissen schon, was ihnen wieder schief gehen wird und wo sich ihr Pech nach vermeintlicher, unabwendbarer Bestimmung auswirken wird.

Wenn sie schwimmen wollen, hängen sie sich selber Bleigewichte an die Beine und wundern sich, daß die anderen Menschen ohne solche schneller und leichter zum Ziel kommen. Sie sind die Art Leute, welche immer einen Regenschirm mitnehmen, aber wenn es wirklich regnet, ihn bestimmt vergessen oder ausgeliehen haben. Im Theater bekommen sie stets den Platz hinter einer Säule, und im Kino sitzen sie hinter breitschultrigen und großen Menschen. Andere laufen ihnen immer den Rang ab, machen bessere Geschäfte als sie, und ihr Lotterieloss liegt immer nur eine Nummer neben einem Gewinn. Verfallen sie in Raserei und toben gegen die Ungerechtigkeit in der Welt im allgemeinen und im besonderen gegen sich an, verschlimmern sie das Uebel ebenso, als wenn sie mit saurer Miene fatalistisch die Pechsträhne erdulden und dem „Unabwendbaren" sich fügen. Sie haben stets die verkehrte Temperatur, sie sind eben der Pechvogel, an den sie rührend glauben. Ihre übertriebene Vorsicht ist ihr allergrößtes Pech. Sie haben zuviel davon, dagegen keinen Schwung, keine Elastizität, keine Beweglichkeit und treten sich selber auf die Füße. Alles bedenken sie zehn- und zwanzigfach. Sind sie wirklich zu einem Entschluß gekommen, ist es entweder zu spät für die Durchführung, da ein anderer Mitmensch die gleiche Idee in impulsiven Durchgeführt oder das Geschäft bereits gemacht hat, oder sie bekommen im letzten Augenblick noch einen größeren Schuß Angst, und schon geht die Sache wieder schief — — — und daran soll das Pech schuld sein!

Gerade Frauen weichen ihnen infolge ihres instinkthaften Empfindens vor der Unmanniglichkeit aus, und so haben sie auch hier das zweifelhafte Glück, an liebevolle weibliche Wesen zu geraten, von denen behauptet wird, sie hätten die bekannten Beinfleider an, die eigentlich dem Mann zukämen.

Sind Sie also so ein Pechvogel, dann wird

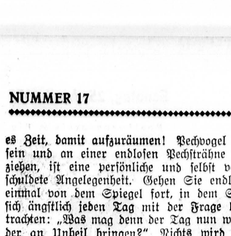
es Zeit, damit aufzuräumen! Pechvogel zu sein und an einer endlosen Pechsträhne zu ziehen, ist eine persönliche und selbst verschuldete Angelegenheit. Gehen Sie endlich einmal vor dem Spiegel fort, in dem Sie sich ängstlich jeden Tag mit der Frage betrachten: „Was mag denn der Tag nun wieder an Unheil bringen?" Nichts wird er bringen! Töten Sie den unseligen Glauben an Ihr Pech, das ist die erste und wichtigste Vorbedingung von falschen Belastungen loszukommen. Gebrauchen Sie Ihre Ellenbogen mehr, suchen Sie sich einfach einen anderen Platz im Kino. Nicht zuviel Vorsicht, trauen Sie sich mehr zu, mehr Selbstvertrauen und äußlen Sie sich nicht unnötig mit Vorurteilen, Aengstlichkeiten, Hemmungen und Hindernissen, die, wenn sie kommen, dazu da sind, um überwunden zu werden. Mit einem guten Anlauf kommt man schon über den Graben, sonst muß man eben eine Brücke benutzen und einen Umweg machen. Ihr Pech ist nur die Angelegenheit Ihres Fehlglaubens. Das Pech kommt so freudig zu Ihnen, weil Sie sich anhaltend mit ihm beschäftigen und es daher glaubt, ein willkommener Gast bei Ihnen zu sein. Sie haben schon soviel Vertrauen zu Ihrer Pechsträhne, daß es einfach nicht anders geht, als daran ziehen zu müssen. Das Pech mietet sich nur bei Ihnen ein, weil Sie ihm selbst die Türen öffnen! Werfen Sie den lästigen Gast hinaus! Kennen Sie ihn nicht, und lachen Sie über ihn und über sich selber, wenn da wirklich einmal eine Sache schief geht. Nur keine Aufregung, das Köpfchen kühl und den Verstand klar halten, Sie werden einmal sehen, wie schnell es mit dem Pechvogel und der Pechsträhne vorbei ist.

Man ist immer das, was man aus sich selber macht, und wer glaubt, ein Pechvogel zu sein, der wird es . . . aber nur durch eigene Schuld!

Ernst Hermann Pichnow

Tulpenfelder vor der Stadt

Wer die Niederlande im Frühling um diese Zeit besucht, wird kaum versäumen, auch wenn bereits, das wahrhaft berückende Naturschauspiel zu genießen, das Menschenhand in jahrhundertelanger Kultur erschaffen: die blühenden Tulpenfelder vor und zwischen den kleinen und großen Städten vor allem Nord-Hollands. Wir wissen, es ist nicht der Zauber des Duftes, der wie bei andern Blumen von der Tulpe auf uns einwirkt und uns selbst unscheinbare Pflänzchen wie Lavendel oder bescheidene wie Veilchen vertraut macht: es ist die eigentümliche hoheitsvolle Haltung, mit der sie gewissermaßen ihren Blumenadel betont, und dieser Adel ist schon beglaubigt, wenn man ihre Geschichte seit ihrem Einzug ins westliche Abendland verfolgt, um die Zeit der Reformation. Aber als Holland nach dem Umweg über die Leidenschaft einer Pariser Tulpenmode sich zum Haupt- und Hochsitz der Tulpenzucht entwickelt hatte — ein Vorrang, der noch heute behauptet wird —, kam es zu jenen fast abenteuerlichen Sammler-Liebhabereien, von denen die seltsamsten und schnurrigsten Geschichten erzählt werden. Wenn man bedenkt, daß zeitweilig eine erlesene Tulpenzwiebel höher im Kaufwert stand als ein kostbares Gemälde, so war es eben das Besondere, das sich aus Kreuzung und Fortzüchtung ergab: Der Reiz der



Vor 150 Jahren wurde Ludwig Uhland geboren
Am 26. April 1787 wurde der große deutsche Dichter Ludwig Uhland in Tübingen geboren. Schon mit 14 Jahren begann er an der Universität seiner Vaterstadt mit den juristischen Studien, obwohl sein ganzes Interesse bereits der Dichtkunst galt. Uhland betätigte sich auch am politischen Leben, gehörte längere Zeit dem Landtag an und wurde 1848 zum Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt. Als er am 13. November 1862 in seiner Vaterstadt starb, bedeutete sein Tod nicht nur für die deutsche Dichtung einen Verlust, sondern ebenso auch für die germanistische Wissenschaft. (Nach einem Gemälde von Gottlob Wilhelm Morrf.) (Weltbild, K.)

Vielfältigkeit der Farbe, der uns noch heute, wo diese Ueberzüchtung phantastischer Leidenschaft verflogen ist, immer wieder zur Tulpe hinzieht, sobald der Frühling seine frühesten Heerscharen zu einem verschwenderischen Blühen aufruft. Da steht sie vor uns als das Bild einer vollendeten Schönheit in einfachen und unverkünstelten Formen, mit bellarinen, breit linealischen Blättern, zwischen denen sich aufrecht der Stengel erhebt, bekrönt von einer Blüte, deren sechs Blätter zu einer Glocke zusammengeschlossen sind. Und von der leuchtenden Farbe dieser Glocke geht das Geheimnis ihrer Wirkung aus, jetzt wie ehedem . . .

*

Gibt es nur Tulpenfelder in Holland? Muß man eine Reise ins Nachbarland unternehmen, um dem unvergleichlichen Bilde zu begegnen, Tausende, Hunderttausende, Millionen dieser Frühlingsblüten vereinigt zu sehen, säuberlich wie an der Schnur gezogen bis in die Ferne sich ausbreiten, den Reichtum von Farben zu erleben, von der Maiensonne zu einem fast feierlichen Glühen erweckt? Wir wissen, daß die Versuche sich mehren, diesen wichtigen Handelszweig auch für uns zu erobern, wo die besonderen Bedingungen gegeben sind im Erdreich und in den atmosphärischen Verhältnissen, und wissen auch, daß von Ostfriesland her, wo die Tulpenkultur schon länger geübt wird, sich Tulpenfelder allmählich südwärts ziehen, über die niederrheinische Landschaft, von Emmerich etwa, bis in die Gegend von Neuß, bis vor die Tore von Köln.

Das ist wie eine Entdeckung. Es bedarf nur einer kurzen Fahrt oder einer einstündigen Wanderung: da ist, so weit man sieht, eine baumlose fruchtbare Ebene, und nur in der Ferne zieht sich das Vorgebirge hin, mit Wäldern und Dörfern an den Hängen, aber auch hohen ragenden Schloten als den weithin sichtbaren Zeugen gewerblicher Tätigkeit rund um die Braunkohle. Wir biegen auf einen Feldweg ab: ein Feldkreuz oder ein Heiligenhäuschen, von alten Linden überdacht, sonst steht nichts in der Landschaft. Und plötzlich liegt es vor den Blicken — hier mitten im Lande: unübersehbar Feld an Feld von blühenden Tulpen. Tausende, Hunderttausende, Millionen von Blumen. Es brennt, glüht, leuchtet von Farben: Weiß, Gelb, Rot, Braun, scharlach-, burgunder-, purpurfarben, orangefarben — ob, dieses Gelb ist von einer Leuchtkraft in der Ferne, daß es alle andern Farben überschreit.

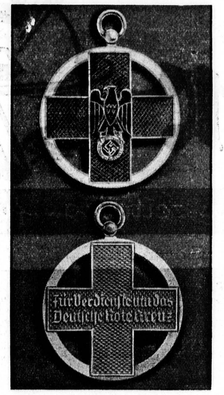
Wir stehen vor einer neu angelegten deutschen Tulpenkultur . . .

*

Dies alles, was man vor sich sieht, ist wie ein Schöpfungs- und Wachstumswunder. Aufgerichtet und unbeweglich stehen die blühenden Heerscharen unter dem sonnigen Himmel in Reih und Glied, in musterhafter Ordnung gereiht, und weder in den Wegen noch in den Furchen der langen schmalen Beete ist die geringste Unordnung, wird auch nicht einem Grashalm das bescheidenste Lebensrecht gegeben. Tulpen, nichts als Tulpen. Und dunkle feuchte Erde. Alle Fruchtbarkeit der Erde, ihre Kraft und das phantastische Spiel ihrer Kraft ist in ihnen beschlossen. Da sind weiße Blüten, von marmorner Blässe und doch von einem warmen Hauch überlüftet; da drüben sind weiße mit lila Sprenkeln. Da reine maxima getaxt — auch die Namen berücksichtigen die adlige Herkunft von einer zarten und wahrhaft königlichen Schönheit. Rote Tulpen, die sich gerade wie auf geheime Verabredung zu erschüttern beginnen — dunkelrote, brandrote, die wie erstarrte Flammen sind, braungoldene, wie Käferdecken, alle Spielarten von Rot, vom Wein- und Burgunderrot bis zu Purpur und Scharlach. Couleur cardinal, Carmoisie brillant genannt, und die Namen bezeichnen schon Rang und Farbe. Da sind Tulpen, die sind getigert oder gefleckt wie Orchideen, andre haben bizarr gezackte Ränder, andre sind gefüllt — es sind lilafarbene — und den Schwestern ganz unähnlich geworden. Ihis hat ein brennendes Rot mit weißen Rändern, wieder andre haben seltsam metallischen Glanz, spielen ins Graue, ins Violette, ins Grünliche, und das schreiende Gelb, das über das Feld zuckt und gelber leuchtet als das Federkleid des Kanarienvogels, gehört dem Gelben Prinzen.

Es macht Freude, die Namen der Arten zu

Der Reichsautozug Deutschland auf der Fahrt
Der Reichsautozug „Deutschland" hat kürzlich München in Richtung Berlin verlassen. Der Autozug hat die Aufgabe, die Telephon- und Rundfunkanlagen aufzubauen, die für die Feiern am 1. Mai und für deren Uebertragung benötigt werden. Unser Bild zeigt den Autozug bei seiner Fahrt durch das Fichtelgebirge. (Weltbild, K.)



Medaille des Deutschen Roten Kreuzes
Der Präsident des Roten Kreuzes, NSKK.-Obergruppenführer Herzog von Coburg, hat mit Ermächtigung des Führers und Reichskanzlers als unterste Stufe des Ehrenzeichens des Deutschen Roten Kreuzes eine „Medaille des Deutschen Roten Kreuzes" eingeführt. Sie ist bestimmt für erfolgreiche Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes. Die Medaille wird mit Zustimmung des Führers und Reichskanzlers verliehen und wird am roten, weißgeränderten Band getragen. (Scherl Bilderdienst, K.)

lesen. Jeder sagt gewiß etwas aus — nicht mir, aber dem Kundigen. Aber ich ahne Geheimnisse dahinter. Prinz von Oesterreich (ich nehme an, daß er gärtnerisch höher im Kurs steht als politisch), Duc de Berlin (da er seines Blütenkopfes schon beraubt war, sehe ich nichts mehr von den Farben seines Wappens, aber ich weiß, daß es ein Rot ist mit gelbem Rand), General de Wet, Victoire d'Oliviéra, Allard Pearson, Prinzeß Elisabeth, William Pitt, man kann sich aussuchen und sich schöne Geschichten zusammendenken, von denen nicht eine einzige wahr ist. Denn die Romantik ist nur für die Beschauer. Für sie ist das farbensatte, das über die Maßen bunte Bild, dieses Blütenfeld ohne Ende eine Augenweide. Gottl aber ist Tulpenzucht eine Wissenschaft, ist gewissenhafte Arbeit und ist Geschäft. Der Segen dieser Erde, dieser stillen Fruchtbarkeit reift in Jahren geduldiger Arbeit. Gerade werden die roten Blüten geschnitten, gleich unter dem Stengelansatz, wenn ihre Glocken unter der Sonne sich geöffnet haben zu einem flachen, glühenden Stern. Nutzlose Schönheit, die auf Karren geladen dem Kehrricht verfällt. Denn schöner noch muß sich die Blüte entfalten, im nächsten, im übernächsten Jahr — und in der Erde müssen die neugeborenen Zwiebeln heranwachsen.

Es ist ein großes Schwelgen um die Tulpen. Eine Stille der Farbe an sich. Sie blühen. Sie blühen über der Erde, sie treiben unter der Erde. Das ist ihr Zweck. Und das Auge der Sonne ist über ihnen. Und das der Menschen. .

*

Während ich dies schreibe, steht vor mir eine weiße Porzellanvase mit Goldrand, und aus ihr erhebt sich, ein Geschenk von Freunden, ein halbes Dutzend makelloser roter Tulpen. Weiß, gold, grün, rot, ein harmonischer Klang. Die dunkelsamtnen Blütenglocken beginnen sich leise zu öffnen. Sie verwelken. Sie welken — und ich sehe weite Felder, ein Meer von Blüten, eine Sinfonie von Farben, Offenbarung des Schöpferischen im Organismus einer ewig sich fortzeugenden, sich entfaltenden und ewig sich verwandelnden Natur.

D. H. Sarnetzki.

Dies nebenbei

Eine kurze Notiz mit einem gewichtigen Aktenzeichen dahinter verkündete es in einer der letzten Ausgaben des amtlichen „Tarif- und Verkehrs-Anzeigers": Mit dem 31. März ist das „Lauenburger Eisenbahnprivileg" außer Kraft getreten. Alle Verpflichtungen der Reichsbahn aus diesem Privileg, insbesondere die unentgeltliche Beförderung der Einwohner Lauenburgs und seiner Vorstädte sowie ihrer Gütersendungen von und nach Büchen sind mit diesem Tage erloschen.

Damit wurde eine Einrichtung beseitigt, die noch aus der „guten alten" Zeit der ersten Eisenbahnen stammte und eigentlich nur als eine Merkwürdigkeit der Eisenbahngeschichte ihr Leben fristete. Denn unter den heutigen staatspolitischen Verhältnissen war dieses Privileg nur noch als ein Rest aus der Zeit deutscher Zerrissenheit anzusehen. Als man in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Berlin-Hamburger Eisenbahn bauen wollte, mußte man lauenburgisches Gebiet durchfahren, das damals dem König von Dänemark unterstand. Die Genehmigung dazu wurde von dem Bau einer besonderen Bahn von Lauenburg nach Büchen zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn abhängig gemacht, die den Einwohnern Lauenburgs ohne Entrichtung von Fahrgeld zur Verfügung stehen mußte. 1853, fünf Jahre nach der Eröffnung der Berlin-Hamburger Bahn, wurde diese Anschlußbahn fertig, und seitdem konnten die Lauenburger, so oft sie wollten, auf „ihrer" Bahn kostenfrei spazierenfahren. Als die Berlin-Hamburger Bahn 1884 verstaatlicht wurde, blieb das Lauenburger Privileg bestehen. 1928 verhandelte man erstmals — allerdings ohne Erfolg — über die Aufhebung des Privilegs, aber erst im Dritten Reich konnte es beseitigt werden. Die Stadt Lauenburg erhält zur Abfindung einen einmaligen größeren Betrag, der zur Schuldentilgung verwendet werden soll.

*

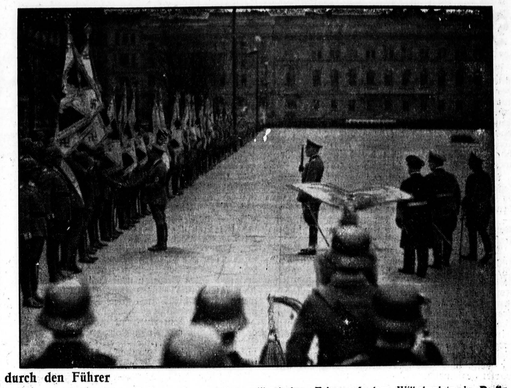
Der amerikanische Millionär Harry P. Parker ist wohl derjenige von den reichen Männern unserer Zeit, den man am wenigsten zu beneiden hat. Seit Jahren schon lebt er hinter Eisengittern und Schlössern, bewacht von einem Heer von Detektiven, einsam in einer Welt des Glanzes, ein Gefangener seiner eigenen Angst. Vor 14 Jahren wurde auf den Millionär ein Revolveranschlag verübt, der glücklicherweise fehlschlug. Man verhaftete den Attentäter, der eine Zeitlang in den Werken Parkers als Büroangestellter tätig war, und verurteilte ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit. Als das Urteil gesprochen war, rief der Angeklagte mit lauter Stimme, daß er, wenn er wieder in Freiheit sein werde, nicht eher nachgeben wolle, bis er an dem Millionär Rache genommen habe. Er werde den mißglückten Anschlag wiederholen und das nächste Mal gewiß eine geschicktere Hand haben. Seit vier Jahren, seit dem Tage, da der Attentäter vermutlich entlassen worden ist, lebt Parker in ständiger Angst, überfallen zu werden. Sein prunkvolles Haus wurde mit schweren Eisengittern und Schlössern versehen, man errichtete um das Grundstück eine mit Starkstromdrähten ausgestattete drei Meter hohe Steinmauer, das Dienstpersonal hat den strengen Auftrag, keinen Fremden mehr in das Haus einzulassen. In ganz seltenen Fällen, und dann nur ganz heimlich, verläßt der reiche Mann durch eine Seitentüre sein Schloß. Parker verzichtet auf jeden Theaterbesuch und auf jegliche Geselligkeit, er hat keine Freunde und übt keinerlei Tätigkeit aus, in seinem prächtigen Haus wohnt außer ihm nur die Angst, die nagende Furcht, eines unnatürlichen Todes sterben zu müssen und der rächenden Kugel des Attentäters zum Opfer zu fallen.

*

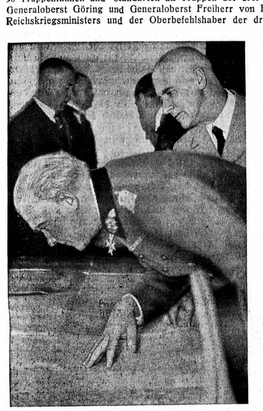
Nach einer alten englischen Tradition sollen während der Krönungsfeier Ochsen am Spieße gebraten und das Fleisch unter die Bedürftigen verteilt werden. Diesen Brauch hat nun die Londoner Vegetarische Gesellschaft zum Anlaß eines Protestes genommen. Die Gegner des Fleischgenusses sind mit ihrem Einwand äußerst geschickt vorgegangen: sie führen nämlich an, daß das Braten von Ochsen die Gefühle von hunderten von Millionen Indern, die den Ochsen als heiliges Tier verehren, verletzen könnte. Die Vegetarische Gesellschaft verweist ferner auf die hohen indischen Würdenträger, die nach London kommen werden, um Georg VI. zu huldigen. Diese britischen Vasallen würden aus religiösen Gründen Anstoß am Braten ihres heiligen Tieres nehmen. Schließlich zitiert der Beschwerdebrief den bekannten Protest, den der Bürgermeister von Bombay im Jahre 1935 erhob, als während des Silberjubiläums Georgs V. gleichfalls Ochsen am Spieße gebraten wurden. Man darf gespannt sein, welcher Bescheid den Vegetariern von maßgebender Stelle zuteil wird.

*

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß es in Florida zwei benachbarte Orte gibt, die ihre Namen dem berühmtesten Liebespaar der Weltliteratur verdanken. Es handelt sich um das kleine Städtchen „Romeo" und den benachbarten Ort „Julia". Man erklärt die seltsame Namensgebung damit, daß hier einst englische Einwanderer Siedlungen errichteten, die eine besondere Vorliebe für Shakespeare hatten. Erst unlängst hat die Eisenbahngesellschaft von Florida angeregt, man möge doch die Stadt „Romeo" in „Rainbow Falls" umtaufen. Unter einstimmigem Protest der Bevölkerung wurde der Antrag jedoch abgelehnt, die Leute von „Romeo" wollen an der literarischen Bezeichnung festhalten.



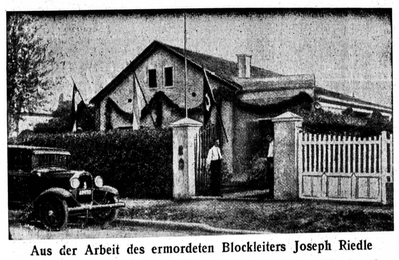
Fahnenverleihung durch den Führer
Am Vortage seines Geburtstages verlieh der Führer und Reichskanzler in seiner Eigenschaft als oberster Befehlshaber der Wehrmacht im Rahmen einer großen militärischen Feier auf dem Wilhelmplatz in Berlin 90 Truppenfahnen und -standarten an Truppen der drei Wehrmachtsteile. — Adolf Hitler bei der Fahnenübergabe. Hinter ihm Generalfeldmarschall von Blomberg und (von links nach rechts) Generaladmiral Raeder, Generaloberst Göring und Generaloberst Freiherr von Fritsch. (Scherl Bilderdienst, M.) — Bild links: Uebersicht über den Wilhelmplatz während der militärischen Feier. Der Führer schreitet in Begleitung des Reichskriegsministers und der Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile die Front ab. (Scherl Bilderdienst, M.)



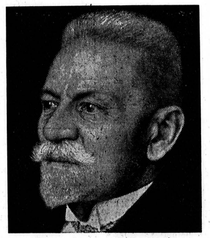
Eröffnung des Heeresarchivs in Potsdam
In Anwesenheit des Reichskriegsministers, Generalfeldmarschall von Blomberg, wurde das Heeresarchiv in Potsdam feierlich eröffnet. — Reichskriegsminister, Generalfeldmarschall von Blomberg, und der Reichsinnenminister bei der Besichtigung des Archivs. (Atlantic, K.)

Der Sport am Sonntag
Links oben: Das Hockey-Länderspiel Deutschland—Belgien in Brüssel endete mit einem 5:1-Sieg für Deutschland. Hier sieht man die deutsche Abwehr im Kampf mit einem Gegner. — Links unten: Bei dem Bautzener Gepäckmarsch wurde die Leipziger SA.-Brigade 35, die wir hier mit Reichssportführer von Tschammer-Osten sehen, wieder deutscher Gepäckmarschmeister. — Rechts: Auch der deutsche Gerätmeister Konrad Frey konnte in Stuttgart seinen Titel erfolgreich verteidigen. Hier sieht man ihn beim Handstand am Barren. (Schirner 3, K.)

Deutsche Akademie der Luftfahrtforschung
Im Ehrensaal des Reichsluftfahrtministeriums eröffnete Generaloberst Göring die Akademie der Luftfahrtforschung, die einem Erlaß des Führers vom 24. Juli 1936 zufolge die Zusammenfassung der besten geistigen Kräfte in der Luftfahrt bezweckt. — Bild: Generaloberst Göring bei der Eröffnungsansprache. (Scherl Bilderdienst, K.)



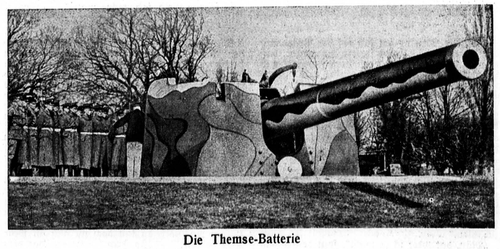
Aus der Arbeit des ermordeten Blockleiters Joseph Riedle
Das von der Ortsgruppe Villa Ballester der Landesgruppe Argentinien der Auslandsorganisation der NSDAP. gebaute „Horst-Wessel-Haus". Es wurde von der Ortsgruppe im freiwilligen Arbeitsdienst errichtet. (Weltbild, K.)



General von Gallwitz †
In einem Sanatorium in Neapel starb kurz vor Vollendung seines 85. Lebensjahres der General der Artillerie a. D. Max von Gallwitz. (Erich Zander, Archiv, K.)

„Pylax" geht auf große Fahrt
Graf Luckner ist mit seiner Jacht „Seeteufel" von Gotzlow bei Stettin zu seiner Reise um die Welt in See gegangen. Das erste Ziel ist Malmö. Hier hat der „Seeteufel" abgeworfen und fährt oderabwärts dem Meere zu. (Scherl, K.)

Die japanischen Rekordflieger in Berlin
Die beiden japanischen Rekordflieger trafen von London über Brüssel kommend mit ihrem blauen Flugzeug „Gottes Wind" auf dem Flughafen Tempelhof ein. Links: Die beiden Flieger mit dem japanischen Botschafter in Berlin, Graf Mushakoji. Rechts: Zwei schöne Japanerinnen winken ihren fliegenden Landsleuten entgegen. (Atlantic 2, K.)



Die Themse-Batterie
An der Mündung der Themse sind große Küstenbatterien mit weittragenden Geschützen aufgestellt worden, von denen wir hier eins im Bilde zeigen. Besonders interessant ist die eigenartige Schutzfarbe, mit der das Geschütz versehen wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)

Mein Hund weckt mich /

Von Hans Friedrich Blunck

Ich merke, noch halb im Traum, daß etwas unerhört Unordentliches geschehen ist. Richtig, der Hund schläft vor meinem Bett und das kommt davon — blitzschnell schießt es mir durch den Kopf —, daß ich Strohwitwer bin und mich heute nacht beim Heimkommen so sehr über das getreue Tier gefreut habe, daß ich's mit ins Schlafzimmer nahm. Ganz ausnahmsweise, hörst du, Bruddel! Mit der dringenden Verwahrung, mich nicht zu früh zu wecken.

Also der Hund schlief auf meinem Bettvorleger. Und er hat deutlich in Erinnerung, daß er mich nicht wecken soll, und liegt — obschon längst wach, ich merke es am Spiel der Ohren — als lautlose Wache vor meinem Bett, den Kopf zur Tür gerichtet, unter der ein Windzug Kaffee- und Brutgeruch hereinführen mag.

Aber Bruddel weckt mich nicht; er ist vorzüglich erzogen und weiß, daß ich noch eine Weile ruhen will. Sein schwarz und weiß gefleckter Drahthaar zuckt vor Unruhe, der Kopf hebt sich zuweilen zu einem fürchterlichen lautlosen Gähnen — welch ein Gebiß, ich begreife, daß man damit einen Fuchs aus dem Bau holen kann! Aber Bruddel ist der Diener seines Herrn, er denkt nicht daran zu winseln oder gar, wie man es auf Bildern von schönen Schaufpielerinnen sieht, sich aufs Bett zu setzen. Er weiß, daß sein Herr Ruhe nötig hat und wartet geziemend.

Es ist rührend, dieser Selbstüberwindung zuzusehen. Ich blinzele durch die schmalen Lider, aber ich schließe sie blitzschnell, sobald er sehnsüchtig den Kopf nach mir wendet. Denn ich will doch noch eine Viertelstunde schlafen, obwohl der Tag grauend in den Fenstern steht. So höre und sehe ich nicht, wie Bruddel tief aufseufzt, wie er sich von einem rechten Halbbogen zu einem linken krümmt, wie er den Kopf erst auf den einen, dann auf den anderen Vorderlauf drückt, wie er den kleinen Stummel der Rute unter einem freundlichen Gedanken, der sicherlich mir und dem Aufstehen gilt, rasch siebenmal bewegt, um ihn wieder still zwischen die Beine zu klemmen, wie er ein Zucken nicht etwa mit einem Lärmenden Brother beantwortet, sondern nur mit einem wütenden Schnappen ins eigene Fell fährt.

Sehr rücksichtsvoll ist Bruddel, sein Herr schläft. Aber auch die größte Ueberwindung hilft schließlich nicht dagegen: Er muß sich reden, nur eben ein einziges Mal ausreden; man kann doch nicht verlangen, daß die Knochen aneinanderwachsen? Und mit dem Reden kommt ganz gegen seinen Willen die Sucht, einmal tief aufzugähnen — er erschrickt selbst, wedelt entschuldigend mit dem Schwanzstummel, zwölf, zwanzig Mal, und bewahrt sich bewußt, ob er mich auch gesehen hat — vielleicht auch in der geheimen Hoffnung, er hätte diesen gräßlichen Langschläfer wider Willen geweckt? Aber ich habe eilig die Augen wieder zugekniffen und bläse durch die Lippen wie in tiefstem Schlaf.

Dieser feste Schlaf überrascht Bruddel; er merkt, er hat zu viel Rücksicht genommen. Er gähnt also noch einmal vernehmlich, versucht den schwarzen Fleck auf der Stirn am vorderen Knie zu reiben, weist mir den prächtigen bräunlichen Scheitel, der bis in den Nacken läuft, scheidet die schwarze Hemdbrust vor und wedelt noch einmal mahnend mit dem Schwanzstummel, an dessen äußerster Spitze ein teuflisch schwarzes Haarbüschel steht. Er scheint es selbst zum erstenmal zu sehen, bellt es lange, hat wieder eine Witterung, die seine Ruhe stört, und tappt sich leise an Waschtisch und Bettpfosten entlang, wobei er jedesmal eine Lunge voll Wind nimmt und sie herzhaftlich wieder ausbläst.

Aber auch die Pfostenbeine hören auf, — noch eine Nase unter der Türspalte, ein leises Knurren über den aufgerollten Zipfel des Bettvorlegers, der ihm nicht ganz geheuer ist, dann wirft er sich mit einem Seufzer wieder auf die nächstlings gewärmte Stelle nieder. Aber er behält mich jetzt doch im Auge, er findet alles Schlafen nach Hellwerden dumm und blöde und würde dem Ausdruck geben, wenn es nicht just sein Herr wäre, der sich so ärgerlich gehen läßt.

Wie soll er dem Ausdruck geben? Ich merke, er besinnt sich auf einen Vorwand. Ein ferner Schritt auf der Straße — er knurrt, aber ich rühre mich nicht. Der Waschtisch wird von allen Seiten unter Wind genommen, bedroschen wie ein Kornstein. Aber ich lasse mich nicht ängstigen. Ein heuchlerischer Kampf mit einer Motte, die sich — wie Bruddel vorgibt — bis unter die Fußmatte verfolgen läßt. Aber wo zu bin ich Strohwitwer, wenn nicht einmal die Motten im Haus fliegen dürfen.

Und schließlich ein Satz aus höchster Sorge um meine Sicherheit. War's wirklich ein Schritt auf der Treppe oder war es nur ein knackendes Holz? Bruddel knurrt unter der Tür hindurch, er steht, vier Beine wie zum Sprung gestemmt, das Haar gesträubt, den Nacken geschwollen, die Rute steilauf gestellt. Wartet, tingt einen Atem lang mit seinem Gewissen und klafft, drei, vier Mal durch die geschlossenen Zähne.

Ob ich nun endlich nach hin? Er wendet sich blitzschnell, ich kneife rasch die Lider zu, kann aber das Schmunzeln nicht lassen. Und da begreift Bruddel, was er längst vermutet hat: Sein Herr mogelt! Im nächsten Augenblick faust und fiept er, tanzt auf den Hinterbeinen, tut den verbotenen Sprung aufs Bett, ist gleich wieder drunten, jault, bellt, heult und tanzt wieder. —

Bis man mit einem Ruck nachgibt, um weiteer Unordnung zu wehren, und mit beiden Beinen zugleich über die Bettkante fährt.

Spielhahnpürsch

Eine Jagdgeschichte von Hermann Huttel

Wenn der Kirschbaum blüht und die Birken sich begrünen, dann ist allemal das Moor voller Leben und Lust. Aber von all den tausend Blumen blüht keine so rot und so schön wie die zwei feurigen Rosen über den liebestollen Augen des Birkhahns; und von all den tausend Liedern greift keins so ans Herz wie der Balzgesang dieses prächtigen Wildes.

Es fullerten viele Hähne an jenem Frühlingsabend, als ich einsam durch die Heide schlürte. Das braune Moor mit dem grünen Kraut und dem weißen Wollgras darüber war in ein Meer von wildem Sang getaucht; überall in der lustigen Heide klösen und pfiffen die kämpfenden Hähne. Und doch war es ein Leichtes, aus all dem Geschleif, Getrommel und Gekuller das brünstige Lied des alten Gesangshahns herauszuhören. Dem galt meine Pürschi

Das Beginnen schien aussichtslos. Denn der Hahn kullerte in einem Teil der Heide, der tellerflach und trostlos wie eine weite Wüste vor mir lag. Aber ich wußte, daß der Birkhahn hundertfünfzig Gänge weit balzte der Hahn in einem jungen Roggenfeld, das mitten in der Heide lag. Je länger ich durch das Glas nach dem Hahn hinüberschaute, um so klarer gewann mein Mut. Jeder Versuch, dem Grenzhahn schußweit beizukommen, erschien dumm und lächerlich.

Und doch liege ich mit einem Mal wie von tausend unsichtbaren Händen niedergezogen zwischen den Heidebulten, lasse Glas und Gut und Rucksack zurück, sicher den schußfertigen Drilling und schiebe mich zwischen den grünborstigen Bulten hindurch dem betörenden Sang des alten Grenzhahns entgegen. Könnte ich auf den Knien kriechen, dann wäre das alles halb so wichtig. Aber wer einen Birkhahn erpürschen will, muß wissen, daß der Birkhahn durch klebrigen Schlamm und blühendes Wollgras, durch Wasser und Ried und Röhricht auf den trockenen Boden hinüber. Glitschige Schnüre von schwarzgeperlten Froschlaich sind an meinem Drilling hängen geblieben, das Wasser der Sinke hat mich völlig durchnäßt und abgekühlt, mit frischem Mut ziehe ich mich weiter und weiter dem alten Grenzhahn entgegen. Vor mir taucht plötzlich ein besonders klotziger Heidebulten auf. Er bietet mir vorzügliche Deckung, und mit letzter Kraft schiebe ich mich an ihn heran. Nicht weit weg balzt der Hahn!

Mit aller Vorsicht hebe ich den Kopf und suche durch Kraut und Gras den balzenden Hahn zu erspähen. Mein Herz tut einen gewaltigen Freudensprung: Unmittelbar vor mir dehnt sich die junge Kulturfläche und drüben im zarten Roggengrün balzt wie toll der Hahn!

Noch rinnt mir der Schweiß in dicken Perlen über das Gesicht, aber der Abend sinkt tiefer und tiefer aus dem grauen Wolkenhimmel herab. Hier und da verschwinden bereits die anderen Hähne. Da ist keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich mir nicht im letzten Augenblick die so mühselig erpürschte Beute entgehen lassen will.

Und während der alte Grenzhahn kaucht und fischt und sich gar wild im Kreise dreht, schiebe ich langsam, langsam den Drilling durch das Kraut. Doch wie ich die Waffe mit dem Zielglas auf ihn richte, hält er jäh in seinem Minnespiel inne, reckt den blauschillernden Kragen und sichert bedenklich nach mir herüber. Schon drückt er die Schwingen in die grüne Roggensaat, und ich weiß, daß er nach wenigen Sekunden in sausendem Flug das Weite sucht.

Die Waffe liegt locker zwischen dem Heidekraut; ich habe keine Zeit mehr, sie fest in die Schulter einzuziehen. Wenn auch nur ein einziges Aeschen des Heidekrauts sich regt, ist der Hahn für mich verloren. Drücke ich aber den Drilling in dieser Lage ab, dann wird mir das Zielglas unzweifelhaft in die Stirn schlagen. Doch was frage ich in diesem kritischen Augenblick der Pürsch danach! Ich wringe die wilde Erregung meines leuchtenden Körpers für zwei kurze Sekunden gewaltsam in mich hinunter, eisig kalt sitzt der Zielstachel auf dem stahlblauen Schild des sichernden Hahnes, der Zeigefinger löst den Schuß, und im Knall schlägt mich das rückstoßende Zielglas auf den Boden nieder. Warm und klebrig rieselt das Blut über mein Auge; aber schon springe ich auf und schaue nach dem Hahn: Er ist fort!

Eine ungeheure Enttäuschung greift an mein Herz . . . die Heide wankt unter meinen Füßen . . . die Pürsch umsonst! . . . alles umsonst!! — — die Kugel ging vorbei . . . und der Hahn ist verstrichen auf Nimmerwiedersehen! . . . Aber dann reiße ich plötzlich meine Augen weit, weit auseinander . . . mein Herz jubelt und jauchzt: drüben in der grünen Roggensaat zuckt eine schwarz-weiße Schwinge . . . einmal . . . zweimal . . . dann ist's vorbei. Der alte Grenzhahn ist verendet. Er ward mein!

Der Auerhahn steht in voller Balz und wird beim Anspringen geschossen. (v. Roebel, M.)

Anekdoten aus Westfalen

Von Richard Euringer

Ein westfälischer Schultz bekommt alle Jahre, seit es sich zur Zeit der Lebensmittelknappheit eingebürgert hat, den Besuch seiner städtischen Schwägerschaft, insbesondere der Damen.

Dieses Jahr nun haben sich die Gäste um Wochen verspätet, und im Vorjahr kam irgend was dazwischen, so daß Frau Kinna angesichts des zu voller Länge aufgeschossenen Roggens rief: „Mein Gott, Schultz, sagt! Was ist das Korn gewachsen, die zwei Jahre!"

*

In einer kleinen westfälischen Landstadt winkt ein unerschrockener Chirurg, der einerseits eine tatsächliche Geschicklichkeit, andererseits die Ungeheimlichkeit operativer Eingriffe damit unterstreicht, daß er Leidende mit den Worten tröstete: „Na, schlimmstenfalls machen wir eben mal auf und gucken rein!"

Nun passierte es dem Herrn, daß er in der Eile, während niemand sonst im Hause war, die Haustür einschnappen ließ, ohne einen Schlüssel in der Tasche!

Also schickte er vom Krankenhaus zum Schlosser, einem Manne, dem er unter Umständen verdacht vorzeitig den Leib geöffnet, er möchte mit dem Dietrich kommen.

An der Haustür trafen sie zusammen, und der Arzt berichtete sein Mißgeschick.

„Schad't nich", sprach der Schlosser, schwang den Schmiedehammer und schlug die Haustür ein, „schlimmstenfalls macht wi up und kiekem rin!"

*

Magister Claufus hat sich auf der Präparandenschule seiner Heimat soweit entfremdet, daß er sie nicht ganz anderen Augen meinte, und so manches zu entdecken glaubt, was unverfälschten Westfälingern nicht weiter auffällt. So belehrt er seinen alten Vater, den Korbflechter Claufus, wenn sie Sonntag nachmittag spazieren gehen oder Samstag abend, über tausend Dinge, die der alte Mann entweder nicht oder falsch oder nicht richtig weiß, kennt, versteht und sieht.

„Hier zum Beispiel", sagt der Magister und deutet auf vier Paar Holzschuhe, die frisch gescheuert am Gartengitter eines Hauses stecken — wie das in Westfalen Samstags Brauch ist — „hier sehen Sie genau, daß vier Menschen dieses Haus bewohnen: die Eltern und zwei Kinder. Sie brauchen nur die Klumpen nachzuzählen."

„Man, dat weet ick ja wahl", sagt der Vater: „Toni, sine Frau un de twee Blagen . . ."

„Gut", sagt der Magister, „doch Ihr wißt das nur empirisch, aus zufälliger Erfahrung; nicht wissenschaftlich realistisch. Wenn Ihr methodisch vorgeht, wie ich Euch das sage: vier Holzschuhe, vier Bewohner, so könnt Ihr als wildfremder Mensch Bevölkerungsstatistik in Westfalen treiben, ohne Lissen und Gerlage."

„Nau", sagte der Alte, „dat verstoh 'd wahl."

Anderen Tages kommen sie vorbei beim Klumpenmäker.

„Min Gott!" ruft der Alte, „Katrin, liek ä, wat Westfaolen doch bevölkert ist: hef de arme Mann fiefundtwentig Blagen! Fell es noo!"

*

Vorausgesetzt, einer der gesuchtesten Zahnärzte Münsters heiße Ohlenkott.

Da pilgert nun ein Münsteraner in die Heide, übernachtet, verbringt den halben Pfingsturlaub bei einem Gasthof, dessen Tochter es ihm angetan hat, so daß er sich an Werbung, Hochzeit, weiß Gott, was noch, denkt, ohne daß sie eine Ahnung davon hat; denn Klugheit scheint nicht ihre beste Tugend. Aber gerade dies Naturwidrige, Schlichte, Naive an dem recht mehr jungen Mädchen fesselt den kleinen Sparkassenbeamten; ganz besonders aber hat er sich verquickt in ihre schneeweiß makellosen Zähne, so daß er seine Werbung eines Morgens mit dem entzückten Ausruf einleitet: „Sagen Sie mir nur das eine, Fräulein, wo haben Sie so wundervolle Zähne her?!"

„Von Ohlenkott in Münster", sagt sie. „Je hebt schwor Geld kost, glövt man!"

*

Die Fleischbeschau wird in gewissen Gegenden Westfalens, zumal was Hausschlachtungen betrifft, recht großzügig gehandhabt; wenigstens schien es einem Fremden so, der geschäftlich längere Zeit dort sesshaft wurde und sein Bedenken einem „Eingeborenen" gegenüber äußerte, der ihm einen „Banas", frisch von Schlachten, angeboten hatte, ihn aber nun sofort zurücksog mit der nickenden Bemerkung: „Mann, I hebbt recht; let dat lewer! Man weet nich, wo dat Swin dacht över frömde Lo; wi under us, wie kennt us neter un dot us nix to leede."

*

„Dat verstoh'k nich", sagt Katrin zu ihrem Mann, wie er zum dritten Male am selben Tag ins Wirtshaus geht, um sich ein'n zu trinken, „mein Gott, du sast doch nu nich all wer Dost hebben!" — „Jo Frau", sagt er, „dat verstoh ik als Feuerwehrmann beter: man mut'n Brand löschen, wann er noch nich brennt!"

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

6. Fortsetzung

Seine Lippen bewegten sich wohl. Die Backen zuckten. Dann brach er langsam in die Knie wie an dem Abend, an dem er seine Wohnung wieder betreten hatte. Die Knie hielten die schwere Last nicht. Der Kampf erfaßte den ganzen Körper und schüttelte ihn haltlos.

Ina sah das Zusammensinken. Was konnten Worte hier helfen. Sie hätte seine Hände streicheln mögen und vielleicht das verwilderte Gesicht, bis es ganz ruhig wurde. Stumm und selber zitternd blieb sie neben dem Mann stehen. Sie fand keine Worte und nicht den Mut, ihm die Hand zu halten. Wenn sie sich jetzt zu erkennen gab, mußte sofort ein Mißtrauen wieder wach werden. Niemand kann ganz ehrlich sein . . . suchte sie einen Ausweg.

Ich heiße Inge Stenhus und . . . Was denn, und? Nichts. Kein Wort.

Der Mann richtete sich langsam, ganz langsam wieder auf: „Entschuldigen Sie, daß ich mich vor Ihnen gehen ließ . . ." Sprach er nicht zu ihr wie ein Fremder? Jetzt, gerade jetzt war es vielleicht noch Zeit, die Wahrheit zu sagen. Warum kam er ihr denn nicht zu Hilfe? Sah er denn nicht, wer vor ihm stand, und wie sie vor ihm stand?

Martin Rönnedeef sah nichts. Er spürte nur die Kälte, die von draußen hereinfiel oder von seinem Herzen kam. Er machte sich am Herd zu schaffen. „Ich will nicht, daß jemand erfährt, wer in dieser Hütte wohnt. Verstehen Sie mich? Keinem Menschen gegenüber dürfen Sie ein Wort sagen. Versprechen Sie mir das!"

Sie nickte gehorsam: keinem Menschen. Und nun war die Gelegenheit vorbei. Jeder Augenblick vergrößerte die Entfernung zwischen ihnen. Er kam ihr nicht zu Hilfe . . .

Die kleine silberne Uhr tickte in ihrem Gehäuse. Die Zeit lief auf den Spitzen der Zeiger im Kreise. Ina Stenhus saß und überlegte, aber je angestrengter sie nachdachte, um so weniger fand sie Worte.

Jetzt, wo sie wußte, wer sich in dieser Hütte verbarg, wurde Martin sich wieder ungutfrieden. Die Menschen suchten noch ihn. Die Polizei ließ ihn im Rundfunk ausrufen. Ein einziges Wort, und die Menschen zertrampelten morgen die Stille und Verlassenheit des Jägerhäuschens.

Ganz und nahe und deutlich hörte er plötzlich die leise wiegende Melodie eines Tanzliedes. Die Kapelle an Bord des großen Amerikadampfers spielte. Lichter brannten und brachen sie wie hundert Sonnen in Kristall und Silber. Gedämpfte und lockende Stimmen schwebten über die Tische und durch die Klänge der Musik hindurch. Das schmeichelnde, leise und seltsam prickelnde Leben, wie es immer auf der Fahrt von einem Erdteil zum anderen die großen Dampfer erfüllt, griff nach ihm. Der erste Offizier stieß ihn an: „Los, Herr Doktor, nur hineingegriffen ins volle Menschenleben. Sie haben das doch sicher nötig!" Ueberall ermunternde, ahnungsvolle und werbende Blicke. Soviel Aufmerksamkeit, daß Martin verwirrt und rot wurde.

Er tanzte mit niemand. Alles vergessen, nichts daneben gelten lassen und ohne Erinnerung leben. „Wenn ich erst zu Hause bin, kann ich das ja alles nachholen. Ich muß noch vieles nachholen!" Mit diesem Satz verschanzte er sich gegen die aufgeweinte Ermunterung des Offiziers. Wand und hart und doch Kavalier quittierte Schule stürzte sich der andere in den Wirbel der Paare. Die hundert Sonnen glitten über ihn, und Martin dachte an Monika: wenn ich erst zu Hause bin, kann ich das alles nachholen.

Jetzt saß er in der Verlassenheit, weil das Leben zu wirbeln und glatt für ihn war. Es gab nur noch Arbeit und eine letzte Aufgabe zu erfüllen und dann . . .

Dahinter gähnte ein Abgrund mit Nebel und Klippen. Aber die Musik verstummte nicht. Die Stimmen der Menschen gingen schwerelos und durcheinander. Eine Stimme übertönte die anderen. Die Lüfte mit ihren kalten Wunden, eine hölzerne Pritsche und ein eiserner Herd tauchen aus dem Ungewissen auf. Das Mädchen war also noch nicht gegangen. Martin wandte sich um: „Entschuldigen Sie bitte meine Zerstreutheit. Ich war eben an Bord des Schiffes, mit dem ich von Südamerika herüberkam. Es war ein großes Schiff mit vielen Menschen. Warum sind die Menschen während einer Ueberfahrt so ganz anders als sonst?"

„Vielleicht weil sie von ihrem Ziel mehr erwarten, als das erfüllt hat, was hinter ihnen liegt." Ina atmete über diese Wendung auf.

„Man erwartet ja vom Leben immer mehr, als es halten kann, nicht wahr? Oder geht es Ihnen anders?" Seine Frage war dringend und laut. Er suchte in der Dunkelheit das Gesicht des Besuchers zu erkennen.

Ina fühlte, wie die überrumpelte Schwere und Spannung nachließ: „Ja, mir geht es auch so. Aber ich habe gelernt. Enttäuschungen schnell zu verwinden. Ich habe meine Arbeit, einen Tag wie den anderen. Die Chefs, Direktoren und ein richtiger Generaldirektor sorgen für Tempo: Unser Büro ist das Herz des großen Gußstahlwerkes!" Es tut wohl und befreite immer mehr, dieser Wendung des Gespräches nachzugehen. Wenn ich einmal einen großen Kummer gehabt habe, ist Arbeit die beste Medizin für mich. Abends komme ich müde und vielleicht stumpf nach Hause. Ich möchte mich selber bedauern, aber selbst dazu reicht es dann nicht einmal mehr!"

„Sie haben gewiß noch Eltern? Ein gemütliches Zuhause?" Martin verließ wieder seinen Platz am Herd. Das Feuer zuckte und bewegte Menschen und Gegenstände in der Hütte. „Es muß schön sein, nicht ganz allein zu sein!"

„Meine Eltern sind viele Jahre tot. Ein Onkel verwaltete das Vermögen, solange es etwas gab, und dann lernte ich selber schwimmen. Ich beherrsche vier Sprachen, Stenographie und Schreibmaschine . . ."

„Und verfüge über ausgezeichnete technische Kenntnisse. Ich weiß!" unterbrach Martin die Aufzählung. „Ich kann leider kein Exzerpt einstellen. Mein Betrieb ist zu klein", verkuchte er zu scherzen.

„Aber immerhin haben Sie doch schon einen Betrieb", setzte Ina mit der Hand auf die Augen.

„Ich bin es Ruch schuldig", nickte Martin ernster. „Ich verdanke ihm viel, eigentlich alles: Erfahrung, wissenschaftliche Erkenntnisse, er hat mir zweimal das Leben gerettet. Er war der unerschreckenste und zäheste Mensch, den ich je kennenlernte.

„Unerschrockenheit, Zähigkeit sind Angelegenheiten des Willens." Ina hatte darüber noch nie nachgedacht, plötzlich stand die Behauptung einfach und klar vor ihr.

Martin überlegte: „Vielleicht haben Sie recht. Wenn man wollte, könnte man vielleicht vieles. Vorhin war es mir so, als hörte ich Musik. Ich wollte Musik und Menschenstimmen hören, und mit einem Male waren sie wirklich da. Im Sporthotel haben Sie wohl immer Musik. Es ist übrigens schon spät. Man wird Sie doch noch vermissen und suchen!"

„Ich verschwinde immer ganz heimlich und komme ebenso zurück. Wo viele Menschen sind, fällt der einzelne nicht auf." Ina war ihrer Sache ganz sicher. Sie verließ den Saal mit fröhlichem Gruß, sprang ein paar Stufen die Treppe hinaus und glitt wieder nach unten, wenn die Schritte und Stimmen im Hause laut geworden waren. Neben der Tür standen die Schneeschuhe. Drei, vier Handgriffe und ein klappernder Absprung, dann glitt sie jedesmal wie ein Schatten über den Abhang und in den Wald hinein. Es konnte sie niemand sehen und niemand erkennen.

Das sagte sie alles mit einem leisen Uebermut, aber Martin glaubte auch noch etwas anderes herauszuhören. Sie plauderte leicht und befreit. Martin streifte mit einem raschen Blick das schmale und doch eigenwillige Kinn. Er kam nicht los von dem etwas spöttischen Mund, der von Enttäuschungen und harter Arbeit erzählte und im gleichen Atemzuge übermütig von heimlicher Flucht aus dem Hotel, und der sich über Fehler und Schwächen der Menschen lustig machte.

Er begleitete sie nachher bis zur Schonung und dann bis zu dem Weg, der in Windungen um den Berg direkt zum Sporthotel führte. Der Schnee knirschte unter seinen Schweren, tappenden Schuhen, und Ina glitt leicht und rasch vor ihm her. Sportlich trainiert, machte Martin und verfolgte die Bewegungen des schlanken, biegsamen Körpers, der im hellen Mondschein noch geschmeidiger wurde, mit einem Gefühl von Ergriffenheit und großer Unruhe.

An der letzten großen Biegung verabschiedete er sich endlich. Groß und leuchtend lag das weiße Schneefeld, der Uebungshang, zwischen den blauschwarzen Tannen. Mechts auf der Höhe, vielleicht eine Viertelstunde entfernt, schlief das Hotel.

Martin wartete, bis das Schleifen und Rauschen der Bretter nicht mehr zu hören war und der schwarze Schatten hinter den vier einzelnen Bäumen unterging, dann tappte er langsam und allein den Weg zurück.

Als Ina die Tannen erreichte und im Bogen gebückt und gehannt, den Schatten des Sporthotels ansteuerte, bewegte sich neben dem Blockhaus, das als Massenunterkunft an großen Tagen diente, ein Mensch. Ina blieb sofort stehen und horchte. Sie sah, wie der Mensch sich ganz dicht an die Hauswand preßte. Da riß sie schnell die Riemen von den Schuhen herunter und lief in das Haus.

Vielleicht war es nur eine Täuschung, vielleicht war der Mensch ganz zufällig an dieser Stelle und wollte selber nicht erkannt werden, aber Ina hörte doch, wie erregt ihr Herz schlug, als sie die Treppenstufen hinaufsprang. Erst als der Schlüssel leise im Schloß knirschte, atmete sie beruhigt auf. Sie machte kein Licht, kleidete sich schnell aus und fiel todmüde und erschöpft in den Schlaf wie in ein tiefes, schwarzes Loch.

Jasper war wieder Soldat. Er durfte seinen Posten nicht verlassen. Das erleichterte das Warten. Oder er überwachte und leitete in Gedanken das Aufstellen von Maschinen in einer russischen Fabrik. Mitten im Winter und bei dreißig Grad Kälte mußten die Maschinen von Deutschland nach Rußland gebracht werden. Der Wind kroch durch den Schafspelz und durch die Stiefel und ließ das Blut erstarren, aber die Aufstellung der Maschinen war an einen genauen Termin gebunden. Arbeit war Pflicht wie das Postenstehen als Soldat.

Dann wechselte er wieder die Rolle, stand Ina gegenüber: Wo waren Sie, Inal Haben Sie nur beswegen neulich meine Frage nicht verstanden? Ich lebe sie seit zwei Jahren und habe deshalb ein Recht darauf, zu wissen, wo Sie mitten in der Nacht und in lebensgefährlicher Umgebung gewesen sind. Aber Ina sah ihn nur an, kühl und überlegen: Niemand hat ein Recht auf mich. Dafür sollten Sie mich eigentlich kennen, Jasper.

Jawohl, nickte Jasper und knirschte vor Scham und Zorn mit den Zähnen. Er wußte niemal, niemal wie verfolgt um das Hotel. Oben am Fenster stand wahrhaftig Burre, wortlos schüttelte er den Kopf und deutete mit der Hand vielsagend gegen die Stirn. Jasper lief weiter und wartete weiter. Burre schlief. Das ganze Hotel schlief. Zuletzt hatte nur manchmal der Hund aus seinem warmen Verschlag im Keller.

Und einmal kam wirklich der schwarze Schatten an den vier einzelnen Tannen vorbei und steuerte im Bogen gegen das Haus, drückte sich in den Schatten, wie jetzt Jasper. Er konnte Ina erkennen, sie sah wohl nur den Schatten. Nein, sie würde bestimmt nicht herüberkommen. Da knarrte schon die Tür hinter ihr. Es blieb dunkel in ihrem Zimmer. — — —

Jasper wartete noch Minuten, dann stieben ihn Enttäuschung und dumpfe Trauer durch die gleiche Tür, durch die eben Ina eingetreten war. Das Haus knisterte vom Flur bis zum Dach von einem großen Geheimnis. Jasper horchte auf dies Knistern. Er würde dem Geheimnis auf die Spur kommen. Morgen oder an einem anderen Tag.

*

Das Mädchen öffnete die Tür, nahm dem Eintretenden Hut und Mantel ab, die Aktentasche pflegte Geheimrat Hiller mit in sein Zimmer zu nehmen. Hiller lehte sich in den breiten, bequemen Sessel neben dem Schreibtisch und schloß ein paar Minuten lang die Augen. Fünf Minuten Stille, Erholung, Sammlung, dann vertauschte er den schwarzen feierlichen Rock mit einer leichten Robe. Das war eigentlich erst das äußere Zeichen dafür, daß Herr Geheimrat wieder stoll und zu Hause angelangt war. Jedes Ding mußte seine Ordnung haben, und in dreißig Jahren wird zuletzt auch jede Bewegung Ordnung und Gesetz.

Er öffnete die Tür, der gedeckte Tisch erwartete ihn. Frau Hiller sah erwartungsvoll auf. Der Mann kam ihr wieder zuvor: „Nun?"

„Nichts!" Wie ein Seufzer, resigniert und verbittert.

Hiller räuſperte sich wie gestern und seit dem Tage, an dem Monika das furchtbare Unrecht begangen hatte.

Schweigend verlief das Essen. Das Mädchen Babett huschte geräuschlos vom Zimmer zur Küche und zurück. Die Spieluhr in dem

Vogellied im Morgen

Jubelhell ein Zwitschern und ein Trillern
In mein dämmerndes Erwachen fällt,
Vogelstimmen, die durch morgenklare Welt
Selbst wie bunte Sonnenstrahlen schillern.

Duft- und glanzgewoben scheint ihr Ton,
Klingend aus des Frühlings Blütenseele,
Dem ein Preislied sauchzt die kleine Kehle,
Perlend silberblank empor zum Himmelathron.

Und es schwillt als frohverheißend Schmettern,
Daß die Stube schwingt vom Widerhall
Und dem Herzen sich im Vogelschall
Bleue Sonnentage wie ein Buch aufblättern.

Heinrich Leis

zierlich verschnörkelten Gehäuse wagte mit leisem Stimmchen die Stunde anzuzeigen. Hiller wandte den Kopf herüber, zog seine Uhr aus der Tasche und verglich die Zeit, dann horchte er erwartungsvoll zur Tür wie früher, wenn Monika sich einmal zum Essen verspätete. Aber es kam niemand. Das Mädchen wartete mit dem Abräumen, bis Herrn Geheimrat Hiller durch ruckartiges Zurückschieben des Stuhles das Zeichen dazu gab.

Babett mußte heute lange warten. Hiller sah mit unbewegtem Gesicht geradeaus. Drohend und bedrückend wuchs die Stille zu einem eisernen Reifen um den Tisch herum. Wenn der eiserne Reifen noch enger würde und sich zuletzt um die Schläfen der Frau legte, peinigend und eiskalt, dann würde ein Gespräch stattfinden. Frau Hiller wußte das seit vielen Jahren. Sie wartete, wie man auf das Unvermeidliche wartet.

„Man spricht davon, daß sie heimlich davongelaufen ist!" Hiller öffnete kaum den Mund, wenn er sprach. Das rote, etwas volle Gesicht verfärbte sich leicht bläulich, wie immer, wenn er sich innerlich stark erregte.

„Man spricht allgemein davon." Die Stimme wurde drohend und zornig.

Frau Hiller nickte. Als ob sie das nicht wüßte. Babett kam vom Markt zurück oder aus einem Laden. Sie kam von der Straße, und immer wußte sie etwas zu berichten: „Denken Frau Geheimrat an, die Leute sagen . . ."

Gutmütig und etwas einfältig, fühlte sich Babett geradezu verpflichtet, jeden Klatsch, der die Familie betraf, unverzüglich zur Meldung zu bringen.

„Du weißt das also," begann Hiller plötzlich ein Verhör. „Wie lange und von wem?"

„Von Babett!"

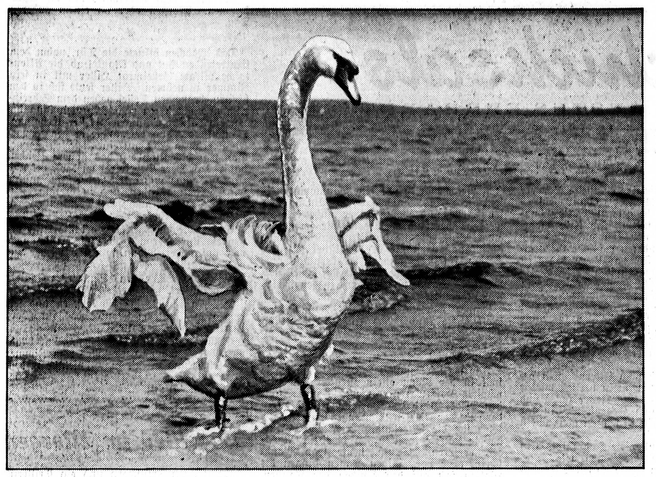
„Dienstbotenklatsch. Warum sprichst du mit ihr darüber? Von wem weiß es Babett?"

Frau Hiller atmete schneller. Die ganze Stadt weiß es, alle Menschen sprechen davon, wollte sie antfahren. Aber es war ja sinnlos. Sie gab eine ausweichende Antwort. Wozu erregen?

„Was hast du ihr darauf erwidert?"

Frau Hiller schwieg. Sie hätte sagen können, daß sie am Anfang empört aber beherrscht Monikas plötzliches Verschwinden mit einer Verwandtenreise erklärt hätte, mit einem Besuch bei Tante Voigt in Königsberg. Aber sie schwieg jetzt. Jede Lüge kehrt an einen Punkt wieder zurück und wird bleischwer. Die Lüge war längst zurückgekehrt.

„Warum antwortest du nicht?" Hiller richtete sich in voller Größe auf. Seine



Der Frühling ist da

(Lehmann, M)

Stimme war schneidend und unerbittlich: „Was du ihr darauf erwidert hast?"

Drei Stühle um den Tisch, aber der eine Stuhl blieb leer, gestern, heute, morgen und vielleicht immer. Auf dem kleinen Tischchen am Fenster lag Nähzeug, ein Körbchen, Nadeln, Garn, ein angefangenes Deckchen. Auf der Anrichte Deckchen, auf dem Bücherbord Deckchen, überall gestickte, gehäkelte, filiertes Flechtwerk, Arbeit langer Stunden.

Hier hatte Frau Hiller gesessen und dort Monika, und vor dem Fenster lief das Leben vorbei wie Tag und Nacht. Pensionat, Freundinnen, Sorglosigkeit, Essen und Trinken und Schlafen, war das denn ein Leben für Monika? Die Freundinnen gingen in die Berge, durften studieren oder in ein Laboratorium gehen wie Steffi, Monikas beste Freundin, sie toten sich zu einem fremden Haushalt um oder in einen Kindergarten. Jede tat irgend etwas, weil das Leben in Untätigkeit und Warten unerträglich ist. Das alles wußte Frau Hiller seit einer Woche oder seit zwei Wochen. Durch Gewohnheit und Schwäche, durch Dünkel und Einbildung war das Herz einer Mutter hindurchgestiegen. Verspeichelt und erstickend erkannte sie Schuld und Versäumnis. Wie ein Wildwasser war das wirkliche Leben über die behütenden Dämme gebrochen und hatte Monika fortgerissen. Eine Mutter verlor ihr Kind. Schmerz und Verzweiflung bewegten sich unter Geduld und Stilleisein gegenüber der Umwelt. Bekannte kamen mit spitzen, neugierigen oder anteilnehmenden Gesichtern. Das Herz zuckte und riß. Nuhig und beherrscht klang ihre Stimme: Ja, Monika ist verreist, Ostpreußen, Königsberg, Tante Voigt. Schwirrend kehrte die Lüge zurück.

Mutter ist fort! Lonlos und traurig sagte sie das vor sich hin. Und dann:

„Monika ist fort, und ich bin auch daran schuld!" Rührend hilflos war dieses leise Bekenntnis, daß selbst Hiller einen Augenblick erschrak. Mamsen antwortete sie nicht auf seine Frage, auf das Verhör, das die Gedanken ablenkte und den Zorn ableitete: „Vielleicht beantwortest du mir jetzt meine Frage." Lächerlich und gering war dieses Verhör gegenüber dem Schmerz. „Ich bin nicht gewillt, Selbstbezichtigungen anzuhören. Wenn du das Kind nicht besser beaufsichtigen konntest, solltest du meinetwegen verbindern, daß man mit Fingern auf uns zeigt."

„. . . man mit Fingern auf uns zeigt," wiederholte die Frau dumpf und sah ihren Mann zum erstenmal wieder an. „Man zeigt, man sieht, man redet. Immer man. Dieses Wort wird uns noch alle vernichten. Es hat Monika fortgetrieben, es hat unser Leben vergiftet, es wird mich auch bald umbringen."

„Wie sprichst du denn? Was sind das für Worte. Du bist hier nicht im Theater. Bist du vielleicht krank? Natürlich bist du krank. Wir werden einen Arzt kommen lassen!"

„Es wird mich noch umbringen!" Ihre Stimme hob sich, wurde drohend und ging zum Angriff vor. „Ich bin nicht krank, ich benötige keinen Arzt. Ich war dreiundzwanzig Jahre lang blind. Ich hörte immer nur auf dich. Ich sah nichts anderes und hörte nichts anderes. Du hast Erfolg gehabt im Leben, und diesem Erfolg habe ich mich gebeugt. Wenn man Regierungsrat ist, darf man das nicht, und wenn man Oberregierungsrat ist, kann man das nicht, und dann bist du Geheimrat geworden, und alle Bekannten laben auf uns. Das Wort „man" beherrschte uns, dich und mich, nur Monika **hat es nicht festhalten können!"**

„Vielleicht beherrschst du deine Maßlosigkeiten wenigstens vor den Dienstboten!" knurrte sie Hiller an. Er verstand überhaupt nichts mehr. Still und geduckt saß die Frau ein Leben lang neben ihm, und jetzt richtete sie sich auf und griff an. Hiller fühlte, wie seine Hände zitterten. Seine Nervosität kam wieder, er verkrallte die Hände in den Taschen, zog sie heraus, betrachtete sie, steckte sie wieder fort. Die Frau wuchs über ihn hin. Sie sah durch ihn durch, sie verachtete ihn. Knisternd und knackend bewegte sich das Gebäude jahrzehntelangen Zusammenlebens, es würde einstürzen, wenn er nicht etwas Entscheidendes unternahm.

Monika war falsch erzogen worden, nicht streng genug, nicht beaufsichtigt genug, wie hätte sonst geschehen können, was geschehen war. Das stand fest. Hiller ging an seine Arbeit auf, es genügte, wenn er die großen Linien der Erziehung überwachte. Liebte er daneben sein Kind nicht auch? Was redete denn die Frau da? Das Gebäude knisterte weiter. Er vergaß seinen Angriff und das Verhör. Jedes Verhör lenkt eigene Unruhe ab. Jeden Morgen, ehe er das Haus verließ, hatte ihm Monika einen Kuß auf die Stirn gegeben, seit zehn Jahren, seit zwanzig. Könnte denn aus Liebe Gewöhnung und leere Form werden? Jeden Morgen. Es war doch . . . Die Gedanken verbeddern sich, liefen durcheinander, eine Lüge kehrte schwirrend zurück.

Hiller machte ein paar dröhnende Schritte durch das Zimmer. Die Festigkeit und das sichere, überlegene Gefühl aber kehrte nicht zurück. Zimmer noch einmal versucht er es, aber die echten Worte stellten sich nicht ein. Die Spieluhr sang wieder eine Stunde mit heller, silberner Stimme.

— — — — — — — — —

Dreimal am Tag taxpte der Briefträger die teppichbelegten Treppen noch oben. Dreimal am Tag brachte er keine Nachricht von Monika. Eine Woche lang vergeblich gewartet, zwei Wochen lang. Die silberne Stimme der Spieluhr schwang sich auf eine Stunde und sagte davon, hundert Stunden. Viele hundert Stunden.

Der Kasten klapperte wie immer. Babett stand schon draußen und sammelte die Post auf. Drucksachen, zwei Briefe, eine Karte. Babett sagte: „Gnädige Frau, die Post!" Weil sie das so gewohnt war. Da lag doch noch ein Brief neben dem Käufer. Frau Hiller blickte sich und wußte: der Brief! Das Herz gab hastig und rumpelnd Antwort: der Brief.

Monika.

— — — — — — — — —

Geheimrat Hiller hatte noch zu tun. Er brachte sich immer Akten und Entwürfe mit, die in Ruhe geprüft werden mußten. Ein wichtiger Bericht an die Reichsschuldenverwaltung zog seine Aufmerksamkeit an. Der Sachbearbeiter übersah die Verhältnisse nicht, der Bericht mußte geändert werden, und zwar schon bei Absatz 1, Satz 3.

Monika war jetzt wirklich schon drei Wochen lang fort. Man mußte die Polizei verständigen und sich selber dem öffentlichen Skandal preisgeben. Man mußte dann notierlich sofort in Urlaub gehen und sein Abschiedsgesuch einreichen, man konnte von den übrigen Beamten nicht verlangen, was man selber nicht erfüllte.

War es Ungehorsam und Trotz, daß Monika floh, oder war es Schwäche? Liebe zu dem Maler Franz Nave konnte es doch nicht sein? Wer hinderte sie denn daran, die Verlobung mit Rönnebeck zu lösen und Nave die Hand zu geben? Nave war Künstler, gewiß. Aber er hatte den Staatspreis und war damit gewissermaßen amtlich anerkannt. Ehe man es zu einem Skandal kommen ließ, hätte die Lösung bestimmt sanktioniert werden können. Rönnebeck hing an Monika, gewiß, aber er hätte sich ins Unvermeidliche fügen müssen. Nave war Rönnebecks Freund? Auch das hatte es schon gegeben, es war gewiß nicht vornehm, aber gegen Tatsachen konnte man doch nicht angehen. Rönnebecks Verschwinden konnte mit Monika im Zusammenhang stehen. Nicht auszudenken, wenn es wirklich so war. Ein Skandal erster Ordnung. Eine menschliche Tragödie, auch das noch . . .

Der Bericht an die Reichsschuldenverwaltung blieb unfertig liegen. Die Gedanken überstürzten Monikas Leben. Das wußte er denn überhaupt von Monika? Zuletzt war Nave häufig gekommen, sie hatten sich wohl auch häufiger irgendwo getroffen. Sträflicher Leichtsinn der Mutter, der sich nun bitter rächte. Was wußte er mehr von Monika? Von ihren Gedanken und Wünschen. Eine tadellose Erziehung war ihr zuteil geworden: Musik, Literatur, Kunst. Bejahen in der großen Gesellschaft, natürlich auch Haushalt. Sie würde sich später ein Mädchen halten können. Welche Wünsche und Sehnsüchte hatte Monika? Nichts wußte er von ihr. Jeden Morgen brachte sie ihm einen Kuß auf die Stirn, wie man einen Brief auf einem silbernen Tablett bringt.

Monikas Brief . . .

„Ich bereue nichts. Ich bin nicht enttäuscht. Ich habe ja nichts getan, was ich hätte anders tun können. Es mußte so alles so kommen. Manchmal denke ich, ich habe alles nur geträumt, dann fürchte ich nur, ich liege in meinem Zimmer und das Leben geht seinen alten Gang weiter. Ich weiß, daß ich in dieses Leben nie wieder zurückkehre. Es gibt keine Möglichkeit mehr für mich, noch einmal da anzufangen, wo ich unterbrochen habe. Wenn Ihr nur etwas Liebe für mich habt, laßt Ihr mich gehen. Wenn Ihr kommt, fliehe ich, weil ich nicht mehr glaube, daß Ihr mich liebt. Die Bekannten, die Leute, die anderen, das sind die Verhältnisse, die mich beeinflussen sollten, mit denen Ihr mich geschreckt habt. Dieses Leben will ich nicht mehr führen, es lohnt sich keinen Augenblick mehr . . .

Nave ist fort, ich bin ganz allein. Nave wird nicht mehr zurückkommen, weil der andere ihn verfolgt. Der andere ist größer als er. Einmal wird er ihn doch fassen . . ."

Frau Hiller weint nicht. Jedes Wort sog an seinem Platz. Tausendmal recht hatte Monika, und indem sie es schrieb, wurde es schon erträglicher. Die Ungewißheit lähmt und tötet. Das offene Wort verwundet, aber es läßt sich Widerstand gestalten. Frau Hiller las den Brief immer noch einmal. Hinfahren und Monika abholen, stieß sie ihr Herz vor Besorgnis und Liebe hin und her.

„. . . Wenn Ihr kommt, fliehe ich . . ."

So erfüllte sich am Ende alles, wie es kommen mußte. Nicht nur Monika erwachte. Die Decken auf den Tischen, auf der Anrichte und dem Bücherbord wuchsen zu einer Anklage, vor der es kein Zurückweichen und keine Ausreden gab. Es ist recht so, Monika. Du lebst noch, und dann wird doch noch alles gut. Mein Herz schlägt wieder, hörst du es. Es ist doch das Herz deiner Mutter . . . Der Brief knisterte, und Monika lebte noch. Rom. Sie schrieb die Adresse, weil sie ja wußte, man würde sie der Leute wegen nicht abholen. Ein zorniger, beschwichtigender Brief des Vaters:

Kein Aufsehen . . ., und eine schüchterne, enttäuschte Zeile der Mutter darunter; warum hast du uns das angetan? Haben wir das um dich verdient?

Hunderte Stunden Ungewißheit formen ein Herz um, brechen ein Herz durch oder auf. Die Stille in der Wohnung war gewaltig. Niemand wagte sonst in diesen hohen Räumen laut zu sprechen. Nicht Monika, auch nicht Babett . . . Jetzt dröhnte das Herz und füllte die alten Räume. „Wenn Ihr kommt, fliehe ich, weil ich nicht mehr glaube . . ."

„In einigen Stunden bin ich zurück!" Frau Hiller nickte Babett zu, als ihr diese in den Mantel half.

„Gnädige Frau wollen noch ausgehen? Es schneit nämlich!" Babett war ganz aufgeregt. „Es ist wirklich ein schlimmes Wetter. Den Schirm . . ."

Die Tür klappte schon zu. Davon erwachte Hiller. Man mußte das Oberlicht einschalten. Die Finsternis hockte um den Schreibtisch wie ein lauerndes Gespenst. Wer kam oder ging? Vielleicht hatte Babett Ausgang. Heute war Freitag. Babett hatte Dienstag Ausgang und nicht heute. Er horchte nach der Tür hin. Es war niemand gekommen. Babett arbeitete in der Küche. Nebenan tönte die Spieluhr. Sonst fiel durch den Spalt unter der Tür ein winziger Lichtschein. Keine Bewegung nebenan.

Hiller öffnete wie zufällig die Tür. Wie spät ist es, konnte man sagen, oder: Babett muß noch etwas nachlegen, es ist zu kalt. Das Zimmer war leer und dunkel. Hiller fuhr zurück, erschrocken und unsicher. Die Tür klappte zu, es hatte jemand die Wohnung verlassen. Er horchte auf den Flur hinaus, sofort kam Babett, wachsam und treu: „Suchen Herr Geheimrat was?"

Nein, er suchte nichts. „Nichts. Meine Frau . . ." betont unfreundlich und nebenbei wollte er antworten, aber Babett sah ihn überrascht an, als er dicht vor ihr stand, arm und gering, hilflos und mit einer stammelnden, stotternden Stimme.

„Ja, gnädige Frau ist eben fortgegangen."

„Wohin? Antworten Sie doch!"

Babett wunderte sich. Also war Frau Geheimrat gegangen, ohne Bescheid zu hinterlassen: „Ich weiß es nicht. In einigen Stunden wollte sie wieder zurück sein . . . Mehr weiß ich nicht. Hat denn Frau Geheimrat . . ."

Aber eine ärgerliche, hilflose Handbewegung des Mannes wischte die Frage fort. Er stand dem Mädchen gegenüber, weil ihn seine Frau verließ, ohne Bescheid zu hinterlassen. Jetzt verließ sie ihn auch schon. Einige Stunden konnten Wochen oder Monate heißen. Das Gebäude knisterte nicht mehr, es knackte und murrte. Schritt vor Schritt, mit steifen Knien und hartem Rücken kehrte der Geheimrat in sein Zimmer zurück. Das Gebäude stürzte krachend und donnernd über ihm zusammen. Er stand aufrecht und kerzengerade, weil noch nie etwas über ihm eingestürzt war. Alles war gut gegangen, bis hierher. Was sollte man jetzt anders tun, als stehend warten.

„Es ist gut!" sagte zehn Straßen entfernt Frau Rusch. „Ich werde fahren. Sie wird nicht liegen, wenn ich komme. Ich werde mit ihr sprechen, über alles." Sie wiederholte noch einmal: „Ueber alles!" Wie klein und gebückt Frau Hiller, die sonst so beherrschte und sichere Frau Geheimrat, war. Empfand sie wirklich den Stoß, den das Leben nach ihrem Herzen geführt hatte, oder war immer noch alles auf die Wahrung der „Fassade", des gesellschaftlichen Verputzes, gerichtet? Frau Rusch empfand zum ersten Male Mitleid mit der sonst so hochmütigen, hinter Formen verschanzten Frau. Das Mauerwerk versank, eine geschlagene, verzweifelte Frau ohne Titel und gesellschaftlichen Rang suchte Hilfe.

Ja, zwanzig Jahre lang hatte sie ein Leben mit Lügen und Schein geführt, alles andere war darunter verkümmert. Ist es denn wirklich zu spät? Kann man denn nicht noch einmal anfangen und gutmachen? Hier durfte Frau Hiller auch weinen. Es kam kein Trostwort und kein Händedruck. Der Weg mußte erst bis zu Ende gegangen werden. Es blieb nichts als ein Herz voll Kummer, Schmerz und Liebe.

Von der Wand herüber sah das Bild Ruschs. Nebenan schliefen die beiden Kinder. Der Mann nickte jetzt zufrieden und ermunternd. Frau Rusch hielt den Brief in der Hand: „Nave wird nicht mehr zurückkommen, weil der andere ihn verfolgt . . ." Es war kein Zweifel mehr. Rönnebeck war rächend zwischen Monika und Nave getreten, und Nave war gefloben. Rönnebeck lebte, und Werner Vornhagen behielt mit seinem Glauben recht. Rom. Rusch nickte von der Wand herüber. Rönnebeck war in Rom, und es würde sich ein Weg zu ihm finden.

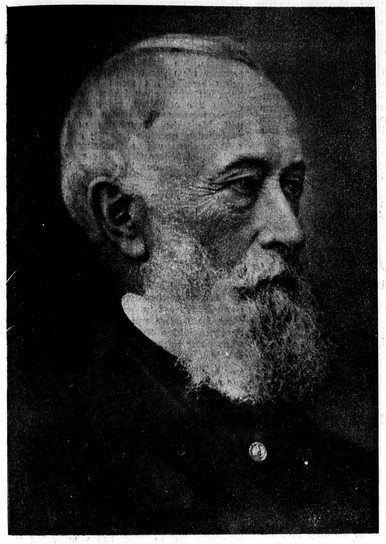
„Ja! Ja! Ja!" Frau Rusch nickte ihrem Mann zurück. Frau Hiller richtete sich jetzt wieder ganz auf. „Ich werde Monika alles erzählen. Sie müssen mich tun lassen, was ich für richtig halte. Auch wenn ich Ihnen Ihre Tochter nicht sofort bringe." So sprach Frau Rusch.

„Wenn Monika Sie nur anhört und Ihnen glaubt. Was soll ich denn tun, damit sie Vertrauen zu mir faßt?"

(Fortsetzung folgt)

Als KRUPP vier Arbeiter beschäftigte

Vor 125 Jahren wurde Alfred Krupp geboren



Alfred Krupp

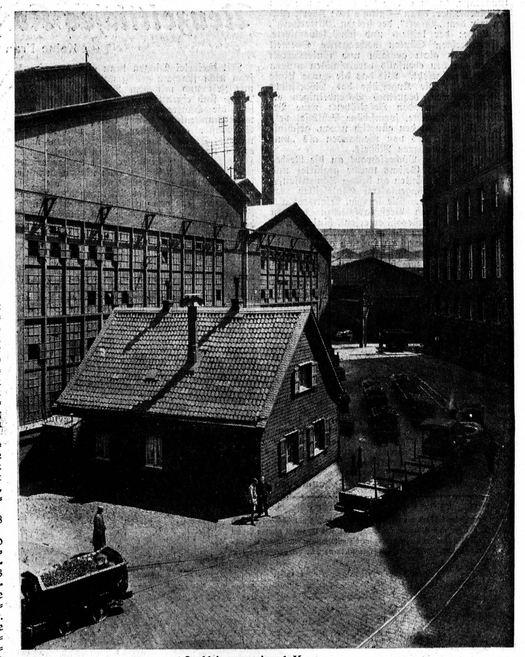
Wer in Deutschland und wer in der Welt kennt nicht den Namen Krupp, und wer vermag sich, wenn er ihn hört, etwas anderes vorzustellen als gewaltige Industrien, Hochöfen und Fabriken, riesenhafte Komplexe, auf denen die Technik ihr unruhiges Reich aufgebaut hat. Und doch ist auch Krupp einmal klein angefangen, kleiner wohl, als mancher meinen möchte. Alfred Krupps Vater, der Kaufmann Friedrich Krupp, besaß in Essen eine kleine Stahlfabrik, in der er sich mühte, einen neuen hochwertigen Tiegel-Gußstahl zu erzeugen. Das gelang ihm zwar auch, aber der wirtschaftliche Erfolg blieb aus. Nach seinem frühen Tode im Jahre 1826 übernahm dann sein Sohn Alfred Krupp der erst 14 Jahre zählte, das väterliche Werk und führte es im Laufe einiger Jahrzehnte zu einem dem größten Unternehmen der Stahl- und Eisenindustrie empor.

Sein Sohn und Erbe, Friedrich Alfred Krupp, sah sich vor neue große Aufgaben gestellt. Aus der rasch zunehmenden Vielseitigkeit der Stahlverwendung erwuchs ein starkes Bedürfnis nach Sonderstahlen der verschiedensten Eigenschaften. Damit gewann die wissenschaftliche Werkstoffforschung und entwicklung eine ausschlaggebende Bedeutung. Seiner natürlichen Neigung folgend, schenkte Friedrich Alfred Krupp dieser Arbeit besondere Aufmerksamkeit und gab ihr durch Einrichtung einer chemisch-physikalischen Versuchsanstalt eine Pflegestätte im Rahmen der Gußstahlfabrik.

In ihrer gegenwärtigen Form ist die Friedr. Krupp Aktiengesellschaft ein fenkrecht gegliedertes Unternehmen, das im wesentlichen Eisensteingruben, Steinkohlenzechen, Hochofen-, Stahl- und Walzwerke, Betriebe für die Stahlverarbeitung, Maschinenfabriken und eine Schiffswerft in sich vereinigt, und dem zur Sicherung der Rohstoffversorgung und des Absatzes eine Reihe von Werken und Handelsgesellschaften angeschlossen sind.

Von den in eigenen Werken erzeugten Werkstoffen verläßt nur ein Teil das Unternehmen in der Endstufe als Walzerzeugnis, Werkzeug, Apparat oder Maschine. Die weitaus überwiegende Menge geht in den verschiedensten Fertigungsstufen an fremde Werke, Drahtziehereien, Motoren-, Kraftwagen-, Flugzeug- und Maschinenfabriken, Eisenbahn-Unternehmungen, Werften und andere Betriebe des In- und Auslandes.

Stamm- und Hauptwerk der Friedr. Krupp Aktiengesellschaft ist die Gußstahlfabrik in Essen. Zu ihr gehören die Betriebe für die Geschoßherzeugung und -verarbeitung sowie mehrere Maschinenfabriken. Flußstähle der verschiedensten Qualitäten erzeugt die Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen (Niederrhein); ihr ist eine Eisenbauwerkstätte angegliedert. Das Grusonwerk in Magdeburg gehört zu den vielseitigsten Maschinenbauanstalten auf dem Gebiete des Schwermaschinenbaues; es ist ferner bekannt durch seine Gießerei für alle Arten Hartguß. Die Germaniawerft in Kiel-Gaarden pflegt außer dem Schiffsbau u. a. den



So klein war einmal Krupp . . .

Das heute inmitten der Krupp'schen Gußstahlfabrik stehende „Stammhaus", überragt von mächtigen Fabrik- und Verwaltungsbauten.

ersten nahtlosen Radreifen hervor. Sie haben den Namen Krupp über den ganzen Erdball getragen. 1862 wurde das Bessemer-Verfahren, 1889 das Siemens-Martin-Verfahren und 1905 das Thomas-Verfahren aufgenommen. Damit war für das Krupp-Unternehmen die Grundlage der Massenerzeugung von Stahl geschaffen. 1907 kam das Elektrostahl-Verfahren hinzu.

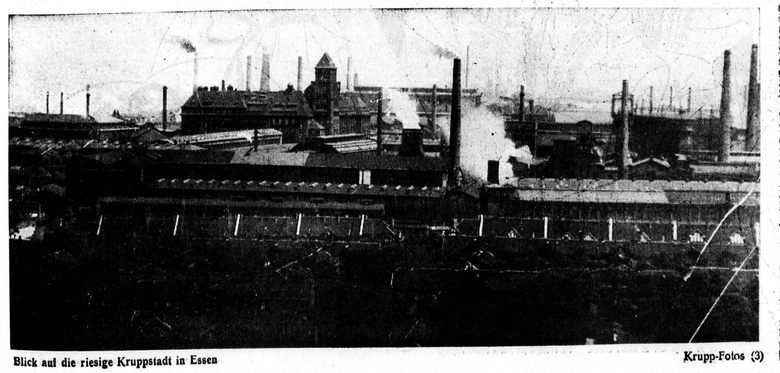
Versuche in den 40er Jahren, Tiegelstahl auch für Kanonen zu verwenden, bildeten den Anfang der Kriegsgeräte-Herstellung. Mit ihnen beginnt ein neuer Zeitabschnitt in der Artillerietechnik. Geschäftliche Erfolge waren Alfred Krupp auf diesem Gebiete aber erst beschieden, als im Jahre 1859 Preußen 300 Feldgeschützrohre bestellte und damit anerkannte, daß der Gußstahl anderen Werkstoffen für Geschütze überlegen sei. Von da an nahm mit dem Ausbau der preußisch-deutschen Wehrmacht dieser Arbeitszweig rasch an Bedeutung zu und bedeutet sie bis zum Ende des Großen Krieges bei.

Durch Einführung der wissenschaftlichen Werkstoffforschung im Jahre 1863 machte Alfred Krupp für sein Werk den Anfang mit der Gemeinschaftsarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis, die sich in den folgenden Jahren und Jahrzehnten als so überaus fruchtbar erwies.

1865 wurden die ersten Erzgruben und 1868 die ersten Eisenkohlenzechen angekauft.

Als Alfred Krupp das Werk übernahm, beschäftigte es vier Arbeiter, als er es im Jahre 1887 seinem einzigen Sohn und Erben, Friedrich Alfred Krupp, bei seinem Tode überließ, war die Zahl der Werksangehörigen auf 21 000 gestiegen. Zeit und Raum würden hier nicht ausreichen, wollten wir den Umfang und die Bedeutung des Krupp'schen Unternehmens ausführlich schildern. Einige kurze Tatsachenangaben mögen aber dem Leser eine Vorstellung von der rasenden technischen Entwicklung geben, mit der Alfred Krupp das Werk zu einem Weltunternehmen ausbaute:

1848 lieferte die Firma Krupp als erstes Werk der Welt Eisenbahn-Achsen sowie Eisenbahn-Federn aus hochwertigem Tiegelstahl und leitete damit einen neuen Zeitabschnitt des Eisenbahnwesens ein. 1851 fand Krupp durch einen Tiegelstahlblock von 4300 Pfund auf der Weltausstellung in London allgemeine Anerkennung und Bewunderung. Mit einem Schlage war der „Gußstahlfabrikant Krupp" einer der angesehensten Männer der Gesellschaftsindustrie, die damals als alleiniges Arbeitsfeld Englands galt. Im gleichen Jahr gingen aus den Krupp-Werken die



Blick auf die riesige Kruppstadt in Essen

Krupp-Fotos (3)

Bau von Dieselmotoren, Schiffsdampfturbinen und Dampfkesseln. An Steinkohlenzechen mit den entsprechenden Kokereien besitzt die Friedr. Krupp Aktiengesellschaft die Bergwerke Essen in Essen, die Bergwerke Hannover-Hannibal in Hordel bei Bochum und die Gewerkschaft Emscher-Lippe in Datteln i. W., mit der Gewerkschaft der Constantin der Große in Bochum besteht ein Interessengemeinschaftsvertrag. Die Eisensteingruben im Siegerland und an der Lahn sind in der Sieg-Lahn-Bergbau GmbH., Gießen, zusammengefaßt. In den Kruppschen Werken gehören u. a. die Westfälische Drahtindustrie in Hamm i. W. das Feinblechwalzwerk Capito & Klein A.-G. in Düsseldorf-Benrath und die Nordeutsche Hütte A.-G. in Bremen. Durch ein ausgedehntes Vertreter- und Vertriebsnetz sowie durch enge Beziehungen zu namhaften Handelshäusern ist das Krupp-Unternehmen mit der Wirtschaft aller Länder der Erde eng verbunden.

Im neuen Deutschland darf Krupp seine alte Bedeutung im Rahmen der nationalen und Weltwirtschaft wiedererbekommen. Das Erbe eines der größten Pioniere der Arbeit und der Wirtschaft ist heute nicht mehr gefährdet. Der Name Krupp aber mag uns, wenn wir in diesen Tagen des Gründers gedenken, Ansporn und Auftrag sein, mit gleichem Glauben und Vertrauen die großen Aufgaben, die uns gesetzt sind, zu meistern und zu erfüllen.

Wir sind klüger als die Frauen des finsteren Mittelalters, die mit Amuletten und Liebestränklein den Geliebten an sich zu fesseln wähnten — wir wissen, daß Falsche und Gepflegtheit den Mann magnetisch anziehen. Deshalb pflegen Millionen wissender Frauen Zähne und Mund morgens und abends mit Chlorodont, der Qualitäts-Zahnpaste von Weltruf, die durch den mikroskopisch feinen Putzkörper den lästigen Zahnbelag schmelz nicht angreift.

Welt der Frau

Neues Wohnen im alten Heim

Die erste diesjährige Frühlingssonne, Zimmerlinde und Schreibtisch meiner Wohn- und Arbeitsstube vergoldend, ließ in mir den lange gehegten Wunschtraum zur Tat reifen: Mein neuem Heim — ganz ohne Umzug oder wesentliche Anschaffung — das Gesicht zu geben, das Ausdruck seiner Bewohner sein würde.

Ja, das schien leichter gesagt als getan! Immer wieder beschaute ich bekommen die ärgsten Weiß- und Spießbürgerlichkeiten (im unterssten Fach Büchermappen bergenden) Träger. Besagte Truhe, vielbewundert und bestaunt, war übrigens ursprünglich nichts weiter als ein uralter hölzerner Militärkoffer; durch biedermeierlich verzierte Einsatzstücke verwandelte er sich zur übersichtlich geordneten Nähzeugtruhe. Ihr einfacher Kunstarbenanstrich wurde nach guten ländlichen Vorbildern bewerkstelligt.

Nun noch weiter Umschau gehalten im Raum: Die guterhaltene „Chaiselongue" wurde aus Sparsamkeitsgründen beibehalten, steht aber im Schmuck einer neuen, schönen Handwebedecke viel breiter und mondscher als früher zur Zeit.

Jo v. Wich.

Neuzeitliches Kochen hilft sparen!

Keine Frau darf sagen: „Ich bin zu alt dazu!"

Mit dreierlei Dingen kann eine gute Hausfrau nicht sparsam genug umgehen: mit Geld, mit Zeit und mit dem Material. Alle drei Dinge sind eigentlich gleich wertvoll. Nehmen wir die Hausfrau von früher, die ihr Essen stundenlang kochen ließ. Es wurde in Salzwasser aufs Feuer gesetzt und war oft nach 2½ Stunden kaum fertig, wenigstens wenn es sich um Kohl und dergleichen handelte. Die Hausfrau mußte in dieser Zeit immer wieder nachsehen, ob das Gericht auch nicht anbrannte, sie verbrauchte also verhältnismäßig viel Zeit für die Zubereitung des Mittagessens. Außerdem wurde Feuerung gebraucht. Heute ermöglicht die moderne Kochweise, das Gemüse in 30 bis 40 Minuten fertigzustellen, indem man es nämlich nicht in Wasser weich kocht, sondern es in heißem Oel oder anderem Fett ohne Zutat von Wasser, in gut schließendem Topf dünstet. Man braucht sich also nur etwa 45 Minuten um die Zubereitung der Mahlzeit zu kümmern, man spart an Feuerung, und außerdem bleiben dem Gemüse die Nährwerte besser erhalten als bei dem langen Auskochen, bei dem Saft und Kraft verloren geht.

Die Hausfrau kann also nichts Besseres tun, als sich darum kümmern, welche neuen Fortschritte auf dem Gebiet der Kochkunst gemacht werden. Genau wie man in anderen Dingen des Lebens modern sein will, soll man es auch beim Kochen sein, denn gerade hier haben wir den greifbaren Vorteil davon.

Kartoffeln z. B. gewinnen wesentlich, wenn sie nicht in Wasser abgekocht, sondern roh in ein Sieb getrieben, noch einmal zum Aufkochen gebracht und nach Bedarf entweder mit Wasser verdünnt oder mehr eingekocht und nach Geschmack gesalzen. Man kann auch ein Stück Zimmt mitkochen.

„Arme Ritter" mit Rhabarber. Der geschälte, gewaschene und in Stücke geschnittene Rhabarber wird odentlich eingezuckert und so eine Zeitlang stehen gelassen. Dann kocht man ihn zu Mus, das ziemlich dick sein muß. Eventuell gießt man es über ein Sieb zum Abtropfen. Dann schneidet man Weißbrötchen in Scheiben, weicht sie in Milch ein, taucht sie in ein Ei und backt sie in Fett schön braun. Dann füllt man den Rhabarber darüber, bestreicht sie mit Eiweißschnee und schiebt sie für kurze Zeit in die Ofenröhre.

Rhabarber mit Sago. Der Rhabarber wird geschält, gewaschen, in Stücke geschnitten und gekocht, bis sich die Stücke spalten. Getrocknetes Obst sollte von allen Bleichsüchtigen und Blutarmen viel gegessen werden. Getrocknete Pfirsiche, Aprikosen und auch Rosinen enthalten etwa das Dreifache an Eisen wie die frischen Früchte.

Die Erforschung des Nährwertes der Nahrungsmittel hat heute einen hohen Stand erreicht, und keine Hausfrau sollte verstäumen, sich über die wesentlichen Punkte zu unterrichten. Sie wird sehen, daß sie, wenn sie die wissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt, viel weniger Geld für die Nahrungsmittel auszugeben braucht, als wenn sie wahllos kauft. Man hat früher einmal über die Landwirte gelächelt und gespöttelt, die anfingen, statt der altüberkommenen Methoden ihren Boden auf wissenschaftlicher Grundlage zu bearbeiten und zu bestellen, aber die Zeit hat diesen Neuerern recht gegeben: unsere Landwirtschaft hat unendlich viel bessere Ergebnisse erzielt und ganz andere Erträge aus dem Boden herausgewirtschaftet, dadurch, daß man sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungsarbeit zunutze machte und die Landwirtschaft auf die neuen Methoden umstellte. An diesem Beispiel kann die Hausfrau lernen. Keine Frau darf sagen: „Ich bin zu alt, noch umzulernen", aber: „Ich habe es mein Leben lang so gemacht, und es war immer ganz gut", — sondern sie soll der Erkenntnis Raum geben, daß sie wirklich auf diesem weiten Gebiet noch beträchtlich zulernen kann. Die Möglichkeiten dazu sind ja überall gegeben, teils durch Bücher, teils durch Kurse, die in der zeitgemäßen Führung eines Haushaltes unterweisen. Der Anschluß an einen solchen Kursus bringt unbedingt Belehrung und wird einer vielleicht mit den Jahren schon etwas einsinnig gewordenen Beschäftigung neuen Reiz geben.

Frühlingszeit — Rhabarberzeit!

Mit dem Rhabarber hält der Frühling seinen sichtbaren Einzug in die Küche. Von jetzt bis Ende Juni ist die eigentliche Zeit, da er die verschiedenste Verwendung finden kann. Uebrigens ist diese Pflanze bei uns in Deutschland noch nicht allzu lange bekannt: erst seit 1880 wurde sie — zunächst am Rhein — als Genußmittel angebaut. Die ursprüngliche Heimat des Rhabarbers ist China. Von den europäischen Ländern hat er zunächst in England Eingang gefunden, von dort stammen auch die meisten heute gebräuchlichen Rhabarberrezepte. Heute sind diese auch bei uns beliebt geworden, denn die Rhabarberspeisen sind besonders an warmen Tagen sehr erfrischend. Man kann den Rhabarber verwenden zur Herstellung verschiedener süßer Speisen, Torten, Pasteten, Marmeladen und Kompotts.

Rhabarbersuppe mit Brot. 400 g Brot (man kann hierzu alte Reste verwenden) wird am Abend vor der Bereitung der Suppe mit heißem Wasser überbrüht und darin liegen gelassen. Am nächsten Tage bereitet man den Rhabarber wie üblich vor — schälen, waschen, in etwa 2 cm lange Stücke schneiden — und kocht ihn zusammen mit dem Brot, bis ein sämiger Brei entsteht. Dieser wird dann durch ein Sieb getrieben, noch einmal zum Aufkochen gebracht und nach Bedarf entweder mit Wasser verdünnt oder mehr eingekocht und nach Geschmack gesüßt. Man kann auch ein Stück Zimmt mitkochen.

„Arme Ritter" mit Rhabarber. Der geschälte, gewaschene und in Stücke geschnittene Rhabarber wird odentlich eingezuckert und so eine Zeitlang stehen gelassen. Dann kocht man ihn zu Mus, das ziemlich dick sein muß. Eventuell gießt man es über ein Sieb zum Abtropfen. Dann schneidet man Weißbrötchen in Scheiben, weicht sie in Milch ein, taucht sie in ein Ei und backt sie in Fett schön braun. Dann füllt man den Rhabarber darüber, bestreicht sie mit Eiweißschnee und schiebt sie für kurze Zeit in die Ofenröhre.

Rhabarber mit Sago. Der Rhabarber wird geschält, gewaschen, in Stücke geschnitten und gekocht, bis sich die Stücke spalten.

Handbestickte Kleider, Spenzer und Blusen

Weber beherrscht uns die sommerliche Mode jugendliche Kleider, Spenzer und Blüschen, im Trachtenstil. Als Material werden Leinen oder leinenartige Stoffe bevorzugt, die mit Motiven und Kanten in leuchtend bunter Kunststickerei mit schnellfördernden Stichen verziert werden

1. Trachtenbluse mit Keulenärmeln aus farbigem Leinen mit verschiedener Plastikstickerei. Bunter Beyer-Schnitt B 32761 für 92 und 100 cm Oberweite und Beyer-Stoffstimmer Nr. 11639/II (23 Motive).

2. Armelloser Spenzer mit Kanten in dreifarbiger Buntstickerei. Bunte Beyer-Schnitt V 32760 (Spenzer) und B 32761 (weiße Bluse) für 88 und 96 cm Oberw. Beyer-Stoffstimmer Nr. 11868/I für 1,05 m Kante.

3. Jugendliche Schoßbluse aus einfarbigem Leinen mit zweifarbig gestickten Kreuzstichkanten. Bunter Beyer-Schnitt B 32765 für 92 und 100 cm Oberweite. Beyer-Stoffstimmer Nr. 91169/I für 2,80 m Kante.

4. Leinenbluse mit angesetztem Glockenschoß und Bündchen in sechsfarbiger Buntstickerei. Bunter Beyer-Schnitt B 32764 für 88, 96 und 104 cm Oberweite. Beyer-Stoffstimm. Nr. 11610/II für 18 gr. u. 12 kl. Motive (erf. 2 Pack.).

5. Kleines Jäckchen mit gestickten Ensembleblüten. Bündch würde auch das Käppchen mit den gleichen Blüten aussticken. Beyer-Schn. V 32762 für 88 und 96 cm Obw. B-Stoffstimm. Nr. 11637/II für 20 große und 20 kleine Blüten.

6. Einfarbiges Dirndlkleid in Schößchenform mit Kanten in sechsfarbiger Stickerei. Beyer-Schn. K 32258 für 88, 96, 104 u. 112 cm Obw. B-Stoffstm. Nr. 12647/II (60 cm br. Kante erf. 3 Pack.) u. Nr. 11636/II (2 m schmale Kante).

7. Blüschen mit angeschnittenem Schoß und bestickt gestickten Blütenranken. B. Beyer-Schnitt B 32765 für 88, 96 und 104 cm Oberweite erhältlich. Beyer-Stoffstimmer unter Nr. 11638/II für 2,80 m Kante erhältlich.

Zeichnungen: Beyer-Atelier.

Johannes Mayrhofer 2

Fernöstliche Skizzen

Hin und zurück war es auch so schon eine Wanderung von 15 oder 16 Kilometer, bei der furchtbaren Hitze eine nicht kleine Leistung. Daß mein Tropenanzug nicht mehr ganz so strahlend weiß aussah, wie er es eigentlich sollte, war verzeihlich. Aber ich wurde trotzdem von einem ortsansässigen Europäer schief angesehen. Es gibt nämlich auch dort Leute, die den Menschen nach seiner Kleidung, und zwar nur nach seiner Kleidung, beurteilen.

Von Singapore aus bewegte ich mich auf der großen Weltverkehrsstraße nach Europa. Aber es gab auch jetzt noch genug der Abwechslung. Nahe, die ich bis dahin noch nicht kennengelernt. Der erste und sicherlich nicht der uninteressanteste war Penang, die bekannte Insel in Malakka. Wir kamen in der Frühe eines Sonntags an, und obschon ich zunächst nicht erfahren konnte, wie lange der Aufenthalt dauern würde, konnte ich doch, ohne die Absicht des Schiffes zu verpassen, gemütsruhig an Land gehen und in der freundlichen katholischen Kirche den Tag des Herrn feiern. Ein Sampan brachte mich verhältnismäßig zum Preislitt wieder ans Land. Nun erfuhr ich genauer, wie lange unser Dampfer hier vor Anker liegen würde, ließ mich zum zweitenmal übersetzen zu der Insel mit den schönen Bergen, über denen weiße und auch dichtere Wolken hingen, so daß man mit brütenden Regenschauern zu rechnen hatte. Schon in den vorhergehenden Tagen hatte ich in dieser Hinsicht einiges erlebt. Auf dem oberen Deck, nahe der Kommandobrücke, war ich aus meiner beschaulichen Ruhe durch einen wolkenbruchartigen Regen aufgescheucht. Der Mißschlag in den Hauptmast, ohne jedoch Schaden anzurichten. Trotzdem begann ich meine Expedition im offenen Auto. Im Gegensatz zu den Amerikanern, die ihren Teint vor jedem Sonnenstrahl und jedem Lüftchen schützen, habe ich eine geradezu fanatische Leidenschaft für unverschlossene Autos, die den Anblick der herrlichen Gotteswelt ringsumher ermöglichen. Auch auf dieser Fahrt ließ ich das Verdeck erst herüberziehen, als es gar zu stark regnete.

Im Schlangentempel

Penang hat schöne Bauten und hunte Geschäftsstraßen. Dazu das prachtvolle Grün der Landschaft. Ich fuhr hinaus zum Schlangentempel mit seinen malerischen chinesischen Schriftzeichen. Fast wunderte ich mich über mich selbst, daß ich da mit so ruhigem Gemüt herumwandere, während in nächster Nähe diese fragwürdigen Tiere sich duschen und winden. Sind sie alle so zahm und friedlich? Sind sie nicht giftig? Ich weiß es nicht. Einer der herumlungernden Jungen, der sich ein Trinkgeld verdienen möchte, packt eine mit der Hand. Die Schlangen sind hier zu Hause. Im Ungesichte des Altars kriechen sie herum. Im Hintergrunde stehen, durch Glas geschützt, verschiedene Statuen. In der Mitte thront auch der Schlangengott in bunten Pus. Davor sitzt ein kleiner Buddha mit gekreuzten Beinen. Nicht weit davon hat man eine Brutstätte für die Schlangen eingerichtet. Rauchwerk brennt vor dem Altar.

Draußen haust in einem Käfig eine riesige Boaconstrictor. Man ist doch vorsichtig genug, diese Bestie nicht in Freiheit herumwagieren zu lassen. In den grünen Büschen regen sich kleine grüne Schlangen, kaum zu erkennen wegen ihrer Farbe, die sie nicht vom Blattwerk unterscheiden läßt, ganz junge Tiere, erst einen Tag alt, wie man mir sagt.

Nachdem ich wieder durch Palmen und nette Eingeborenensiedlungen zur Stadt zurückgekehrt bin, besuche ich noch einen chinesischen Tempel in der Nachbarschaft eines Hindutempels und einer Moschee. Alle Gegensätze friedlich nebeneinander.

Die Tempelhalle ist von Weihrauchnebeln erfüllt. Auch im anstoßenden Hof mit seiner offenen Halle und verschiedenen Nebenräumen bewegen sich die Besucher. Zahlreiche Räucherstäbchen brennen, ja, sie werden sogar von den Gläubigen in ganzen Paketen geschwungen. Dazu das Klappern der Opferschenker, mit denen man die Zukunft erforschen will. Als Opferspenden sehe ich reichliche Gaben von Reis und anderen schönen Dingen. Prächtig anzuschauen sind die goldgezierten Decken, malerisch wirken die schönen chinesischen Schriftzeichen.

Heißes Indien

Von Kolombo beförderte mich ein amerikanischer Dampfer in neun Tagen glücklich nach Kalkutta. Ein gutes, braves Schiff. Einmal hatten wir Maschinendefekt, an einem anderen Tage Steuerungsdefekt, aber immerhin, wir erreichten unser Ziel.

Unterwegs wurde zweimal angelegt. Zunächst in Madras, der Stadt, wo ich während meiner ersten Weltreise zwölf Tage lang liegen blieb, da die Eisenbahnen infolge der Verwüstungen, welche die gewaltigen Regengüsse angerichtet, den Betrieb eingestellt hatten. Aber wie ändern sich so schnell die Zeiten! Von den lieben Freunden und Bekannten von ehedem ist nichts mehr zu sehen. Der Exzhofchof, mit dem ich noch wenige Monate zuvor im Bayerlande so anregende Stunden verlebt, ist gestorben. Der Photograph am München, bei dem ich im Jahre 1930 meine Filme entwickeln ließ, mit dem ich Ausflüge machte und der mich von meiner Abreise freundschaftlich zu sich einlud, damit wir uns, auf dem flachen Dach sei-

nes Hauses sitzend, seine letzten beiden Flaschen echt bayerischen Bieres zu Gemüte führen könnten, ebenfalls tot. So wandere ich in nicht ganz glücklicher Stimmung durch die glühend strahlend weiß aussah, wie er es eigentlich sollte, war verzeihlich. Aber ich wurde trotzdem von einem ortsansässigen Europäer schief angesehen. Es gibt nämlich auch dort Leute, die den Menschen nach seiner Kleidung, und zwar nur nach seiner Kleidung, beurteilen.

Von Singapore aus bewegte ich mich auf der großen Weltverkehrsstraße nach Europa. Aber es gab auch jetzt noch genug der Abwechslung. Nahe, die ich bis dahin noch nicht kennengelernt. Der erste und sicherlich nicht der uninteressanteste war Penang, die bekannte Insel in Malakka. Wir kamen in der Frühe eines Sonntags an, und obschon ich zunächst nicht erfahren konnte, wie lange der Aufenthalt dauern würde, konnte ich doch, ohne die Absicht des Schiffes zu verpassen, gemütsruhig an Land gehen und in der freundlichen katholischen Kirche den Tag des Herrn feiern. Ein Sampan brachte mich verhältnismäßig zum Preislitt wieder ans Land. Nun erfuhr ich genauer, wie lange unser Dampfer hier vor Anker liegen würde, ließ mich zum zweitenmal übersetzen zu der Insel mit den schönen Bergen, über denen weiße und auch dichtere Wolken hingen, so daß man mit brütenden Regenschauern zu rechnen hatte. Schon in den vorhergehenden Tagen hatte ich in dieser Hinsicht einiges erlebt. Auf dem oberen Deck, nahe der Kommandobrücke, war ich aus meiner beschaulichen Ruhe durch einen wolkenbruchartigen Regen aufgescheucht. Der Mißschlag in den Hauptmast, ohne jedoch Schaden anzurichten. Trotzdem begann ich meine Expedition im offenen Auto. Im Gegensatz zu den Amerikanern, die ihren Teint vor jedem Sonnenstrahl und jedem Lüftchen schützen, habe ich eine geradezu fanatische Leidenschaft für unverschlossene Autos, die den Anblick der herrlichen Gotteswelt ringsumher ermöglichen. Auch auf dieser Fahrt ließ ich das Verdeck erst herüberziehen, als es gar zu stark regnete.

Im Schlangentempel

Penang hat schöne Bauten und hunte Geschäftsstraßen. Dazu das prachtvolle Grün der Landschaft. Ich fuhr hinaus zum Schlangentempel mit seinen malerischen chinesischen Schriftzeichen. Fast wunderte ich mich über mich selbst, daß ich da mit so ruhigem Gemüt herumwandere, während in nächster Nähe diese fragwürdigen Tiere sich duschen und winden. Sind sie alle so zahm und friedlich? Sind sie nicht giftig? Ich weiß es nicht. Einer der herumlungernden Jungen, der sich ein Trinkgeld verdienen möchte, packt eine mit der Hand. Die Schlangen sind hier zu Hause. Im Ungesichte des Altars kriechen sie herum. Im Hintergrunde stehen, durch Glas geschützt, verschiedene Statuen. In der Mitte thront auch der Schlangengott in bunten Pus. Davor sitzt ein kleiner Buddha mit gekreuzten Beinen. Nicht weit davon hat man eine Brutstätte für die Schlangen eingerichtet. Rauchwerk brennt vor dem Altar.

Draußen haust in einem Käfig eine riesige Boaconstrictor. Man ist doch vorsichtig genug, diese Bestie nicht in Freiheit herumwagieren zu lassen. In den grünen Büschen regen sich kleine grüne Schlangen, kaum zu erkennen wegen ihrer Farbe, die sie nicht vom Blattwerk unterscheiden läßt, ganz junge Tiere, erst einen Tag alt, wie man mir sagt.

Nachdem ich wieder durch Palmen und nette Eingeborenensiedlungen zur Stadt zurückgekehrt bin, besuche ich noch einen chinesischen Tempel in der Nachbarschaft eines Hindutempels und einer Moschee. Alle Gegensätze friedlich nebeneinander.

Die Tempelhalle ist von Weihrauchnebeln erfüllt. Auch im anstoßenden Hof mit seiner offenen Halle und verschiedenen Nebenräumen bewegen sich die Besucher. Zahlreiche Räucherstäbchen brennen, ja, sie werden sogar von den Gläubigen in ganzen Paketen geschwungen. Dazu das Klappern der Opferschenker, mit denen man die Zukunft erforschen will. Als Opferspenden sehe ich reichliche Gaben von Reis und anderen schönen Dingen. Prächtig anzuschauen sind die goldgezierten Decken, malerisch wirken die schönen chinesischen Schriftzeichen.

Heißes Indien

Von Kolombo beförderte mich ein amerikanischer Dampfer in neun Tagen glücklich nach Kalkutta. Ein gutes, braves Schiff. Einmal hatten wir Maschinendefekt, an einem anderen Tage Steuerungsdefekt, aber immerhin, wir erreichten unser Ziel.

Unterwegs wurde zweimal angelegt. Zunächst in Madras, der Stadt, wo ich während meiner ersten Weltreise zwölf Tage lang liegen blieb, da die Eisenbahnen infolge der Verwüstungen, welche die gewaltigen Regengüsse angerichtet, den Betrieb eingestellt hatten. Aber wie ändern sich so schnell die Zeiten! Von den lieben Freunden und Bekannten von ehedem ist nichts mehr zu sehen. Der Exzhofchof, mit dem ich noch wenige Monate zuvor im Bayerlande so anregende Stunden verlebt, ist gestorben. Der Photograph am München, bei dem ich im Jahre 1930 meine Filme entwickeln ließ, mit dem ich Ausflüge machte und der mich von meiner Abreise freundschaftlich zu sich einlud, damit wir uns, auf dem flachen Dach seines Hauses sitzend, seine letzten beiden Flaschen echt bayerischen Bieres zu Gemüte führen könnten, ebenfalls tot. So wandere ich in nicht ganz glücklicher Stimmung durch die glühend strahlenden Straßen von Madras. 108° Fahrenheit im Schatten, in der Sonne natürlich noch etliche mehr. Auch an Bord des Dampfers bin ich trotz der guten Seeluft am Verschmelzen, trotz leichtester Tropenkleidung. Eine Jacke ziehe ich überhaupt nicht mehr an, ich wandere nur noch umher in ganz leichtem, weißem Hemd und weißer Hose, aber das Hemd ist oft so klatschnaß, daß

Schön deutsch Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Bummel durch eine alte Stadt

Kleiner Haltepunkt Paderborn

Eine Stadt voller heimlicher Schönheit

Es mag sein, daß aus dem Westen des Reiches, aus dem fröhlichen Köln, aus dem fleißigen Dortmund oder dem friedlichen Münster die Reise geht und du mit deinem schnittigen Sportwagen — ganz ein Kind deiner Zeit — die große Heerstraße, den Hellweg, befährst. In Minuten hast du das winklige Soest mit seinen breiten, wehrwilligen Türmen von St. Patrokli hinter dir gelassen, und schnurgerade geht nun die schöne alte Straße durch das leicht gewellte Land. Hier und da ein bäuerlicher Flecken, eine holperige Kleinstadt, dann steht plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein neuer Turmriese vor dir im Land, nicht unähnlich dem von Soest, aber ein wenig schlanker, jünglinghafter, ragender. Und bald versammelt sich um ihn noch eine Vielzahl kleinerer Türme, eine majestätische, barocke Kuppel und schließlich ein ganzes Dächergewirr von ammutiger Buntheit. Das ist Paderborn, die Stadt des östlichen Westfalen, die nun überrascht vom ferne blauen Doning und vom buchigen Egoekamm so einladend vor dir liegt. Du fährst Auto und hast ja sooo wenig Zeit, du freust dich, daß dein Wagen in der Hauptstraße der Stadt wenigstens eine schöne Abhaltstraße findet und du also um so schneller und beauemer hindurchkommen wirst — da stellt sich plötzlich breit und gebieterisch das alte Rathaus dir in den Weg, es hält seine ehrwürdige Fassade dir als Visitenkarte hin und bittet: Bitte, halte einen Augenblick an, mir wirst du schon vertrauen können, daß deine, wenn auch noch so kurze Rast hier nicht vergebens sein wird. Und schon bist du im Bann dieser alten herrlichen Stadt, du hältst an und steigst aus und siehst dich gespannt und ein wenig neugierig um . . .

Aber nun mußt du wirklich deinen Wagen einmal ganz vergessen und auch, daß du ja „eigentlich" gar keine Zeit hast! Folge nur noch, hier unter den alten Bogen des Rathauses hindurch in das schmale Gäßchen, das der „Schildbern" heißt und so eng ist, daß du den Hals ordentlich recken mußt, wenn du die stolzen Giebel der alten Patrizierhäuser dir anschauen willst. Aber bald gerätst du in den Strudel der Menschen, die sich hier — bezaubendes Straßenbild aus einer alten deutschen Stadt — geschäftig um die Läden drängen. Doch nur ein paar Schritte: Dann weitet sich die enge Gasse, und deinem Auge bietet sich ein Bild, wie es dir hinter, gediegener und malerischer kaum eine Stadt zu schenken vermag. Aus der bewegten Enge des „Schildern" fast du plötzlich den Blick frei auf den riesigen Domturm, der, obschon er tief im Hintergrund aufsteigt, dennoch souverän das Bild beherrscht. Wie vom Herzpolt selbst in die Erde gerammt, so steht er da, wuchtig und hart in der Form, adelig im Wuchs und freundlich mit dem spitzen grünen Helm und der luftigen Reihe der Fensteraugen. Wie ein mächtiger Kriegsheld, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, schaut er drein, und so kommt es, daß die wundervoll malerischen, bunten Fachwerkhäuser sich so vertrauensvoll unter ihm zusammenscharen. Ihn seinen Schutz haben sie ihr schönes altes Gesicht aus vergangener Zeit bewahren. Zwischen huntem und geschnitztem Fachwerk blinken noch blanke Butzenscheiben, und Erker springen naiveisig vor. Und in der Mitte des Platzes steht Neptun mit machtvollem Ger über einem rauschenden Brunnen. Vom Dom her schwehen die Tauben weiß und scheckig mit mildem Flug; sie lassen sich traulich an deinen Füßen nieder. Sie fliehen nicht vor deinem Schritt, so sehr herrscht der Friede über diesem Platz, — beschaulicher Friede wie aus einer anderen Zeit, wie ihn die Straße jedenfalls nicht kennt, die du mit deinem brummenden Motor so eilig gekommen bist. —

Aber nun möchtest du nicht wieder zurück, noch nicht; so sehr hält dich der Zauber dieser Stadt in seinem Bann. Gut, so folge mir noch durch das kolprige Wirrnarr einiger kleiner Gäßchen hier unter dem hohen Domturm vorbei, einige enge und ausgetretene Treppchen hinab, und schon tut sich dir ein neuer Zauber auf: Ueberall, wohin du schaust, am Ufer und unter den Häusern hervor sprudeln die Quellen der Pader, die sich auf vielen Wegen hier zwischen den engen, kleinen Häuschen hindurchwinden. Wieviel Quellen es sind? Ja, genau weiß das niemand, aber sicher sind es an die zweihundert. Etwas eng ist es hier, aber das erhöht ja nur den Reiz und die Lebhaftigkeit dieser verträumten Stelle. Denn auch hierhin dringt nicht der Lärm der großen Straße, nur der Ringelreihen der Kinder klingt auf, und das wilde Tauchen der Burschen, die mit nackten Füßen durch das Wasser platschen. Aber nimmer wird dies Wasser trüb, und sein kristallener Glanz gibt diesen Winkeln stets etwas Sonntägliches. Wenn du nun ein Weilchen dich hier unsiehst, wirst du die Schönheit all gewahren, die sich um die Paderquellen aufbaut: kleine Inseln mit grünen Gärten und Weiden, die sich tief zum Wasser rauschend hinabneigen, malerische und altertümliche Häuser und über ihnen auf dem Felsen wie der die ragende, gotische Halle des Domes. Immer aber sprudeln unten munter die Quellen und wissen sobiel zu erzählen wie die fleißigen Wäscherinnen drüben, die über ihre Bänke tief gebeugt, mit flinken Händen ihre Arbeit tun.

Inmitten der Stadt und unter dem Domsprudeln die Quellen der Pader

Photo: Lindemann
Aus d. Archiv des Verkehrsverein Paderborn

Ach, viele Tage müßtest du darauf verwenden, wolltest du alle Schönheit dieser alten Stadt erforschen. Aber ehe du nun zu deinem Motor zurückkehrst, mach noch den kleinen Rundgang mit um die Stadt, über den alten Wall, der heute eine stille Promenade ist, von breiten Kastanien und uralten Linden traulich gesäumt. Von hier aus hast du im friedlichen Bummel immer neue, überraschende Blicke auf die Stadt, und jedesmal zeigt sie sich anders, mit immer neuen Schönheiten und Reizen, so daß du sehr viel Mühe hast zu entscheiden, wo du am herrlichsten gesehen. Ganz nahe am Wall sind noch die letzten Reste der einst so stolzen Stadtmauer geblieben als die Zeugen frühen bürgerlichen Wehrwillens. Doch gerade hier ist die rote Mauer von der Idylle späterer landofeiner Zeit in bezaubernder Weise überrankt: Kleine schwarze und rote Dächer sind da angeklebt und Fenster mutig durch die dicke Mauer gebrochen, so daß dahinter ein kleines Menschendasein sich mit Behaglichkeit einrichten konnte. Da hat dann hier und da der grüne Efeu ein Uebriges getan und unter wilden Blattgewirr Dach und Hauswand versteckt. Und an anderer Stelle hat das Menschenhand ordnend und pflegend das Bild verschönt. Wo Türme und Mauer und buntes Fachwerk innig sich verwoben, blühen in kunstvollen kleinen Steingärten zierliche Blumen und leuchtet gepflegter Rasen. Bänke laden freundlich ein zu verweilen und den Zauber eines herrlichen Stadtbildes andächtiger zu genießen . . .

So kannst du dich schließlich nur schweren Herzens entschließen, von all dieser Herrlichkeit Abschied zu nehmen. Freundlich wird dir denken an Paderborn nimmst du mit auf den Weg. Und wenn dein Wagen müßsam die Harzerhöhe erklommen hat und du noch einmal zurückschaust und hinunterspürst auf die ehrwürdige Stadt, wirst du dir sicher vornehmen, einmal wiederzukommen und länger zu verweilen. Daß es sich lohnt, dessen bist du nun gewiß.

J. J. Link

Einzigartig ist . . .

Deutschland hat mancherlei Einmaliges

Einzigartig ist manches in deutschen Landen, viel Einmaliges finden wir da und dort, das die Blicke auf sich zieht. Allein die deutsche Landschaft! Einmalig ist die Heide der nordischen Weite, einmalig der Wuchs der Tannen im Schwarzwald, der Fichten im Harz und Fichtelgebirge, einmalig die hochschäumende Dünenflut der östlichen Ostsee mit den höchsten Dünen der Welt. Als einmalig müssen die Städte in Franken in ihrem mittelalterlichen Reiz gelten, erst recht einmalig die Industrie im Ruhrgebiet, die Leipziger Wallmesse und der Welthafen in Hamburg.

Darüber hinaus gibt es Einzigartiges aus Geschichte, Kunst und Kultur, Bemerkenswertes des Bodens und seiner Schätze. Wissen Sie, daß das Wunderwasser des Radiumbades Oberschlema, das in sieben Quellen zu Tage tritt, mit der Hindenburgquelle die stärkste Radiumquelle der Welt, mit 13 500 Mache-Einheiten segenspendend aus deutschem Erdboden dringen läßt. In Bad Homburg dreitet sich der größte und schönste Kurpark aller Heilbäder aus, das kleine alte Glotterbad hat die größten Waldluftbäder Europas, Bad Mildungen Heilerfahrung von Weltruf bei Blasen- und Nierenleiden, die die nichtoperative Steinzertrümmerung ermöglicht.

Einmalig und einzigartig ist aber noch vieles andere: So finden wir das einzige Grab eines deutschen Minnesängers, der uns so viel von früher deutscher Wesensart überliefert hat, im Lusamgärtlein hinter dem Dom zu Würzburg mit dem Grab von Herrn Walter von der Vogelweide. Das frühe Mittelalter wird hier in der einstigen geistlichen Residenzstadt am Main lebendig, dieser Stadt, die sowohl im Stadtbezirk wie in der engeren Umgebung vorzügliches Wein an Sonnenhängen hervorbringt und auf einzigartige Flaschen — Bocksbeutel — füllen läßt.

Der einzige Papst, der auf deutschem Boden bestattet wurde, ist Clemens II., der 1047 in Bamberg verstarb und dort im Dom St. Peter und St. Georg, diesem berühmten deutschen Baudenkmal, die letzte Ruhestätte fand. Wie vieles Grabmal im Bamberger Dom, so erzählen viele andere Kirchen in Deutschland von Einst — von Hildesheim bis Köln und Freiburg. Sie künden vom Kunstschaffen, Streben, Glauben und Eifer des deutschen Menschen. Nicht zuletzt die Bürger von Ulm schufen Einmaliges, indem sie zum Preise des Häschlen den höchsten Kirchturm der Erde in 162 Meter Höhe erbauten.

Zurück zu den ältesten Zeiten der Menschengeschichte lenken einige Museen den Blick. Das Hergonne-Museum in Berlin darf als einzigartig deshalb gelten, weil es vollkommene Architekturen des klassischen Altertums — Stadttore und Berg-Altartempel von Pergamon — in den großträumigen Museumsbauten der Welt ausstellt. Das einzige Höhlenmuseum Deutschlands ist dem Lindenhofmuseum in Nordhausen angegliedert. In der Nähe der alten Reichsstadt Nordhausen im Harz gibt es allein über 100 erforschte Höhlen. Das einzige Kochkunstmuseum, wo von Gerichten aus der Römerzeit bis zur Neuzeit alles entsprechende ausgestellt wird, besteht in Frankfurt a. M., das einzigartige Skatmuseum, das das Nationalspiel der Deutschen in vielerlei Zügen verlebendigt, in Altenburg in Thüringen, in Berlin läßt sich das einzige „Augen-Museum" der Welt mit über 100 verschiedenen alten Brillen und mit Augenbehandlungsgegenständen, die 3800 Jahre alt sind, besuchen — und unter den insgesamt 1200 deutschen Museen bestehen weiterhin zahlreiche Sammlungen, die z. T. einzigartiger Art, Form oder Ausmaß sind.

Die einzige deutsche Festung, die im Weltkrieg überhaupt belagert worden ist, finden wir in Ostpreußen mit der Festung Boyen bei Lötzen. Dort spricht das Festungsmuseum von dem zähen Kampfwillen der Stadt bei der Belagerung durch die Russen, erobert wurde Boyen nie.

Die einzige Seefestung an der östlichen Ostsee, die zugleich die Geburtsstätte der deutschen Flotte ist, steht mit Pillau am Ostseestrand, dicht vor den Toren von Königsberg. Von dort nahm der Kolonialgedanke durch den Großen Kurfürsten den ersten Ausgang, und in Afrika wurde damals Groß-Friedrichsburg erworben, leider später dann wieder aufgegeben. Die Kanonenrohre am Hafen erzählen noch davon.

Im alten Ulm an der Donau finden wir den einzigen erhaltenen Saal einer Meistersingerschule in heute militärischen Zwecken dienstbaren Baulichkeiten, der sich in seiner sorgsamen Ausmalung stimmungsvoll erhielt. Die einzige vollkommen echt und bis in alle Einzelheiten erhaltene Folterkammer, mit Werkzeugen und Geräten, liegt unter dem Reichssaal der alten Reichsstadt Regensburg.

Die unendliche Reihe des Einzigen läßt sich noch beliebig fortsetzen — bis zur deutschen Kampfbahn des Olympischen Stadions in Berlin und den Bauten des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg.

Wir wollen hier indessen dieses Einzigartige und Einmalige nur betrachten nach dem inneren Wert — nicht nach der Zahl der Beispiele! —, denn überall finden sich in Deutschland einmalige Dinge, die anregen, aufrichten und aufmerken lassen wollen: seht, das wurde geleistet, seht, das schuf deutscher Fleiß, deutsche Kunst und deutscher Behauptungswille, das schenkt uns deutsches Land und deutscher Boden! Allein die Lage Deutschlands zwischen den hochragenden Alpenbergen und der weiten Flut zweier Meere, die einzigartigen Stromtäler des Rheins, des Mains, der Mosel und der Donau, die mittelalterlichen Städte im Franken, am Harz und Rhein— wo gibt es das noch in der Welt? Wo so viele Naturschönheit, Kunst und Kultur auf engem Raum und in solcher Fülle und Erlesenheit?

Stolz mag uns erfüllen. Stolz darüber, daß Deutschland in der Tat einzigartig ist — —

Karl Lütge.

Kleiner Reisemecker

„Westdeutschland" in Wort und Bild. Im Rahmen ihrer Deutschland-Werbeschriften hat die mit der allgemeinen deutschen Verkehrswerbung beauftragte „Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reisevekehr (RDV)" jetzt das Heft „Westdeutschland" herausgegeben. Es will bewußt kein Reiseführer sein, der praktische Reisewinke gibt oder die Sehenswürdigkeiten aufzählt, sondern es ist eine beschwingte Schilderung, die gemeinsam mit dem schönen Bildschmuck dazu anregen soll, die westdeutschen Gaue auch selbst kennenzulernen. Westdeutschland — das ist die liebliche Romantik des Rheins und die unheimliche Herbheit manches seiner Mittelgebirge, ein Land, in dem neben der Sangesfreudigkeit seiner weinumkränzten, uralten Städte die ernste und stolze Arbeit der ehrwürdige Stadt, wirst du dir sicher vornehmen, einmal wiederzukommen und länger zu verweilen. Daß es sich lohnt, dessen bist du nun gewiß.

Haus, Hof und Garten

Noch einiges zum Gurken- und Kürbis-Anbau

Von Obergärtner Retzlaff

Abb. 1
Zeichnungen: Bamberg M
a Falsch, b richtig verpflanzte Gurkensämlinge

Abb. 3
Riesen-Melonen-Kürbis

Abb. 2. Grochlitzer lange grüne Gurke

Es ist hinreichend bekannt, daß Gurken zum Gedeihen einen gedüngten, gut durcharbeiteten und krümeligen Boden brauchen. Einige Wochen vor der Bestellung grubbert man dann noch 30 Gramm Nitrophoska je Quadratmeter in das Gurkenland ein. Wenn die Gurken anfangen, Ranken zu bilden, sind nochmals 30 Gramm als Kopfdünger zu geben. Nun bepflanzt man die Beetränder zunächst mit Salat oder Kohlrabi. So haben die kleinen Gurkenpflanzen gleich einen guten Windschutz, wenn sie aufgehen oder in das Beet gepflanzt werden. Bei warmer Witterung Anfang Mai, sonst erst Mitte Mai, wird der Gurkensamen in kleine Trupps von vier bis fünf Korn in 30 bis 40 cm Entfernung gelegt. Dies hat vor der Reihensaat den Vorteil, daß die wenigen Pflanzenstellen bei frühter, mäßiger Witterung oder kalten Nächten mit Glasscheiben, Papierhauben oder leeren Blumentöpfen bedeckt werden können. Die kleinen Pflanzen werden nach Aufgang bis unter die Keimlappen mit Erde angehäufelt.

Wer ein Frühbeetfenster zur Verfügung hat, kann den Samen hier in kleine Töpfe legen und nach guter Abhärtung in der zweiten Maihälfte, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, auspflanzen. Wie Gurkensämlinge verpflanzt werden müssen, zeigt die Abbildung 1.

Gute, ertragreiche Gurkensorten gibt es in großerer Anzahl. Eine solche ist z. B. auch die Grochlitzer lange grüne Gurke (siehe Abbildung 2), die in allen Lagen noch gute Erträge bringt. Sie eignet sich als Einleges-, Salat- und rundgehackten als Zucker- oder Senfgurke sehr gut. Für warme Lagen und Böden eignet sich die kleine Delikatessgurke. Als neue Salatgurke ist die Torpedogurke zu nennen.

Die Pflege der Gurken besteht im Sommer im regelmäßigen flachen Lockern des Bodens und in kräftiger Bewässerung bei Hitze und Trockenheit. Bei kalter Witterung gießt man die Gurken besser nicht und läßt sie diese Zeit über trocken stehen. Die Bewässerung wird am besten morgens ausgeführt, denn dann kann sich der Boden während des Tages gut erwärmen. Haben wir warme Sommernächte, so kann natürlich auch abends gegossen werden. Bei sehr kalten und feuchten Böden ist es gut, wenn die Gurkenbeete etwas erhöht nach Art der Spargelbeete, angelegt werden. Ist der Sommer trocken, so braucht man allerdings zur Bewässerung der erhöht angelegten Beete viel Wasser.

Wie die Gurke, so ist auch der Kürbis ein Kind der Sonne. Der Kürbissamen wird im April in einen größeren Blumentopf gelegt. Bis zum Aufgang des Samens stellt man den Blumentopf in ein warmes Zimmer und bald auch ans Fenster. Nach und nach werden die Sämlinge an frische Luft gewöhnt und schließlich etwa Mitte Mai ausgepflanzt. Als Pflanzstelle wird vielfach noch immer der Kompostkaufen gewählt. Zu diesem Zwed darf der Kompostkaufen nicht so liegen, wie er eigentlich liegen soll, nämlich im Schatten; er muß zum Kürbisanbau einen Platz in voller Sonne haben. Weiter muß bedacht werden, daß ein oder zwei Kürbispflanzen den Kompostkaufen gerade die Nährstoffe entziehen, die die Komposterde, später aufs Land gestreut, anderen Pflanzen geben soll. Also muß der Haufen kräftig mit Jauche bereichert werden. Dieses sollte man im Laufe des Sommers noch einige Male wiederholen. Sonst kann man aber auch die Kürbispflanzen in eine gut gedüngte sonnige Ecke des Gartens setzen. Reichlich wässern ist im Sommer die Hauptsache. Eine gute Sorte zeigt die Abbildung 3, es ist der Riesen-Melonen-Kürbis.

Praktischer Ratgeber

Auch der Quitte sollte man Beachtung schenken. Ihre Früchte werden zu Marmeladen wie überhaupt zu allerlei feinen Sachen verarbeitet. In Nordeutschland wird die Quitte nicht in dem Maßstabe angebaut, wie sie es ihrer wertvollen Nutzeigenschaften wegen verdient. In Süddeutschland wird sie sehr geschätzt. Der Quitte sagt ein kiesgründiger, durchlässiger, nährstoffreicher Boden in geschützter Lage am besten zu. In armen, trockenen und sandigen Böden gedeiht sie nicht. Von den verschiedenen Sorten gibt man im allgemeinen der größeren, birnenförmigen Frucht den Vorzug. Die Quitte kommt zumeist in Strauchform vor. In alten Gärten und Parkanlagen ist sie eine beliebte, wenn auch manchmal seltene Erscheinung. Vornehmlich auf Rasenplätzen ist sie Nutz- und Zierstrauch zugleich. Zur Reifezeit bilden die prächtigen, goldgelben Früchte eine herrliche Zierde. Die Quittenkultur ist einfach und verlangt keine besondere Sachkenntnis. Das Beschneiden beschränkt sich lediglich auf das Ausklichten schwacher und das Stutzen zu langer, aus der Form herauswachsender Triebe. Ein regelmäßiges, alljährliches Zurückschneiden der Zweige ist falsch, das würde nur Unfruchtbarkeit zur Folge haben. Das Offenhalten der Baumscheiben zwecks gründlicher Durchlüftung und Durchfeuchtung des Bodens, namentlich auf Rasenflächen ist unerläßlich.

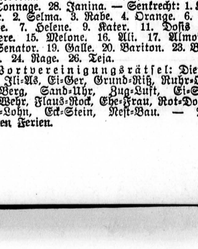
Riesen-Quitte
Zeichnung: Bamberg M

J. V.

Erfahrkartoffel für die beliebte Sorte Industrie? Der Reichsstand ist bekanntlich bemüht, alle nicht krebsfesten Kartoffelsorten vom Saatgutmarkt in Zukunft auszuschließen. Damit sind die Tage der sehr beliebten gelbfleischigen, aber nicht krebsfesten Industriekartoffel gezählt. Es fragt sich nunmehr, was für eine Sorte am ehesten Aussicht hat, an ihre Stelle zu treten. Zur Klärung dieser Frage hat man in Württemberg bereits im Jahre 1935 die als Ersatz empfohlene „Goldgelbe Nordoft" an 150 Stellen unter den verschiedensten Anbauverhältnissen und sogar einer besonderen Anbauart gebracht. Nach der Ernte wurde eine Umfrage über die gemachten Erfahrungen angestellt; sie führte zu folgendem Ergebnis: 1. Die Kartoffelsorte „Goldgelbe Nordoft" ist hinsichtlich der Güte ein vollwertiger Ersatz für Industrie. 2. In etwa 70 Prozent der Fälle wurden gleich hohe Erträge erzielt; vielfach wurde auch ansehnlich mehr geerntet. 3. Die Ansprüche an Boden, Düngung und Pflege bezeichnete man als ziemlich hoch. Der Boden muß laufend locker und gut durchlüftet gehalten werden. Außer reichlicher Stallmistdüngung ist eine zusätzliche Düngung mit Handelsdüngern dringend zu empfehlen. 4. Als empfindlicher Mangel wurde die lang ausstreichenden Stolonen und ihr schütterer Knollenansatz empfunden.

Dr. E.

Das Stürzen des Kartoffeldämpfasses ist oft eine etwas schwere Arbeit, besonders wenn das Schwergewicht unterhalb des Drehpunktes liegt. Wie das Bild zeigt, kann man sich aber die Arbeit erleichtern, indem man ein Stück Gasrohr auf den Kipphebel steckt. Durch diese Hebelverlängerung läßt sich das Dämpfaß bedeutend leichter kippen.



Zeichnung: Bamberg M

Erkrankungen von Menschen im Anschluß an den Genuß von Enteneiern. Verschiedentlich ist über Erkrankungen von Menschen nach dem Genuß von Enteneiern oder Speisen, die mit Enteneiern zubereitet worden sind, berichtet worden. Unter anderem erkrankten 66 Personen nach dem Genuß einer mit Enteneiern zubereiteten Süßspeise an einer paratyphusartigen Krankheit, wobei sechs Menschen starben. Durch die bakteriologische Untersuchung der Süßspeise und einer Ente und von Organen einer der verstorbenen Personen wurde dann festgestellt, daß die Krankheits- und Todesfälle bedingt waren durch das Bakterium Enteritidis Breslau. Weitere Untersuchungen haben ergeben, daß selbst durch Erhitzen der Enteneier die Bakterien nicht restlos abgetötet werden. Zum Beispiel reicht bei der im Haushalt üblichen Zubereitungsform von Kochei, Rührei, Setzei, Eierspeisekuchen und Pudding der Erhitzungsgrad im allgemeinen nicht zur Abtötung der Bakterien aus. Aus diesem Grunde muß vor dem Genuß von rohen oder nicht lange und gründlich genug erhitzten Enteneiern gewarnt werden.

Lk.

Rechnen wie mal!

Die Quersumme einer zweisiffrigen Zahl ist 11. Vertreibsacht man sie und addiert 5, so erhält man eine zweisiffrige Zahl mit denselben Ziffern in umgekehrter Ordnung. Wie heißt die Zahl?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. De8—h5, De4—e6 2. Sf6—g8 matt. a. 1. . ., Kf7xf8, 2. Dh5 nach d8 matt. b. 1. . ., bd—d5, 2. Dh5—f6 matt. c. 1. . ., beliebig, 2. Dh5—d8 matt.

Telegrammrätsel: Aige, Lawine, Huiten, Ruine, Abria, Aegir, Enz. — Gewitter und Regen.

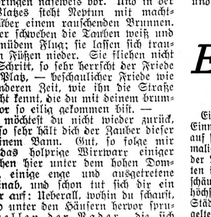
Zusammengesetztes Fahrscheinheft: Gera — Almenau — Erfurt — Plauen — Erfurt — Rothenhausen — Eisenach — Oberhof — Grimmenthal — Schönau — Neudietendorf — Gotha. — Gute Erholung.

Silbenrätsel: 1. Enschede, 2. Hochkirch, 3. Rotterdam, 4. Endivie, 5. Ulanka, 6. Nardo, 7. Deneb, 8. Granit, 9. Entsatz, 10. Augustus, 11. Dollar, 12. Grabbe, 13. Ennepe, 14. Hornung, 15. Einspruch, 16. Namagua, 17. Nancy, 18. Irofese. — Ehre und Geld gehen nicht in denselben Sack.

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Karussell. 3. Ratio. 5. Male. 7. Hebe. 8. Berka. 10. Bandale. 11. Doge. 12. Termite. 14. Nemesis. 16. Kreel. 18. Senegal. 20. Well. 21. Modena. 22. Leber. 24. Rasen. 25. Torte. 27. Tonnage. 28. Janina. — Senkrecht: 1. Kaliber. 2. Selma. 3. Rabe. 4. Orange. 6. Lebanite. 7. Hefeine. 9. Kater. 11. Dosis. 13. Misere. 15. Melone. 16. Ali. 17. Almosen. 18. Senator. 19. Galle. 20. Barlton. 23. Berninа. 24. Rage. 26. Leja.

Wortvereinigungsrätsel: Dienstein, Alt-Ais, Ei-Ger, Grund-Riß, Ruhr-Ort, Hel-Berg, Sand-Uhr, Zug-Luft, El-Sack, Not-Berg, Flaus-Rock, Ehe-Frau, Rot-Dorn, Ifer-Lohn, Ost-Stein, Nest-Bau. — Die großen Ferien.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (7): Weiß (4): Kb4, Db3, Se6, Le7; Schwarz (3): Ke6, Sa8, Bb7.

Füllrätsel.

1. Wie feine — — — es schon getan, ließ auch er jeden Tag den Wagen — — —.

2. Obwohl der Wechsel — — fällig war, hat er seinem Kunden gegenüber, der nicht zahlen konnte, es doch an — — nicht fehlen lassen.

3. Sein — — — bestand darauf, daß er ihm von dem gernteten Getreide wenigstens einen — — — überließ.

4. Sie rief ihrem Verlobten, der unter einem Strauch — — — ruhte, zu, er bleib — —.

Die Striche stehen an Stelle von Silben; in beiden Fällen müssen sie gleichlauten, haben aber nicht die gleiche Bedeutung. Ob die Silben zu Wörtern zusammenzuziehen sind, ergibt der Sinn.

Silbenrätsel.

am — bell — bergh — bif — dal — bra — e — e — e — ei — en — fis — ge — e — gen — go — hy — iff — is — kus — land — lap — ler — les — ll — lind — lob — ma — mach — mann — mo — mus — mut — ni — no — ne — o — ring — re — re — rhen — sean — tai — tem — to — trous un — vol.

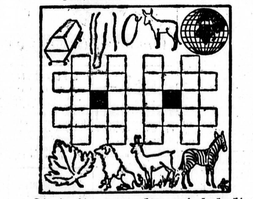
Aus vorstehenden 47 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Horaz ergeben (G ein Buchstabe). Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Geschlemme, 2. Kaiserin der Franzosen, 3. Aufrollrer, 4. Fahrzeug, 5. Krankheit, 6. vorsintflutlicher Dickhäuter, 7. Kümmernis, 8. Brautausstattung, 9. Staatsschutz, 10. Selbstbewußtsicherung, 11. sagenhafte Schlange, 12. bekannter Flieger, 13. Mäßigkeitsfreund, 14. französischer Dichter, 15. deutscher Dramatiker und Schauspieler, 16. Selbstsucht, 17. Richtigkeit.

Streichrätsel.

Sebt man an Stelle der Figuren die betreffenden Wörter, nimmt dann aus den ersten vier Wörtern je die zwei Anfangsbuchstaben, und aus den beiden letzten je zwei zusammenhängende Buchstaben, so erhält man ein Sprichwort.

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Zeilenreihen eingetragenen Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Steigerungsrätsel.

Such eine Stadt im Oest'reicher Land,
Sie ist auch als Tafelfisch dir bekannt.
Steigerst du diese, so wirst du sehn
Ein hohes Mägdelein vor dir stehn.
Das, wie wir aus der Geschichte vernommen,
Ein Fürst sich hatte zur Frau genommen.

Hononym.

Wirst du es zum frohen Feste
Trinke froh wie andre Gäste!
Aber trinkst du immer mehr,
Wirst du es bedauern sehr.

Der ehrliche Schwabe

Das Bähnle schnaufte schon ungeduldig und furchterregend, als ein Herr mit seiner besseren Hälfte ins Abteil stürzte. Gottlob, es war noch Platz. Aber gerade auf dem Eckplatz lag eine kleine Reisetasche. Deshalb wandte sich der neue Fahrgast an den Herrn der gegenüber saß:

„Mein Herr, wollen Sie wohl so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen? Meine Frau würde gern den Eckplatz einnehmen."

„Noi, mei gut's Herrle", sagte der Schwabe höflich aber bes'mmt, „das Täschle werd' i net wegnehme."

Der Fremde war erbost: „Sie wollen sie nicht wegnehmen? — Nun, ich denke auch nicht daran. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als den Schaffner zu rufen."

Listig blinzelte der Schwabe. „Rufet Sie nur den Schaffner!"

Der Schaffner kam, übersah die Lage und sagte freundlich: „Sie müssen aber doch das Täschchen wegnehmen!"

„Noi, sel tu i net — i nehm's net weg!"

„Was soll das heißen?"

„Ja, ja s'ischt scho so, i nehm's amol net weg!"

Da nahm der Schaffner Haltung an: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, ob Sie das Täschchen wegnehmen wollen?"

„Noi, Herr Schaffner, des tu i bestimmt net!"

Bestürzung und zorniges Augengefunkel, während der Schwabe gemütvoll den Dingen, die da kommen sollen, entgegensieht.

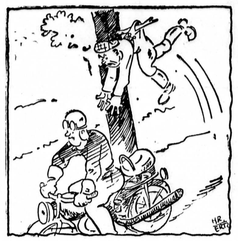
Der Schaffner versucht noch einmal: „Aber warum wollen Sie denn das Täschchen nicht wegnehmen?"

Da schmunzelte der Schwabe :„Ja, bei meiner Seel', weil 's net mein ischt, — i werd doch a fremd's Täschle net wegnehme — i bin ja koi Dieb!"

Da kam auch der Fahrgast, dem das „Täschle" gehörte, und der für kurze Zeit das Abteil verlassen hatte, wieder. A. Neß.

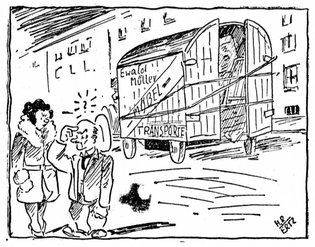
1889 konnte man in einer thüringischen Zeitung folgendes lesen:

„Ein Aufruf des Bürgermeisters zur regeren Inanspruchnahme des städtischen Friedhofes gab dem Kirchenvorstand Anlaß zu einer Sitzung . . ." M. W.



„Die neuen Sattelfedern sind fabelhaft, ein wahrer Genuß."

Eine wahre Begebenheit: „Die lebende Reklame."



Fatal: „Wo hast du die Schlüssel zur neuen Wohnung?"

„Donnerwetter, die liegen im untersten Schubfach vom Kleiderschrank."

Das Brausen mit Champagner

Friedrich Wilhelm der I. war bekanntlich kein besonderer Freund der Wissenschaften, er nahm gern Gelegenheit, sich an seinen Gelehrten und an wissenschaftlichen Instituten zu reiben.

So gab er einst der Berliner Akademie auf, die Ursache des Champagner-Brausens wissenschaftlich zu begründen. Dieser natürlich spöttisch gemeinte Wunsch des Königs verschnupfte die Mitglieder der Akademie gehörig, sie beschlossen gleiches mit gleichem zu vergelten. Auf das sparsame Wesen des Königs bauend, schrieb die Akademie untertänigst zurück: Sie werde dem allerhöchsten Befehl unverzüglich nachkommen, sobald ihr 50 Flaschen Champagner aus dem königlichen Keller zu den nötigen Versuchen geliefert würden. Da kam der König nicht mehr auf sein Verlangen zurück und verzichtete von der Ursache des Champagner-Brausens unterrichtet zu werden. —hag—

Ein Barbier hat den Kunden eingeseift und beginnt zu schaben. „Das Messer kratzt", sagt der Kunde. Darauf der Barbier: „Mal nachschärfen."

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und kehrt mit dem ungewetzten Messer zu dem Kunden zurück. Fängt wieder an zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt noch immer."

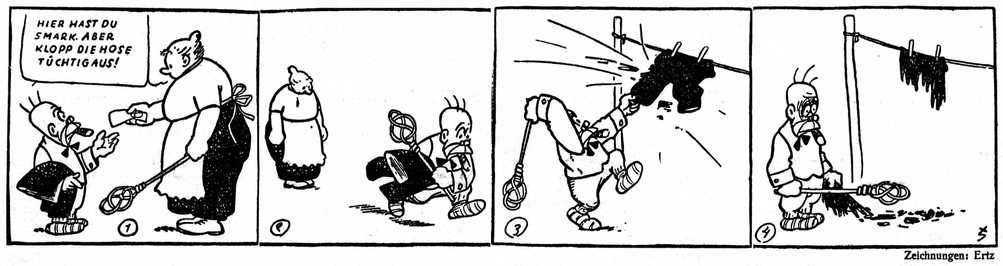
„Nochmal nachschärfen", sagt der Barbier.

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und beginnt wieder mit dem ungewetzten Messer zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt leider immer noch etwas." Der Barbier beginnt an seiner Menschenkenntnis im allgemeinen und am Verstand des Kunden zu zweifeln, sagt aber geduldig: „Das macht nichts, nochmal nachschärfen."

Geht hinter den Verschlag — siehe oben — nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche und fängt aufs neue mit dem ungeschärften Messer zu schaben an.

Der Kunde schweigt. Der Barbier fragt teilnahmsvoll: „Ist es jetzt gut?" — „Ausgezeichnet", erwidert der Kunde.



Zeichnungen: Ertz

Die Heilung quälender Katarrhe die Tag und Nacht zum Husten reizen, muß die Beseitigung des Entzündungszustandes der Atmungsschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphocalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphocalin" hilft von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gewebefestigenden Mineralsalzgehaltes. — „Silphocalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Richten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphocalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 6 Tabl. RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Bären-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bähler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusend d. interes. illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Straub.

Bettfedern gemischt, 1/2 kg RM 2.50 Daunenflaum RM 14.-, Einen an 4.40 u. ohne Land. Artikel. Verlangen Sie heute noch unser. Preisliste und Muster kostenlos. A370. -Versandhaus. Best zurück

Josef Christl Nachf. Inh. Schwarz Cham 309 Bayer. Ostmark

Graue Haare verschwinden wieder Prämiiert mit goldener Medaille Brotschurz kostenlos Hohenstein-Ernstthal 26

Gr. Wild-Preisliste 25.00

Silberhochzeit 84 Seiten Musterbuch 471 günstige Angebote. Heute ohne Porto, postfreie Zusendung gegen Voreinsendung!

Preisbeispiel: Arbeitsstiefel, naturbraun Sportschnürstiefel mit dicker, schwerer Langgummisohle. Absatzleisten. Größe 40-48 nur 5.90

Meter Oberlanddienst Frankfurt (Main) WE 47

Uhrenhaus Rich. Z. Uhr von 1.90 an

Taschenuhren Rich. Z. 6 Steine Chrom 6.75 4 Double 8.80 Großkatal. anfordern Albert Schmoll jr. Neuenrade Nr. 141

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignonzucht. Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Kathol. Ehe

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen.

25jähr., kath. Mädchen aus bürgerl. Familie möchte auf diesem Wege, da es an passender Herrenbekanntschaft fehlt, m. Zuschriften, am liebsten Lehrer od. mittl. Beamten bekannt werden zwecks

Heirat

Todesfall, Vergantung, Pfändung, Strengste Verschwiegenheit, w. zugesichert. Zuschr. mit Wild unt. Nr. 7/149 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. nett. Frl. in best. Dauerstellung, evtl. Witwer mit 1-2 Kindern. Ausst. u. Eigvert. vorhanden. Angeb. u. Nr. 7/150 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Ostpreuß. Kaufmann, 30/1,70, ev., solide, strebsam, gute Position, wünscht Bekanntschaft mit gebildeter, ev. Dame zwecks

Heirat

Ernstgemeinte Zuschriften unter Nr. 7/151 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Beg. Kassel Schlicht. nett. Frl. in best. Dauerstellung, evtl. Witwer mit 1-2 Kindern. Ausst. u. Eigvert. vorhanden. Angeb. u. Nr. 7/150 an „Der 7. Tag", Paderb.

Die großen, frischen Frühjahrseier halten sich in Garantol über ein Jahr!

Gallenstein- Nieren- u. Leber- leidende verwenden mit gutem Erfolge das altbewährte Spezialpräparat Dr. Hermsen's ANTIGALLIN Wirkt steinauflösend und schmerzstillend. Wissenschaftlich erprobt und begutachtet. Fragen Sie Ihren Arzt. In allen Apoth. erhältl. Aufklärende Druckschr. Nr. 7 d. ch. Hermsen & Co., Chem. Fabr., Berlin-Friedrichshagen

Sofort Hilfe! Betten Schlafdm. Kinderbetten, Stahlfeder-u. Auflegematr. an die Tschamp. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Stahlitz.

Sort mit den Winterspeckpfunden! Fort mit dem überflüssigen Fett, damit der alles verjüngende Frühling auch in Ihrem Körper Einzug halten kann. Trinken Sie Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee, aber beginnen Sie gleich mit der Kur, denn im Frühling ist die Wirkung besonders groß. „Richtertee" erfrischt den Organismus vom Grund auf, regt den Stoffwechsel an und sorgt für eine gesunde Gewichtsabnahme. Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee AUCH IN TABLETTENFORM DRAGEE-TABLETTEN

Hordfeger kennt man schon seit Jahren; es reinigt glänzend und hilft sparen! Höhn's Herdfeger Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Fisch Feinkost

ca. 5-kg-Paket 11 Dos., nur erste Marken wie Bremen, Vorp. Iron ab Bremen, Vorp. Iron Rollmops, Brather., Stem.- u. Gaise-Her., Heringe in pik. Tunken usw. ca. 5.95

ca. 5-kg-Paket wie oben l. besond. erle. sener Ausw. RM 4.45

Salzlettheringe 5-kg-Eimer, neue gr., vollfleisch. RM 2.50 ab Bremen, Vorp. Iron

TH. MARTENS u. Co. Bremen 1/34

Inserieren bringt Erfolge

Pfui Knoblauch - sagen Sie nicht mehr, wenn Sie die bek. „Lukusta-Knoblauchöl-Kapseln" kennen? Ideal in Form und Wirkung, völlig geruch- u. geschmacklos! Packung -.90, Großpackung M. 1.75. Wenn nicht am Ort erhältlich Direktversand gegen vorh. Einsendung des Gegenwertes in Briefmarken. Lukusta-Vertrieb M. Stargardt, Breslau 13, Schließfach 76.

Heckenpflanzen per 100 St. 30/50 cm hoch, Liguster (immergrün) 7 Mk., Thuja Lebensb. 10 Mk. Meine Werbe-Ausw. Edel-Rosen 10 St. I. Qual. 3.10 Mk. frei Haus einschl. Verp. 4.10 Mk., 20 St. 7.50 Mk. Himbeeren „Preußen" 10 Stück 1.80 u. 1.20 Mk. Preisl. üb. alle Pflanz. gratis Rudi Hartmann, Versandbaumschule, Pinneberg 14 (Holstein)

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängeneiken" Preisl. gr. u. franko M. Gnadl Pflanz.-B. Trudering 178 Obb.

Nähmaschinen von Ritter besonders gut. Ab 124.- RM Ritter Paderborn (Dom gegenüber)

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Kieler Echte Matrosen-Kinderanzüge, Kleider und Mäntel, 3-4 mont. Ratenzahlg. ohne Anzahl. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis benust. Angebot u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körpergr. Schreibt bis Fußsohle, Knabe oder Mädchen u. Bernd. Marine-Offizierstuche u. Yachtclubserge, licht-, luft-, seeecht, farb. Kammgarnstoffe, Triker, Cord, auch Reste! Anzüge, Kostüme, Mäntel, Kleid „Blecke, Ros Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 128

Motorfahrrad ca 148.- Frontantrieb Außenlstung Beleuchtung Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.- Drei-Sperrenrad mit Fr. z. Br. RM 39.- Katalog kostenlos E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 585

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn, Hannover 3504.

3 Diener Sie sehr wenig kosten, Sagavas sagein auf ihrem Posten! Persil iMi ATA

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag"; IV. Vj. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 105.